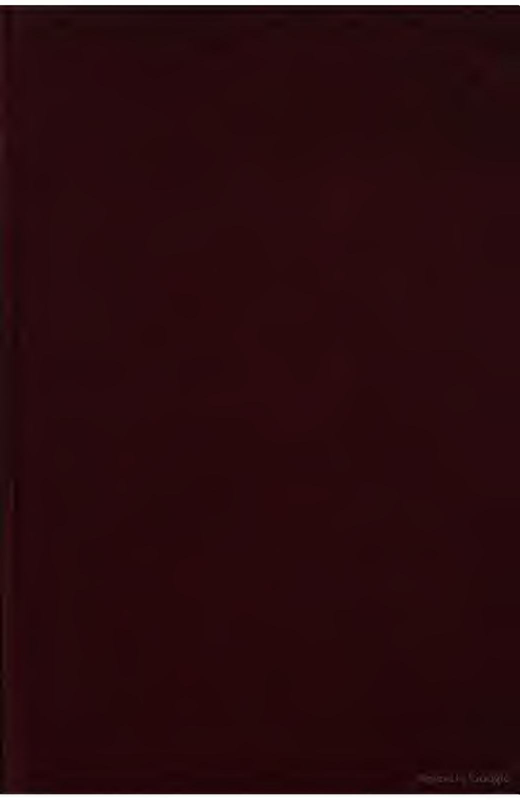


Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.



Neue Folge. Zwölfter Band.

Jahrgang 1896. Heft 1.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer

Inhalt.

❧

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Zwölfter Band. Jahrgang 1896.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.



Neue Folge. Zwölfter Band.

Jahrgang 1896.

Frankfurt am Main.
Druck von Gebrüder Knauer.

Inhaltsverzeichnis.

III. Litterarische Mitteilungen:

IV. Hochstiftsmitteilungen:

V. Geschäftlicher Teil:





Goethes Eltern.

Originalsilhouetten im Besitze des Hochstifts.

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Friederike.

Von Herrn Prof. Dr. E. Elster, Leipzig.

(31. August 1895.)

Unter den zahlreichen Frauengestalten, die auf Goethes Leben und Dichten Einfluß gewonnen haben, hat sich keine zweite der Teilnahme und Liebe weiterer Kreise in so hohem Grade zu erfreuen gehabt wie Friederike Brion von Sesenheim. Sie war des Jünglings erste, sein ganzes Herz ausfüllende Liebe, ihr Wert und Wesen beseligte ihn zu der Zeit, als sein Genius zum ersten Male seine Schwingen zu freiem und kühnem Flug erhob. Das Interesse für Friederike ist vor einigen Jahren, freilich in sehr unerfreulicher Weise, durch die bekannte Schmähschrift Froitzheims wieder lebhaft angeregt worden, und wenn es mir auch ferne liegt, dessen ebenso fadenscheinige wie unerquickliche Darstellung hier genauer zu beleuchten, so konnte und mußte sie uns doch veranlassen, die ziemlich zahlreichen Berichte über dies erste innige Herzensverhältnis unseres größten Dichters noch einmal im Zusammenhange nachzuprüfen.

Die kritische Aufgabe liegt hier freilich nicht ganz einfach, denn wir besitzen keine einzige Quelle, der wir unbedingt folgen dürften, und es gilt vielmehr, aus Goethes eigenen dichterisch ausgeschmückten Berichten, aus unzuverlässigen Zeugnissen anderer, den freigebigen Nachrichten der klatschsüchtigen Fama und den dürftigen Angaben der Archive die Wahrheit mühsam herauszu-

schälen. Nirgends so deutlich wie in der Erzählung über Friederike offenbart sich der dreifache Sinn des Titels „Dichtung und Wahrheit“: erstens besaß der Mann, der hier über seinen Entwickelungsgang berichtet, — um mit Goethes eigenen Worten zu sprechen — die seltene Fähigkeit, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen; in der Art und Weise, wie er die Dinge auffaßt und nach sich modelt, zeigt sich der geborene Dichter, der in allem Vergänglichen gleichnisweise den Wert und die Bedeutung des Lebens erschaut; zweitens ist der Bericht von den wahren Ereignissen durch Hinzufügung dichterisch erfundener Züge ausgeschmückt, und drittens ist die Form eine solche, daß sie den Gesetzen des poetischen Kunstwerks entspricht. So sehr auf diese Weise „Dichtung und Wahrheit“ unsere ästhetischen Forderungen befriedigt, so bedenklich und zweifelhaft ist doch gerade durch diese Vorzüge die uns beschäftigende Erzählung als geschichtliche Quelle. Goethe selbst sagte zu Eckermann, daß in dieser Darstellung nichts mitgeteilt sei, was nicht erlebt, aber nichts so, wie es erlebt worden sei. Wir müssen daher an der Hand geringer Anzeichen erst mühsam das dichterische Beiwerk loslösen, um den wahren Kern zu ermitteln. Hierzu dienen uns insbesondere einige, leider wenig Detail bietende Briefe und Gedichte Goethes aus eben dieser Zeit seines Sesenheimer Liebeslebens. Die Berichte anderer, eines Ludwig Tieck, eines August Näke, eines Heinrich Kruse u. s. w., die in dichterischer Begeisterung sogenannte Wallfahrten nach dem elsässischen Dörfchen unternahmen, um aus dem Mund alter Leute noch ergänzende Wahrheit zu gewinnen — diese Berichte sind größtenteils ziemlich wertlos: sie variieren nur die oft unerquickliche Litanei unzuverlässiger und leicht erklärbarer Gerüchte.

Lassen Sie mich zunächst die Thatsachen erzählen, hierauf die unvergleichliche Darstellung in Dichtung und Wahrheit und ihre interessanten Abweichungen von der Wirklichkeit beleuchten, und endlich unser Urteil über Goethes Verhalten, so gut ich's kann, feststellen.

Mitte Oktober 1770, wahrscheinlich am 13. des Monats, betrat der 21jährige Student Goethe zum ersten Male die Schwelle des Sesenheimer Pfarrhauses. Ein muntrer und geweckter Freund,

der stud. med. Friedrich Leopold Weyland, der der Familie des Pfarrers Brion weitläufig verschwägert war, führte ihn in das gastliche Haus ein. Der kleine, damals 53jährige Hausherr, ein streng-orthodoxer Lutheraner, der sich bei der Gemeinde des besten Ansehens erfreute, war ein freundlicher Mann, aber durch geistige Gaben nicht ausgezeichnet und von engem Gesichtskreis. Er war von 1743—60 in Niederrödern bei Selz, von da an bis zu seinem 1787 erfolgten Tode in Sesenheim als Geistlicher thätig. Seine sieben Jahre jüngere Gattin, Magdalena Salomea geb. Schöll, wie er in Straßburg geboren, damals 46 Jahre alt, war eine große hagere Frau von feinem, taktvollem und einladendem Benehmen: sie verriet durchaus eine gute und sorgfältige Erziehung. Von elf Kindern, die sie ihrem Gatten schenkte, starben sechs in zartem Alter: von den fünf überlebenden lernte Goethe die seit 13 Jahren vermählte älteste nicht kennen; die zweite, Salomea, von Goethe in Anlehnung an die Primrosesche Familie im „Landprediger von Wakefield" Olivia genannt, damals 21 Jahre alt, war ein etwas hausbackenes Mädchen; sie heiratete später einen badischen Pfarrer. Die dritte war Friederike; die vierte, Sophie, ein 14jähriges Kind, ist von Goethe nicht genannt, während er das Nesthäkchen, den siebenjährigen Christian, in kühner Parallele zu dem Wakefielder Landprediger, unter dem Namen Moses einführt.

Friederike, höchst wahrscheinlich 1752 geboren, also damals 18 Jahre alt, war ein schlankgewachsenes blühendes Mädchen von unendlicher Anmut. Kein authentisches Bild von ihr ist uns erhalten, aber Goethes Schilderung von dem allerliebsten Stern, der ihm an diesem ländlichen Himmel aufging, macht die Kunst des Malers zu Schanden. „Beide Töchter," sagt er, „trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens

der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen."

Einige Tage verweilte der Dichter in dem gastlichen Hause. Es mag wahr sein, daß er in dürftigster Kleidung herkam, und, einer mutwilligen Vorliebe für Mystifikationen folgend, sich als Student der Theologie, vielleicht auch unter fremdem Namen, vorstellen ließ. Der von Weyland wohl schon früher oft genannte Freund gab aber bald sein lustiges Inkognito auf, und das mochte denn zu heiteren Scherzen reichlichen Anlaß bieten. Man erfreute sich bei dem schönen Herbstwetter an erquickenden Spaziergängen, besonders nach einem bewaldeten Hügel, dem Ebersberg oder Nachtigallenwäldel, von Goethe „Friederikens Ruhe" genannt; und der Mond stand bereits am Himmel, als der Dichter am ersten Abend, in Gesellschaft der anderen, Arm in Arm mit seiner jungen Freundin nach dem bescheidenen, aber malerisch gefälligen Pfarrhaus zurückkehrte. „Friederikens Reden," so berichtet er, „hatten jedoch nichts mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte." Zu Hause aber ergötzte der Sohn der Frau Aja die jungen Gemüter durch Erzählung anmutiger Märchen, und auch Frau Musika förderte die heitere Stimmung des behaglichen Kreises.

Früher, als dem Dichter lieb, mahnte Weyland zur Heimkehr. Und kaum in Straßburg angelangt, sieht sich Goethe gedrängt, einer lange vernachlässigten Freundin von seinem Seelenzustand zu berichten. Sein liebefrohes Herz hatte seit Monaten von manchem Frühlingssturm ausruhen können; in der aufgeweckten muntren Gesellschaft von Freunden war ihm ein Tag nach dem andern vorübergeeilt, und er hatte wenig Zeit zum Denken, gar keine Ruhe zum Empfinden gehabt: sein bisheriges Leben in Straßburg war wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber ebenso wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel war.

Rühmend gedenkt Goethe der angenehmen Leute auf dem Lande: die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel hätten jede schlafende Empfindung, die Erinnerung an alles, was er liebe, in ihm geweckt. An Friederike selbst aber schrieb er gleich am folgenden Tage einen Brief, der einer vollen Liebeserklärung ähnlich sah. „Liebe neue Freundin" (so lautet die Überschrift) „Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug' im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsre Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bißchen günstig sein?" Dieser Anfang scheint ihm dann selbst doch etwas zu stark gewesen zu sein, und er beginnt noch einmal: „Liebe, liebe Freundin, ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will und was ich schreiben möchte, das ist ein andres; so viel merk' ich an einer gewissen inneren Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte" ... Er erzählt dann von dem Ritt nach Straßburg und fährt hierauf fort: „Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch auf dem Wege schon unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie balde wieder zu sehen .... Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben. — Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gerne wiedergäbe." Dieser unzweideutige Brief an Friederike ist der einzige, der uns erhalten geblieben ist: von ihr besitzen wir keine an Goethe gerichtete Zeile; aber zahlreich, das wissen wir, waren die zärtlichen Blätter, die zwischen Straßburg und Sesenheim hin- und hergetragen wurden.

Wann Goethe den schnell geplanten zweiten Ausflug nach Sesenheim ausgeführt hat, ist uns unbekannt, aber lange scheint er nicht gezögert zu haben. Man erzählt uns: als einst junge Mädchen des Dorfes in der Scheune des Pfarrers mit ländlicher Arbeit, dem sogenannten Welschkornbasten, beschäftigt waren, da erschien dort auch Herr Goethe und brachte das junge Volk durch seine Späße und drolligen Erzählungen so sehr zum Lachen, daß es fast nichts arbeiten konnte. Das mag im November 1770 gewesen sein, denn zu dieser Jahreszeit wird das Basten des Welschkorns oder türkischen Weizens in der Regel verrichtet. Sicherlich aber zog's ihn um Weihnachten wieder nach dem lieblich bescheidenen Pfarrhaus, und herzliche Verse ließ der freundlich Eingeladene voraneilen:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergetzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Über diesen Aufenthalt in Sesenheim wissen wir nichts Genaueres; ein Brief Goethes aus dieser Zeit an seinen Freund Horn, den Eckermann noch im April 1829 lesen konnte, ist verloren gegangen. Der Ausdruck der Liebesempfindung war aber bereits so lebhaft, daß Eckermann Spuren vom „Werther“ entdecken konnte; der glückliche Jüngling schien sich in einem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern.

Höchst wahrscheinlich war es bald darauf, als Frau Brion mit ihren Töchtern den längeren Besuch in Straßburg abstattete, den Goethe gegen Ende seines Straßburger Aufenthaltes und in den Sommer verlegt. Die anziehenden Eigenschaften der ländlichen Freundin kamen hier in ungewohnten Verhältnissen wohl weniger zur Geltung, aber die natürliche Empfindung, mit der Friederike

litterarischen Gesprächen und einer Vorlesung des „Hamlet“ folgte, mußte dem gelehrigen Schüler Herders reizvoll bleiben, wenn auch manche Straßburger Schöne der Geliebten durch gewandte und wohlstudierte städtische Manieren überlegen sein mochte.

Endlich hieß es: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche Durch des Frühlings holden, belebenden Blick“; das letzte Semester unseres stud. iuris, der gleich andern sich in seinem Berufsstudium nicht überanstrengt hatte, war verflossen, und kaum genoß er die ersehnte Freiheit, als er auf schnellem Pferde nordwärts nach dem geliebten Sesenheim eilte. Herrlich hat er den nächtlichen Ritt in dem bewegten handlungsreichen Gedichte „Willkommen und Abschied“ geschildert. Der Empfang war der freundlichste.

Ich sah dich und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Atemzug für dich!
Ein rosenfarbes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht
Und Zärtlichkeit für mich! Ihr Götter,
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.

In diesen heiteren Frühlingstagen ward der Bund der Herzen durch ein offenes Bekenntnis besiegelt; „grenzenlos glücklich“, wie der Dichter selbst sagt, fühlte er sich an Friederikens Seite; in jenem Nachtigallenwäldel erfolgte die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß beide einander von Grund aus liebten. — Mehr als zuvor war Goethe von dem Zauber der Geliebten gefangen. „Ihr Wesen,“ sagt er, „ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. . . . So, wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie, etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Notwendiges zu bestellen, über Rain und

Matten leichten Laufes hineilte." — Der Abschied nach solchen Tagen des Glückes war schwer; aber baldiges Wiedersehen stand in Aussicht, und ein Kuß, in Gegenwart der Eltern gegeben, verkündete offen, daß diese Herzen sich für immer verbunden fühlten.

Häufiger als zuvor flogen die Briefe hin und her: diejenigen Goethes, im ganzen gegen 30 Stück, sind später sämtlich von Friederikens Schwester Sophie verbrannt worden. Auch mancher poetische Gruß war darunter, und einer der duftigsten ist uns erhalten: es ist das Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter". Gemalte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; Goethe malte der Geliebten gleich ein paar Stücke und übersandte sie mit jenen allbekannten Versen, die aber ursprünglich viel zärtlicher lauteten als sie in den Gedichten abgedruckt vorliegen. Statt der Worte:

„Einen Blick, geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung"

hieß es zuerst „Einen Kuß, geliebtes Leben," und eine vielsagende Strophe ward von dem bedächtigen Dichter später ganz ausgemerzt; sie lautet:

„Schicksal, segne diese Triebe,
Laß mich ihr und laß sie mein,
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein."

Und den Wunsch unvergänglichen Zusammenhaltens äußert die Schlußstrophe deutlicher als später:

„Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband."

Wenn eine volle und unzweideutige Aussprache zwischen Liebenden Verlobung genannt wird, so lag hier eine solche vor; und nur bei dieser Voraussetzung können wir es begreifen, daß Goethe im Mai und Juni 1771 einen etwa fünfwöchigen Aufenthalt im Sesenheimer Pfarrhause nehmen konnte. Professor Düntzer in Köln, der eine überzeugende umständliche Widerlegung von Foritzheims Anklagen veröffentlicht hat, meint freilich, Goethe

habe damals die Beziehungen zu Friederike lösen und sich mit der Familie aussöhnen wollen; aber ich glaube nicht, daß es das Richtige ist, sich zur Erledigung eines solchen Vorhabens bei den Eltern der zu verabschiedenden Braut über einen Monat lang vor Anker zu legen.

Immerhin sah es zu dieser Zeit in Goethes Innerem nicht immer heiter aus. Es drückten ihn die bangen Ausblicke in die Zukunft. Oft freilich schien ihm das Glück der Gegenwart über alles erhaben, was er früher erlebt hatte. „Sind nicht," schrieb er einem älteren Straßburger Freunde, „sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag' ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet; sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund!" Aber er empfindet zugleich, daß das Schicksal zu jeder Glückseligkeit eine schmerzliche Zugabe erteilt, und diese besteht in nichts anderm als in den düstern Erwägungen über die Unhaltbarkeit seines Zustandes. Jener Straßburger Freund, der nüchterne Aktuar Salzmann, ein verhärteter Junggeselle und ohne Sinn für weiblichen Reiz, mochte wohl schon des öftern dem 18 Jahre jüngeren Dichter wie Carlos dem Clavigo gegenübergetreten sein; und Goethe selbst gestand bald darauf, daß er zu sehr wachend sei, um nicht zu fühlen, daß er nach Schatten greife. Seine eigne Einsicht in ernsteren Stunden und der drohende Widerspruch des strengen Vaters ließen es ihm als unmöglich erscheinen, daß er sich bereits jetzt und mit dieser ländlichen Schönen für das Leben verbinden könne. Einstweilen aber, durch die Gegenwart der Geliebten beglückt und verwirrt, führte er das selige Traumleben fort, und seine schweifende Seele, die sich wie das Wetterhähnchen auf dem nahen Kirchturm hin- und herdrehen wollte, blieb doch noch lange nach Friederikens Herzen gewendet. In mannigfachen ländlichen Beschäftigungen verbringt er mit ihr gemeinsam die heiteren Frühlingstage; aber als die Abschiedsstunde naht, fühlt er sich ängstlich und von peinlichen Zweifeln bedrückt.

Nach Straßburg zurückgekehrt, beeilte er sich zunächst, sein juristisches Examen zu erledigen; am 6. August erfolgte die Pro-

motion, und kurz darauf rüstete er zum Abschied. Vorher aber wünschte er noch einmal Friederike zu sehen; er ritt hinaus und verbrachte trübe, jammervolle Stunden in ihrer Nähe; als er nach mehr als 40 Jahren diesen Teil seiner Lebensgeschichte seinem Sekretär Kräuter diktierte, hielt er wiederholt tief ergriffen inne, um dann in schmerzlich gedämpften Tone fortzufahren. Und was berichtet er? Ihm sei die Erinnerung dieser peinlichen Tage nicht mehr geblieben. Wir dürfen annehmen, daß er ein bestimmt entscheidendes Wort noch nicht ausgesprochen, sondern sich auf Andeutungen beschränkt hat. „Als ich Friederiken die Hand noch vom Pferde reichte," so schreibt er, „standen ihr die Thränen im Auge, und mir war sehr übel zu Mute." In einem Brief vom Jahre 1779 sagt er: „Ich mußte Friederiken in einem Augenblicke verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete." Aber erst von Frankfurt aus that er schriftlich den entscheidenden Schritt; Friederike antwortete durch einen Brief, der ihm das Herz zerriß. „Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich."

Friederike stellte sich äußerlich von dem schweren Schlag wieder her, so wie man ein zertrümmertes Gefäß heil nennt, wenn es notdürftig wieder zusammen gekittet ist; und nach Jahresfrist hoffte ein andres Haupt der Straßburger Genieperiode, Jakob Lenz, ihr fühlendes Herz für sich zu gewinnen. Aber der hochbegabte, wenn auch verworrene Jüngling, der ein besonderes Talent besaß, sich unglücklich zu verlieben, fand bei Friederiken kein Gehör; und in einem seiner schönsten Gedichte, „die Liebe auf dem Lande", das freilich erst 1775 entstand, hat er den

Eindruck seiner Erlebnisse in herrlichen Worten festgehalten. Er schildert, daß ein junger Kandidat in das Haus eines Landpfarrers kommt:

„Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich.
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück,
All' itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heiligenbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlaßne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnrung sog;
An ihrem Brotschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Im Traum er immer wieder kam.
Für ihn sie noch ihr Härlein stutzt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt;
All ihre Schürzen anprobiert
Und ihre schönen Lätzchen schnürt
Und von dem Spiegel nur allein
Verlangt, er soll ein Schmeichler sein."

Lenz fingiert, daß die Schöne, von dem Vater gezwungen, widerwillig des Kandidaten Gattin wird; „doch," fährt er fort,

Doch wenn er freundlich herzt und küßt,
Für Unruh sie des Todes ist.
Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach, jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Jahre vergingen, ehe Goethe und Friederike wieder direkt etwas von einander hörten. Er übersandte ihr im Oktober 1773 durch Salzmann ein Exemplar des „Götz von Berlichingen" und

ließ bemerken, die arme Friederike werde sich einigermaßen getröstet finden, wenn der Untreue — Weißlingen — vergiftet werde. Als Goethe 1775 in Straßburg verweilte, gewann er es nicht über sich, die Sesenheimer zu besuchen, aber bei einem neuen Aufenthalt daselbst, 4 Jahre später, im September 1779, kehrte der Weimarische Geheime Rat, der von aller Welt bewunderte Verfasser des „Werther", in dem stillen Pfarrhause ein und ward freundlich und liebevoll empfangen. „Da ich jetzt," schrieb er darüber an Frau v. Stein, „da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm.... Die Alten waren treuherzig; man fand, ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." Auf einen Dankesbrief für die freundliche Aufnahme, erhielt Goethe im März 1780 eine wohlthuende und herzliche Antwort Friederikens. Damit war ihre Verbindung für immer gelöst.

Über die ferneren Schicksale Friederikens wissen wir wenig; nach dem 1787 erfolgten Tode des Vaters siedelte die 35jährige nach Rothau in den Vogesen über, wo ihr Bruder Christian Pfarrer war. Während der Revolutionsjahre, 1788—93, soll sie in Paris gelebt haben; später kehrte sie nach Rothau zurück, vertauschte diesen Aufenthalt 1801 mit Diersburg in Baden, wo sie im Hause ihres Schwagers Marx freundliche Aufnahme fand,

und zog mit diesem 1805 nach Meißenheim bei Lahr. Hier starb sie unvermählt am 3. April 1813, im Alter von 61 Jahren. Sie war wegen ihres freundlichen, liebevollen und hilfsbereiten Wesens allgemein beliebt, und eine Dame, die viel Gutes von ihr erfahren, faßte ihr Urteil in den bezeichnenden Worten zusammen: „Noch lange, wenn ich als Kind von einem Engel reden hörte, so dachte ich ihn mir wie Tante Brion." Ihre Liebe zu Goethe war in dem kleinen Sesenheim allbekannt und die böse Welt unterließ es nicht, den guten Ruf des vielgeprüften Mädchens durch widerwärtigen Klatsch in Zweifel zu ziehen; da ihre Schönheit und Anmut außer Goethe noch manchen anderen in das stille Pfarrhaus zog, so ward noch von manchem andern Liebesverhältnis der Vielbesprochenen gefabelt, und neuerdings versuchte Herr Froitzheim in Straßburg, dies leere Gerede mit der Miene des weltkundigen Mannes durch archivalische Angaben zu stützen. Was er vorbringt paßt auf hunderte andrer Mädchen der Straßburger Umgegend ebenso gut oder vielmehr ebenso schlecht wie auf Friederike Brion, und man muß nur den traurigen Mut bewundern, mit dem dieser Zoilo-Thersites seine fade Beweisführung auf den Markt geworfen hat. Aber die Gemeinheit findet immer ein dankbares Publikum, und so fehlt es denn nicht an Leuten, die dem Straßburger „Detective" obendrein noch donnernden Beifall klatschen. Für uns bleibt Friederikens Bild von Flecken rein, wir freuen uns der sinnigen Inschrift auf ihrem 1866 von pietätvoller Hand errichteten Grabdenkmal, und wenn wir auch nicht den Wunsch teilen, daß nach dem 1880 angekauften Sesenheimer Friederikenhügel förmliche Wallfahrten unternommen werden sollen, so wollen wir doch auch solch heißblütiges Gebahren nicht schelten, sondern lächelnd dulden.

Lassen Sie uns nunmehr die Schilderung ins Auge fassen, die Goethe in Dichtung und Wahrheit selbst von seinen Sesenheimer Erlebnissen giebt. Sie ist ohne Frage der Glanzpunkt in seiner Lebensbeschreibung. Die Poetisierung der Ereignisse ist so vollendet, daß, von der Schönheit der Erzählung entzückt, die meisten Menschen das Peinliche des Inhalts vergessen und von einer Sesenheimer Idylle sprechen, während es sich doch um eine schmerzliche Tragödie handelt.

Lassen Sie uns fragen, worin die Kunst dieser Darstellung beruht, und in welchen Zügen der Handlung wir beabsichtigte Abweichungen von der Wirklichkeit erkennen können. Erinnern wir uns doch, daß Goethe selbst gestand, in dieser Schilderung nichts so wiedergegeben zu haben, wie es erlebt worden sei, d. h. er habe zwar den Kern der Sache beibehalten, das Detail aber nach seinen dichterischen Bedürfnissen gemodelt. Schon lange vor Beginn der Sesenheimer Geschichte hat Goethe die Spannung für sie erweckt. Er berichtet nämlich von seinem Roman mit den Töchtern seines französischen Tanzmeisters Sauveur, der damit endet, daß Lucinde, die ältere, voll Eifersucht auf ihre jüngere von Goethe bevorzugte Schwester Emilie, diese durch einen Fluch hindern will, nochmals die Lippen des geliebten Freundes zu berühren. „Unglück über Unglück," ruft sie, „für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt." Der Dichter hierdurch peinlich betroffen, flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten. Diese Geschichte, mit der das 9. Buch schließt, ist ganz im Ton eines pikanten Romankapitels gehalten, und da wir die künstlerische Absicht, die der Dichter mit ihr verfolgt, deutlich vor Augen sehen, so irren wir schwerlich, wenn wir wenigstens ihren Ausgang als poetische Erfindung bezeichnen. Goethe will von vornherein über Friederikens Haupt ein düstres unerbittliches Fatum schweben lassen. Seine eigne Schuld aber wird, wie in den damals blühenden Schicksalstragödien, von ihm selbst abgeleitet und auf ein blind waltendes Geschick übertragen. — Wie ein kundiger Dramatiker das Interesse für die Hauptperson oft erst durch die Reden der Nebenpersonen kunstvoll vorbereitet, so läßt er sodann, nach Beginn seiner eigentlichen Erzählung, ehe Friederike auftritt, erst die andern ängstlich nach ihr forschen und fragen, um so die Aufmerksamkeit für den an dem ländlichen Himmel aufgehenden Stern recht lebhaft zu wecken. Und nach dem heitern, breit geschilderten ersten Besuch bricht er die fesselnde Darstellung mit dem zweiten Bande seines Werkes ab, um erst im dritten (der dritte Band erschien zwei Jahre später) die Lösung des Knotens zu geben. Die gesamte Handlung, die Goethe im Gegensatz zur Wirklichkeit

im Sommer beginnen läßt, rückt er durch die sorgfältig durchgeführte Parallele mit dem „Landprediger von Wakefield“ in eine poetische Sphäre: wir vergessen hierdurch die Wirklichkeit und fühlen uns ganz im Reiche der Dichtung. Und fernerhin ist es nur poetische Ausschmückung, daß er den Ebersberg nach seiner Heldin „Friederikens Ruhe“ benannt sein läßt: er will auch so die Bedeutung seiner Schönen steigern und erhöhen. Besonders interessant ist es sodann, daß wir wahrscheinlich auch die ausführliche Erzählung von dem Drusenheimer Wirtssohn George als dichterische Erfindung werden ansprechen müssen. Goethe berichtet, daß er, am Morgen nach seiner Ankunft in Sesenheim erwachend, bei nüchterner Erwägung seines Inkognitos und bei Betrachtung seiner ärmlichen Verkleidung als abgerissener Student der Theologie sich herzhaft geschämt habe, und Hals über Kopf davon geeilt sei, um in Straßburg sich umzuziehen und womöglich noch am selben Tage in würdigerer Tracht nach dem trauten Pfarrhause zurückzukehren. In Drusenheim (das nur $4^1/_2$ km südlich von Sesenheim liegt) habe er aber den Wirtssohn George, der ungefähr gleicher Statur wie er war, veranlaßt, ihm seine Sonntagskleider abzutreten, und in diesen habe er einen Kindtaufkuchen, den eigentlich George zum Pfarrer Brion bringen sollte, an dessen Stelle dorthin getragen. Daselbst hätte ihn einer nach dem andern für George gehalten, und so sei es ihm gelungen, die erste Verkleidung durch eine zweite lustig zu überbieten. Wir wissen nun durch den wackern Sesenheimer Pfarrer Lucius, der eine gute Schrift über Friederike verfaßt hat, daß aus dem ganz und gar katholischen Drusenheim aus Anlaß einer Taufe niemals ein Kuchen als Geschenk in das protestantische Pfarrhaus zu Sesenheim gebracht worden sein kann; ferner ist jener Wirtssohn George auf keine Weise sicher zu ermitteln gewesen. Damit aber bricht die Glaubwürdigkeit der ganzen heiteren Erzählung zusammen, und wir dürfen nicht daran zweifeln, daß diese Episode wenigstens zum größten Teil ebenfalls das Ergebnis freier dichterischer Ausgestaltung ist.

Eine weitere, freilich unbedeutende Abweichung von der Wirklichkeit ist folgende. Der Besuch der Brions in Straßburg

erfolgt nach Goethes Schilderung im Sommer und übt, da hierbei die gesellschaftliche Ungeschicklichkeit, besonders Oliviens, aber auch Friederikens, zu Tage tritt, auf Goethes Liebesgefühl eine dämpfende Wirkung aus, er wird als eine „Prüfung“ bezeichnet. In Wahrheit fiel er aber in den Winter und hatte durchaus nicht die geschilderte Wirkung, was wir daraus ersehen, daß erst um Ostern die Liebe des Dichters zu freier und voller Aussprache drängte. Auch die Versicherung, daß Friederike schwach auf der Brust gewesen, ist durch nichts erhärtet, und ist von Goethe wohl nur gemacht worden, um wohlwollenden Leuten, die nur die Oberfläche sehen, eine Handhabe zu seiner Entschuldigung zu bieten. Tiefer verrät er seine wahre Meinung durch das Märchen von der neuen Melusine, das, jetzt aus den „Wanderjahren“ bekannt, ohne Frage auch nur poetisches Beiwerk ist, denn schon manch freier Zug der Erzählung verbot den Vortrag in einem Kreise junger Mädchen. Der Held kann nur dann mit der geliebten Zwergin, der neuen Melusine, verbunden bleiben, wenn er sich entschließt, gleich ihr Zwergengestalt anzunehmen; er thut's, wird durch den Zwergenkönig zur regelrechten Vermählung mit der Schönen gezwungen und fühlt sich in den neuen Ehefesseln unter den Zwergen sehr unglücklich. Es giebt nur eine Rettung: wenn er den Ring an seinem Finger, durch den er verzaubert ist, durchfeilt. Schnell entschlossen führt er den Vorsatz aus und gewinnt mit einem Schlage seine menschliche Größe wieder. Deutlich springt der Sinn des Märchens hervor: die Ehefesseln, durch die sein Genius zur Zwergengestalt verkümmerte, streift der Dichter entschlossen ab, um frei, in angeborner Größe, seine Bahn zu wandeln.

Hiermit treten wir aber bereits der letzten Frage näher, die uns noch zu beschäftigen hat, der Frage: Wie urteilen wir über den Helden unseres peinlichen Trauerspiels? Er hat sich selbst schlechthin für schuldig erklärt, und daran soll man nicht drehen und deuteln; er hat, wie er sagt, das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet. Aber wenn der 5. Akt einer Tragödie unbefriedigend ausklingt, so liegt die Schuld gewöhnlich an der ganzen Anlage des Stückes: wir

müssen den Fehler daher schon in den früheren Akten suchen und erkennen. Goethe, den man sich noch immer gern als den hohen Olympier oder den selbstgewissen Genußmenschen vorstellt, war in Wahrheit ein Mann von fast pathologischer Empfindlichkeit gegenüber den Eindrücken des Lebens, und diese Empfindlichkeit äußerte sich auch in der seltenen Empfänglichkeit für weiblichen Reiz. Seine zahlreichen Liebesverhältnisse haben ihn immer in tiefster Seele ergriffen: der 17jährige Jüngling schreibt wie im Fieberwahn über Käthchen Schönkopf, und der 73jährige Greis spielt in der herrlichen Marienbader Elegie mit dem Gedanken des Selbstmordes, so tief ist er durch die aussichtslose Liebe zu Ulrike von Levetzow erschüttert. Aber mit dieser krankhaften Leidenschaftlichkeit, die wie ein Schicksal über ihn kam, verband er die Gabe schneller Selbstbesinnung. Nicht frei von dem egoistischen Wunsch, sein verlorenes Gleichgewicht wieder herzustellen, ergreift er jedes Mittel, das ihm hierzu dienlich ist, und sucht, ohne Rücksicht auf die andre Person, durch plötzliche Entfernung oder durch poetische Beichte die leidenschaftliche Verwirrung zu überwinden. Ihm, dem Dichter, hat jedes Erlebnis vor allem poetische Bedeutung; sobald er diese erschöpft hat, ist der Reiz dahin, und sein rastloses Gefühl drängt neuen Ereignissen zu. Der Schöpfer des Werther und Tasso lebt nicht nur in der bürgerlichen Welt, sondern vor allem in der Welt der Dichtung, und ihre Forderungen bestimmen sein Thun. Die Liebeskonflikte seines Lebens sind daher durch das viel gebrauchte Wort „Ehescheu" nur äußerlich charakterisiert: sie wurzeln in der engen Verknüpfung seines poetischen und seines wirklichen Seins. Und hierin liegt auch die Erklärung seines Verhaltens zu Friederike, die er in dem Märchen von der neuen Melusine so tiefsinnig andeutet. Mögen immerhin auch manche prosaisch-bürgerliche Bedenken bei dem Thun des kaum 22jährigen mitgesprochen haben, der letzte Grund, ihm selbst damals vielleicht noch unbewußt, liegt in dieser Eigenart, nur als Dichter zu leben. Nach den Gesetzen der bürgerlichen Welt ist Goethe schuldig, nach den Gesetzen seines dichterischen Lebens dürfen wir ihn aber nicht verurteilen, denn er blieb den höchsten Forderungen seines Genius treu.

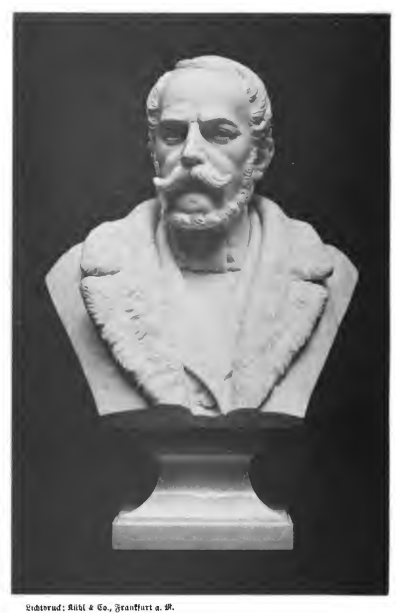
*

Auch er selbst hat, wie schon Bielschowsky erkannt hat, dem aufmerksamen Leser von Dichtung und Wahrheit eben diese Beurteilung seines Thuns an die Hand gegeben. Jeder Mensch, so sagt er, habe eine wirkliche und eine ideelle Rolle in der Welt zu spielen: die wirkliche lerne man schnell kennen, aber über die ideelle sei es schwer ins Klare zu gelangen; der Mensch bleibe darüber einem ewigen Schwanken unterworfen, bis er ein für allemal den Entschluß fasse, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß sei. Es ist dieselbe Moral, die Goethe im „Faust“ dem Herrn in den Mund legt: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Er glaubte, daß er vor einer höheren Instanz berechtigt erscheine, die ideelle Rolle in seinem Sinne zu Ungunsten der wirklichen energisch durchzuführen; er wollte betonen, daß sein rätselhaftes Handeln doch eine tiefere Begründung habe: es war ihm gemäß.

So zeigt sich auch in seinem Leben die Wahrheit des alten Wortes, daß die Berührung mit den Großen oft zum Unheil gereicht. Aber eben diese Großen teilen auch Glück und Ruhm mit freigebigen Händen aus, und was wäre Friederike ohne das Denkmal, dauernder als Erz, das ihr Goethe in Dichtung und Wahrheit errichtet hat? Hat er nicht auf seine Weise die Schuld, die er auf sich geladen hatte, reichlich gesühnt? Und zeugt es nicht von einem reinen und hohen Charakter, daß Goethe die Ereignisse, bei denen er keine gute Rolle spielt, nicht allein nicht, wie andre es gethan hätten, ängstlich übergeht, sondern daß er sogar allen Glorienschein seiner Poesie auf das Mädchen wirft, die er als seine stille Anklägerin vorführt? Er hat alle Kunst aufgeboten, um das Erlebte durch dichterischen Schmuck zu veredeln, reizvoll zu machen und zu vertiefen. Durch sein Wort gebannt, wird Friederike für alle Zeit im Gedächtnis der Menschen fortleben, und wenn auch ihr Grabmal zerfallen mag, die Wahrheit von Eckardts Denkspruch darauf wird weiter bestehen:

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.





Lichtdruck: Kühl & Co., Frankfurt a. M.

Dr. jur. Adolf Müller.

Marmorbüste von C. Rumpf.

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

2.

Zu Schillers Geburtstag.

Schillers Gedichte in der Musik.[1])

Von Herrn Dr. Max Friedlaender, Berlin.

(9. November 1895.)

Ein freies Leben führen wir, 1780 entstanden, 1781 zuerst gedruckt in den „Räubern". Melodie: Gaudeamus igitur, um 1750 entstanden (nicht früher!). Joh. Rud. Zumsteegs Komposition des Liedes in seinen „Gesängen aus: Die Räuber" ist nicht weiter bekannt geworden.

Sehr verbreitetes Lied, Lieblingsstück sowohl der studentischen wie der Handwerkerkreise. Seit 1790 in unzähligen „fliegenden Blättern" gedruckt, noch 1895 in tausenden von Exemplaren auf norddeutschen und österreichischen Jahrmärkten verbreitet. In diesen Drucken wie in den Kommersbüchern und Volksliedersammlungen mit einigen Textabweichungen, die sich bereits 1795 im Abdruck des Liedes in (Rüdigers) Auswahl guter Trinklieder, Halle, finden.[2])

---

[1]) Berücksichtigt konnten nur diejenigen musikalischen Werke werden, die nach irgendwelcher Richtung hin Bedeutung haben. Die übrigen, nach Tausenden zählenden Kompositionen Schillerischer Dichtungen sind nicht erwähnt worden. Der Festvortrag griff die Hauptpunkte der Entwickelung heraus und schilderte sie im Zusammenhang mit dem gleichzeitigen Volkslied. Er wurde von dem Herrn Vortragenden in reichster und trefflicher Weise durch Gesangsvorträge illustriert. Hier giebt der Herr Vortragende in dankenswerter Weise die sorgfältig gearbeitete wissenschaftliche Grundlage seines Vortrages. Der AGA.

[2]) In der Berliner Kgl. Bibliothek befindet sich ein aus dem Jahre 1810 herrührendes handschriftliches Blatt mit unserm Liede, in dem die Gaudeamus-Melodie charakteristischer Weise mit volksmäßigen Juchzern nach der Höhe ausgeschmückt ist.

Oft umgeformt und parodiert, so z. B. in einem „fliegenden Blatt" aus Meusebachs Sammlung, ungefähr vom Jahre 1800 (Berliner Kgl. Bibliothek, Yd. 7901):

Ein freies Leben führen wir,
So weit's die Tugend leidet.
(Folgen acht höchst moralische Strophen.)

Von weiteren Gegenstücken sind zu erwähnen Tiedges Gedicht „Die schöne Gegend bei Heinstedt":

Ein frohes Leben führen wir
Entfernt von dem Getümmel
(Voßischer Musen-Almanach 1800, S. 148 ff.)

und das Gedicht „Künstlerleben":

Ein freier Leben giebt's wohl nicht,
Als eines Künstlers Leben
(Künstler-Lieder, Basel 1809, Notenbeilage.)

Hektors Abschied (Will sich Hektor ewig von mir wenden), 1780 entstanden, 1781 zuerst gedruckt in den „Räubern".

Komponiert von:

Joh. Rud. Zumsteeg: Gesänge aus „Die Räuber".

Joh. Friedr. Reichardt: Schillers Lyrische Gedichte mit Musik. Leipzig 1810.

Franz Schubert op. 58 Nr. 1, 1815, publ. Wien 1826.

Volksweise in H. A. von Kamps „Melodien zu den Festliedern" I. Crefeld 1825.

Amalia (Schön wie Engel von Walhallas Wonne), 1780 entstanden, 1781 zuerst gedruckt in den „Räubern".

Komponiert von:

Zumsteeg (wie oben).

Reichardt (wie oben).

Christian Gottfried Körner in Dresden (ungedruckt).

Schubert op. 173 Nr. 1, 1815, publ.[3]) Wien 1867.

W. J. Tomaschek in Prag op. 85 Nr. 2.

---

[3]) Publ. bedeutet hier stets: zuerst gedruckt. Bei Schubert handelt es sich hier meist um Jugendlieder, die erst in den letzten Jahrzehnten zur Veröffentlichung gekommen sind.

Körners Komposition des Liedes — sie ist nicht weiter bekannt geworden — bildete einen Teil der denkwürdigen Sendung der vier Dresdener Freunde an Schiller vom Juni 1784.

An den Frühling (Willkommen, schöner Jüngling), 1781 entstanden, 1782 zuerst gedruckt in Schillers Anthologie (Tobolsko).
Komponiert von:
Zumsteeg: Blumenlese für Klavierliebhaber. Eine musikalische Wochenschrift. II. Speier 1783.
Reichardt zweimal: 1. Lieder für die Jugend, 1804; 2. Schillers Lyrische Gedichte mit Musik, 1810.
Schubert dreimal: 1. op. 172 Nr. 5, 1815, publ. Wien 1866; 2. ohne Opuszahl, 1815, publ. Leipzig 1887; 3. ohne Opuszahl, undatiert, publ. Leipzig 1894.
und vier neueren Musikern (diese verzeichnet in Ernst Challiers Lieder-Katalog, Berlin 1885).

An die Freude (Freude, schöner Götterfunken), 1785 entstanden, 1786 zuerst gedruckt in Schillers Thalia I, 2. Heft, Leipzig.
Komponiert von:
J. Chr. Müller: Einzeldruck, Leipzig 1786.
F. F. Hurka: Scherz und Ernst, Dresden 1789.
Zumsteeg 1790, abgedruckt in Zumsteegs Kleinen Balladen und Liedern, Leipzig VI. 1804.
Christ. Gottfr. Körner } vgl. Briefwechsel zwischen Schiller
J. G. Naumann } und Körner.
Carl Friedr. Zelter: Einzeldruck, Berlin 1792 (einstimmig). Später hat Zelter das Lied noch viermal in Musik gesetzt und eine dieser Kompositionen in Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" vom Jahre 1805 veröffentlicht.
Christ. Dan. Friedr. Schubart.
Carl Gottlob Hausius: Frohe und gesellige Lieder für das Klavier. Leipzig ohne Jahr (1794).
Friedr. Wilh. Rust: Oden und Lieder II. Dessau 1796, zweimal.
Reichardt: Musikalischer Almanach, Berlin 1796, abgedruckt in Reichardts Liedern geselliger Freude 1796, in „Schillers

Lyrische Gedichte in Musik von R." 1810 und in Finks Musikalischem Hausschatz 1842.

Anonymus Joh. Friedr. Christmann C. F. Schulz W. Schulz F. L. Seidel J. C. F. Rellstab	„Schillers Ode an die Freude. In Musik gesetzt von Anonymus, Christmann, J. C. Müller (s. o.), W. Schulz, C. F. Schulz, Seidel, Reichardt (s. o.), Rellstab, Zelter (s. o.) op. CCLXIX." Berlin bei Rellstab, o. J. (1799).
F. von Dalberg A. B. Schulz Willing Zwei Ungenannte	Abdruck des Rellstabischen Sammelwerks mit Hinzufügung dieser fünf Kompositionen, Hamburg bei Böhme, o. J. (um 1800).

Schubert op. 115 Nr. 1, 1815, publ. Wien 1829.

Peter von Winter: vierstimmig, laut Allgem. Mus.-Zeitung, Leipzig 1818, Spalte 299.

Ludwig Berger: vierstimmig, laut Gesänge der jüngeren Liedertafel, Berlin 1820.

Beethoven: für Soli, Chor und Orchester im Schlußsatz der neunten Symphonie, Kompos. beendet 1823, aufgeführt 1824, publ. 1826.

Beethovens überwältigende Komposition ragt über allen übrigen hoch hervor. Drei Jahrzehnte hatte er sich mit dem Gedanken getragen, das Lied in Musik zu setzen, und lange Zeit vor der neunten Symphonie bereits energisch dazu angesetzt. (Vgl. Zweite Beethoveniana von Gustav Nottebohm, Leipzig 1887.)

Die noch jetzt überall gesungene, in unseren Liederbüchern mit der Bezeichnung: Volksweise versehene Melodie rührt von dem anonymen Komponisten her, der die obenerwähnte Sammlung von Melodien zur Ode an die Freude, Berlin bei Rellstab 1799, einleitete.

Anfang des Jahres 1791 war eine Komposition des Gedichtes unter Joh. Abr. Peter Schulz' Namen in Berlin erschienen — eine grobe Fälschung, wie aus Schulz' Erklärung in der „Musikalischen Korrespondenz der teutschen Filharmonischen Gesellschaft zu Speier" vom 13. April 1791 hervorgeht. Leider wird dieses Schulzische Lied noch in Goedekes Grundriß V² S. 175,

1893 besonders erwähnt, während dort Reichardts f. Z. vielgesungene Komposition fehlt und bei den übrigen Komponistennamen starke Unrichtigkeiten unterlaufen.[4])

Zelters Komposition v. J. 1792 wurde vor Schiller aufgeführt, als dieser am 15. Juni 1804 die Berliner Singakademie besuchte.

In einer ganzen Reihe von Liedersammlungen steht: An die Freude als Eröffnungslied. Oft ist es auf fliegenden Blättern gedruckt.

Von den vielen Nachahmungen sind etwa zu erwähnen Mahlmanns Gedicht:

Freude, Schwester edler Seelen,
Die im Kreis der Engel wohnt rc.

und: „Ode an die Unschuld. Ein Gegenstück zu Schillers Ode an die Freude von H. Schmidt. In Musik gesetzt von J. F. Reichardt", Oranienburg.

Angesichts der außerordentlichen Beliebtheit, deren sich Schillers Lied „An die Freude" seit 110 Jahren in den breiten Volksmassen erfreut, ist es nicht ohne Interesse, in der Leipziger Allg. Musikal. Zeitung vom 29. Oktober 1800 die Prophezeihung des gefürchteten Kunstkritikers Carl Spazier zu lesen, die Hymne „könne wegen des Zusammendrängens der Gedanken unmöglich volkstümlich werden!" „Im gemächlichen [so!] Volksliede sollten aber," so doziert Spazier weiter, „nur so viel Gedanken liegen, als dazu gehören, einer Hauptempfindung, oder einem Gegenstande, welcher den Inhalt desselben ausmacht, Kraft, Bedeutung und Wärme zu geben."

Die Erwartung (Hör' ich das Pförtchen nicht gehen), 1796 konzipiert, 1800 zuerst gedruckt in Schillers Musenalmanach.

Komponiert von:

Zumsteeg: Kleine Balladen und Lieder II, 1801.

Zelter: Zwölf Lieder am Klaviere zu singen, Berlin 1801, abgedruckt in der Zeitung für die elegante Welt 1802.

---

[4]) Auch bei allen übrigen Schillerischen Werken sind in dem sonst so zuverlässigen Grundriß die musikalischen Notizen in hohem Grade lückenhaft und zum Teil durch Druckfehler entstellt.

Vgl. Körners Urteil im Briefwechsel zwischen Schiller und Körner.

Reichardt: Schillers Lyrische Gedichte in Musik 1810.

Schubert: op. 116, 1815, publ. Wien 1829.

F. von Dalberg: op. 25.

W. J. Tomaschek: op. 1 Nr. 1.

Am bedeutendsten ist Schuberts Jugendlied.

Das Mädchen aus der Fremde (In einem Thal bei armen Hirten), 1796 entstanden, 1797 zuerst gedruckt in Schillers Musenalmanach.

Komponiert von:

C. G. Tag in Hohenstein: Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer auf das Jahr 1798.

Georg Chr. Grosheim in Cassel: Sammlung teutscher Gedichte V. Cassel 1800.

Reichardt (wie oben).

F. F. Hurka: Musikalisches Journal, Berlin bei Günther, o. J.

Schubert zweimal (ohne Opuszahl), 1814 und 1815, publ. aus dem Nachlasse, Leipzig 1894.

Tomaschek: op. 86 Nr. 1

und 9 neueren Musikern (Challier).

Am bekanntesten die Grosheimische Melodie, die noch jetzt im Volke und in den Schulen gesungen wird. — Auch von Beethoven liegt ein Kompositions-Entwurf vor. Vgl. Nottebohm, zweite Beethoveniana, Leipzig 1887, S. 282.

Der Besuch (Dithyrambe) (Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter), 1796 entstanden, 1797 zuerst gedruckt in Schillers Musenalmanach.[5])

Komponiert von:

W.: Schillers Musenalmanach 1797.

Zelter zweimal: 1. einstimmig, in Reichardts Liedern geselliger Freude II. 1797; 2. für Baßsolo und Männerchor 1813, publ. Berlin o. J. bei Trautwein.

---

[5]) Vgl. darüber Schillers Brief an Körner am 20. Juni 1803.

Reichardt (wie oben).
Schubert zweimal: 1. als Baßlied op. 60 Nr. 2, publ. 1825;
2. für Solo, Chor und Orchester, Fragment, ungedruckt (beide Manuskripte beim Verfasser dieser Notizen).
Conradin Kreutzer op. 75.
Ferdinand David.
Max Bruch op. 39.
Am bedeutendsten ist Schuberts Komposition.

An Emma (Weit in nebelgrauer Ferne), 1796 konzipiert, 1798 zuerst gedruckt in Schillers Musenalmanach.
Komponiert von:
Zelter: Schillers Musenalmanach 1798.
Reichardt (wie oben).
Rudersdorff: „Phoebus", Auswahl beliebter Opern, Arien und Gesänge von A. Caroli. I. Hamburg, o. J.
Auguste Harder.
Schubert op. 58 Nr. 2, 1814, publ. Wien 1821.

Ritter Toggenburg (Ritter, treue Schwesterliebe) 1797 entstanden.
Komponiert von:
Zumsteeg: Kleine Balladen und Lieder. I. Leipzig 1800.
Reichardt (wie oben).
Bernh. Klein.
Schubert: Nachlaß Lfg. 19 Nr. 2, 1816, publ. Wien um 1835 unter dem direktesten Einfluß von Zumsteeg entstanden.

Hoffnung (Es reden und träumen die Menschen) 1797 gedichtet, 1798 zuerst gedruckt in den Horen.
Komponiert von:
Reichardt: Wiegenlieder für gute deutsche Mütter 1798.
Ludwig Berger op. 9, Offenbach 1809, abgedruckt in Erks Liederschatz (Edition Peters).
Schubert zweimal: 1. op. 87 Nr. 2, 1815, publ. 1828.
2. Nachlaß „40 Lieder", 1815, publ. 1878.
Carl Wilhelm Frantz: Jos. Theodosius Abs, 300 Lieder und Gesänge, Halberstadt 1823.
Albert Methfessel op. 24.

Franz Lachner op. 54.
Aloys Schmitt.

Das Lied wurde auch nach der Melodie: Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd (laut dem „Kommersbuch Germania", 1816) und nach der Melodie: Vier [so!] Worte nenn' ich euch inhaltsschwer (laut Silchers Liederbuch für Hochschulen, Stuttgart 1823) gesungen.

Die Worte des Glaubens (Drei Worte nenn' ich euch inhaltsschwer), 1798 zuerst gedruckt in Schillers Musenalmanach.
Komponiert von:
Reichardt: Schillers Lyrische Gedichte in Musik, 1810, und drei neueren Musikern (Challier).

Das Geheimnis (Sie konnte mir kein Wörtchen sagen), 1797 entstanden, 1798 zuerst gedruckt in Schillers Musenalmanach.
Komponiert von:
Reichardt: Schillers Lyrische Gedichte (wie oben).
Schubert zweimal: 1. op. 173 Nr. 2, 1822, publ. 1867; 2. Nachlaß, 1815, publ. 1894.
W. J. Tomaschek op. 85 Nr. 1.
F. Curschmann op. 4.

Reiterlied aus Wallensteins Lager (Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd), 1797 entstanden, 1798 zuerst gedruckt in Schillers Musenalmanach.
Komponiert von:
Christian Jakob Zahn: Notenbeilage zu Schillers Musenalmanach 1798 (nicht allen Exemplaren des Musenalmanachs beigegeben).
Christian Gottfr. Körner (ungedruckt, bereits 1797 komponiert).
Zelter: vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I. Seite 47, 51, 149, 150, 155.
Zumsteeg: Kleine Balladen und Lieder. IV. Leipzig 1802.
Bernh. Ans. Weber (ungedruckt, in Berlin seit 1803 bei den Wallenstein-Aufführungen öfters gesungen).

Zahns allbekannte Komposition, über die Goethe ungerechter Weise so abfällig geurteilt hat,[6]) ist nicht nur die bei weitem beste

[6]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I. Seite 150.

unter den Melodien des Reiterliedes, sondern auch an sich das Muster eines volkstümlichen Liedes. Zahn ist am 12. September 1765 zu Althengstett bei Calw geboren, am 8. Juli 1830 in Calw gestorben. Vgl. Nekrolog der Deutschen 1830.

Des Mädchens Klage (Der Eichwald braust) aus Wallenstein, 1798 entstanden, 1799 zuerst gedruckt in Schillers Musenalmanach.

Komponiert von:

F. von Dalberg op. 21. Mainz, um 1800.
Zelter: Zwölf Lieder am Klavier zu singen, Berlin 1801.
Zumsteeg: Kleine Balladen und Lieder III. Leipzig 1801, abgedruckt in Finks Musikalischem Hausschatz.
Reichardt: Schillers Lyrische Gedichte in Musik 1810.
Schubert dreimal: 1. Nachlaß, 1814, publ. 1894; 2. Nachlaß, 1816, publ. 1894; 3. op. 58 Nr. 3, 1815, publ. 1826.
F. F. Hurka.
Bernh. Ans. Weber.
Fr. Ludw. Seidel.
Ludwig Berger op. 35 Nr. 3.
Bernh. Klein Nr. 6.
W. J. Tomaschek op. 86 Nr. 2.
Felix Mendelssohn, ohne Opuszahl, wahrscheinlich Jugendlied.
C. G. Reissiger op. 61 Nr. 5,
Adolph Jensen op. 23 Nr. 5.
Jos. Rheinberger op. 57 Nr. 7
und mehr als 30 neueren Musikern (Challier).

Schuberts Jugendwerk op. 58, das übrigens den Einfluß von Zumsteegs Vorbild nicht ganz verleugnet, ragt vor allen andern Kompositionen des Liedes hoch hervor.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften (aus der Jungfrau von Orleans),[7]) zuerst gedruckt 1802.

---

[7]) Kurz ist der Schmerz, doch ewig ist die Freude (aus der Jungfrau von Orleans), 1802 zuerst gedruckt.

Komponiert von:

Beethoven zweimal: 2 dreistimmige Kanons ins Stammbuch 1813.
Ludwig Spohr: Dreistimmiger Kanon 1848 (im Weimarer Schilleralbum).

Komponiert von:

Zumsteeg: Johannas Abschied, mit Klavier-Begl. Leipzig 1803.

Zumsteeg starb über der Komposition, sie ist von unbekannter Hand vollendet worden und hat die weiteste Verbreitung gefunden. Noch in unseren Tagen nahm sie Erk in seinen Liederschatz auf.

Thekla, eine Geisterstimme (Wo ich sei, und wo mich hingewendet). 1802 entstanden.

Komponiert von:

Fr. Ludw. Seidel: Erste musikalische Beilage zum Freimütigen, 1805, abgedruckt in Erks Liederschatz II.

Reichardt: Schillers Lyrische Gedichte in Musik, 1810.

Schubert zweimal: 1. op. 88 Nr. 2, 1817, publ. Wien 1827. 2. Nachlaß, 1813, publ. Berlin 1867.

Tomaschek op. 87 Nr. 2

und 4 neueren Komponisten (Challier).

Schuberts Komposition v. J. 1817 vortrefflich.

Die Gunst des Augenblicks (Und so finden wir uns wieder), 1802 entstanden, 1803 zuerst gedruckt in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.

Komponiert von:

Zelter: 1805, (vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 161).

Reichardt: Schillers Lyrische Gedichte in Musik, 1810.

Beide Kompositionen abgedruckt in Finks Musikalischem Hausschatz, die erste auch in Erks Liederschatz II.

Der Jüngling am Bache (An der Quelle saß der Knabe), 1803 gedichtet (für den „Parasiten“), 1805 zuerst gedruckt im Taschenbuch für Damen.

Komponiert von:

Wilhelm Ehlers: Gesänge mit Begleitung der Chitarra. Tübingen 1804.

Friedr. Ludw. Seidel: Dritte musikalische Beilage zum Freimütigen, 1805.

Reichardt: Schillers Lyrische Gedichte in Musik, 1810.

Volksweise (um 1810): Erks Liederschatz II, Seite 8.

Schubert op. 87 Nr. 3, 1819, publ. Wien 1828.
F. Danzi op. 46 Nr. 3.
Tomaschek op. 87 Nr. 1.
Heinr. Proch op. 1.
und 13 neueren Musikern (Challier).

Punschlied (Vier Elemente), 1803 entstanden.
Komponiert von:
Reichardt: Neue Lieder geselliger Freude II. Leipzig 1804, abgedruckt in Schillers Lyrischen Gedichten in Musik von Reichardt, 1810, und im Mildheimer Liederbuch, 4. Aufl. 1815.
Max Eberwein 1813: Methfessels Commers- und Liederbuch, Rudolstadt 1818, abgedruckt in Erks Liederschatz.
Schubert: Nachlaß 1815, publ. Leipzig 1894; (von den früheren Schubert-Herausgebern war die Melodie 1830 zum Schluß von Schuberts Lied „Lodas Gespenst" benutzt worden).
W. H. Veit op. 8 Nr. 4.

Punschlied (Auf der Berge freien Höhen), 1803 entstanden, 1804 zuerst gedruckt in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.
Komponiert von:
Zelter: Beckers Taschentuch 1804, (vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Körner).
Reichardt: Schillers Lyrische Gedichte in Musik, 1810.
Schubert: Nachlaß, 1815, publ. Leipzig 1894.

Mit dem Pfeil, dem Bogen (aus Tell), 1803 entstanden.
Bernh. Anselm Weber: Musik zu Wilhelm Tell, 1804.
Robert Schumann op. 79 Nr. 26, 1849.
Wilh. Taubert op. 171 Nr. 3.
Webers schöne Melodie ist zum Volksliede geworden und wird noch jetzt überall gesungen.

Rasch tritt der Tod den Menschen an (aus Wilhelm Tell), 1803 gedichtet.
Komponiert von:
Bernh. Anselm Weber: Musik zu Wilhelm Tell 1804; unser

Chor zuerst gedruckt in der Zeitung für die elegante Welt, 1804, Nr. 92.
Beethoven: komponiert 1817, publ. 1839.

Ihr Matten, lebt wohl (aus Wilhelm Tell), 1803 gedichtet.
Komponiert von:
Bernh. Anselm Weber (wie oben).
W. J. Tomaschek op. 88 Nr. 3.
Robert Schumann op. 79 Nr. 23, 1849.
Franz Liszt Nr. 8.
Joachim Raff op. 195 (für Männerchor).

Es lächelt der See, er ladet zum Bade (aus Wilhelm Tell), 1803 gedichtet.
Komponiert von:
Bernh. Anselm Weber (wie oben).
W. J. Tomaschek op. 88 Nr. 1.
Fr. Curschmann op. 2 Nr. 4.
Joachim Raff op. 195 (für Männerchor).
Franz Liszt Nr. 7.
Wilhelm Taubert op. 143 Nr. 4
und 7—10 Neueren (Challier).

Es donnern die Höh'n, es zittert der Steg (aus Wilhelm Tell), 1803 gedichtet.
Komponiert von:
Bernh. Anselm Weber (wie oben).
W. J. Tomaschek op. 88 Nr. 3.
Franz Liszt.
Wilh. Taubert op. 143 Nr. 5.
Joachim Raff op. 195 (für Männerchor).

Der Alpenjäger (Willst Du nicht das Lämmlein hüten), 1804 gedichtet.
Komponiert von:
Reichardt: Schillers Lyrische Gedichte in Musik, Berlin 1810.
Schubert op. 37 Nr. 2, 1817, publ. Wien 1825.
Heinrich Proch op. 13.

Anhang.

Kompositionen Schillerischer Werke
nach den Musikern geordnet.

Joseph Haydn.
Die Teilung der Erde.

Ludwig van Beethoven.
op. 125 An die Freude.
Ohne Opuszahl, Gesang der Mönche aus Tell (Rasch tritt der Tod).
Ohne Opuszahl, Kurz ist der Schmerz (Jungfrau).
Entwurf zum Mädchen aus der Fremde.

Joh. Rud. Zumsteeg.
Kleine Balladen und Lieder.
1. Heft: Ritter Toggenburg.
2. „ Die Erwartung.
3. „ Aus Maria Stuart (O Dank, Dank, diesen freundlichen).
Aus Wallenstein (Der Eichwald braust).
Nadowessische Totenklage.
4. „ Aus Wallenstein (Wohlauf, Kameraden).
5. „ Aus der Jungfrau (Lebt wohl, ihr Berge).
Morgenphantasie.
6. „ An die Freude.
Die Entzückung. An Laura.
Gesänge aus dem Schauspiel: Die Räuber.[8])

Joh. Friedr. Reichardt.
Schillers Lyrische Gedichte in Musik.
1. Heft: Das Mädchen aus der Fremde.
Das Geheimnis.
Die Ideale (dreimal).
Das Eleusische Fest.
Des Mädchens Klage.
Die Blume.

---

[8]) Dieses Zumsteegische Werk habe ich nicht einsehen können.

1\. Heft: Die Begegnung.
Die Erwartung.
Thekla. Eine Geisterstimme.
Das Geheimnis der Reminiszenz.
Würde der Frauen.
An den Frühling.
An Emma.
Sehnsucht.
Echtes Glück.
Hektors Abschied.
Die Macht des Gesanges.
Punschlied.
Die vier Weltalter.
Männerwürde.
Das Unwandelbare.
An die Freude (zweimal).
Die Gunst des Augenblicks.
Monolog der Thekla (Dank dir für deinen Wink).
Monolog der Thekla (Sein Geist ist's, der mich ruft).
Monolog der Johanna (Die Waffen ruh'n).

2\. Heft: Der Jüngling am Bache.
Der Alpenjäger.
Die Entzückung. An Laura.
Phantasie. An Laura.
Berglied.
Der Pilgrim.
Ritter Toggenburg.
Licht und Wärme.
Die Worte des Glaubens.
Die Worte des Wahns.
Hoffnung.
Dithyrambe.
An die Freunde.
Punschlied. Im Norden zu singen.
Das Mädchen von Orleans.
Der Graf von Habsburg.

2. Heft: Äneas zu Dido.
Erster Monolog der Johanna.
Amalia.

Carl Friedr. Zelter.
12 Lieder am Klavier:
Des Mädchens Klage.
Erwartung.
Der Handschuh.
Sämmtliche Lieder, Balladen und Romanzen:
Die Teilung der Erde.
Das Berglied.
Der Kampf mit dem Drachen.
Die vier Weltalter.
Einzeln: Der Taucher (vgl. Briefwechsel Schiller-Körner).
" Ode an die Freude.
" Die Gunst des Augenblicks.
10 Lieder für Männerstimmen:
Dithyrambe (vgl. Schiller-Körner).
Ungedruckt: Die Sänger der Vorwelt (vgl. Schiller-Körner).
" Hero und Leander (vgl. Schiller-Körner).

Carl Maria von Weber.
op. 37. Musik zu Turandot (für Orchester).
Ohne Opuszahl, Das österreichische Feldlager. Umarbeitung von Wallensteins Lager zur Feier der Schlacht bei Leipzig (verloren gegangenes Werk).

Ludwig Spohr.
Ohne Opuszahl, Kurz ist der Schmerz (Jungfrau). Kanon für 3 Frauenstimmen.

Franz Schubert.
op. 24. Gruppe aus dem Tartarus.
37. Der Pilgrim.
" Der Alpenjäger.
39. Sehnsucht (Ach, aus dieses Thales Gründen).
58. Hektors Abschied.

op. 58. An Emma.
„ Des Mädchens Klage.
60. Dithyrambe.
87. Die Hoffnung.
„ Der Jüngling am Bache (nochmals im Nachlasse).
88. Thekla, eine Geisterstimme.
110. Der Kampf.
111. An die Freude.
„ Die vier Weltalter.
112. Hymne an den Unendlichen. (Zwischen Himmel u. Erd').
116. Die Erwartung.
172. An den Frühling (noch zweimal im Nachlasse).
173. Amalia (Schön wie Engel).
„ Das Geheimnis (noch einmal im Nachlasse).
Nachlaß: Elysium (zweimal).
Die Bürgschaft.
Der Taucher.
Ritter Toggenburg.
Die Götter Griechenlands (Fragment).
Die Hoffnung.
Der Flüchtling (zweimal).
Die zwei Tugendwege.
Sprüche des Confucius.
Der Triumph der Liebe (Fragment).
Das Mädchen aus der Fremde.
Die Entzückung. An Laura.
Die Schlacht.
Eine Leichenphantasie.
Klage der Ceres.
Laura am Klavier.
Es ist so angenehm, so süß ꝛc.
Punschlied.
Punschlied. Im Norden zu singen.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.
op. 68. An die Künstler (für Männerchor mit Blechinstrumenten).
Ohne Opuszahl, Des Mädchens Klage.

Robert Schumann.

op. 79. Aus Tell: Ihr Matten lebt wohl.
„ „ „ Mit dem Pfeil, dem Bogen.
87. Der Handschuh.
100. Ouvertüre zur Braut von Messina.

Carl Loewe.

op. 17. Der Gang nach dem Eisenhammer.
98. Der Graf von Habsburg.
120. Die Hochzeit der Thetis (Kantate für Soli und Chor).
Ohne Opuszahl, Die Würde der Frauen (Männerchor).

Johannes Brahms.

op. 64. Der Abend. (Soloquartett mit Klavier).
82. Nänie. (Chor und Orchester).

Max Bruch.

op. 38. Die vier Weltalter. (Chor a capella).
39. Dithyrambe. (Soli, Chor und Orchester).
45. Die Glocke. (Soli, Chor und Orchester).
Musik zur Jungfrau von Orleans (ungedruckt).

Andreas Romberg.	Die Glocke. Die Kindesmörderin. Die Macht des Gesangs. Monolog der Jungfrau. Der Graf von Habsburg. Sehnsucht.
Adalbert Gyrowetz.	Musik zum Tell, 1810.
Ignaz Moscheles.	Ouvertüre zur Jungfrau, 1835.
C. G. Reissiger.	Turandot, 1835.
Vincenz Lachner.	Musik zu Turandot, 1843. Ouvertüre zu Demetrius, 1862.
Ferdinand Hiller.	Musik zu Maria Stuart, 1826.
Joachim Raff.	Drei Chöre zu Tell, 1860—70.
Carl Reinecke.	Musik zum Tell, 1870.
Joseph Rheinberger.	Wallenstein, Symphonisches Tongemälde, 1866.
Moritz Moszkowski.	Johanna d'Arc. Symphonische Dichtung, 1877.
Hermann Götz.	Nänie (Chor und Orchester).
Franz Liszt.	An die Künstler.

*

Bernhard Scholz.	Die Glocke (Soli, Chor und Orchester.)
Joseph Joachim.	Szene aus Demetrius (Altsolo — Marfa — und Orchester).

Ferner von Italienern:

Mercadante.	I briganti (Räuber), 1836. Maria Stuarda, 1821.
Franc. Gallo.	Riccardo Moor, 1843.
Rossini.	Tell, 1829.
Niccolo Vaccaj.	La sposa di Messina, 1839.
Verdi.	I Masnadieri (Räuber), 1847. Luisa Miller (Kabale und Liebe), 1849. Don Carlos, 1866.
Montuoro und zehn anderen.	I Fieschi (Fiesco), 1869.

von Franzosen:

Ed. Lalo.	Fiesco, 1867.
V. Joncières.	Dimitri (Demetrius), 1876.
Vincent d'Indy.	Wallenstein, Opern-Trilogie, 1891.

von Engländern:

William Sterndale Bennet.	Die Jungfrau von Orleans. Sonate für Pianoforte, 1836.

von Czechen:

Zdenko Fibich.	Braut von Messina (Oper) 1884.
Friedr. Smetana.	Wallensteins Lager. Symphonische Dichtung.

von Schweden:

Aug. Joh. Södermann.	Musik zur Jungfrau von Orleans.

von Dänen:

Hermann Baron von Löwenskjold.	Turandot (Oper) um 1845.

II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieser Sektion sprachen am

26. Juni Herr Dr. Caro
„Über Shakperes Sonette“;

25. September Herr Dr. Caro
„Bericht über den Pariser Ferienkursus“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Über Shakperes Sonette von Herrn Dr. Caro.

Im Jahre 1864 schrieb Kreyssig am Ende seiner Abhandlung: „Shakespeares lyrische Gedichte und ihre neuesten deutschen Bearbeiter“ [1]) folgendes hinsichtlich der Sonette: „Diese Hinterlassenschaft des Dichters hat die Summe des ihr bestimmten intensiven und extensiven Wirkens noch lange nicht erfüllt; eine Zeit wird kommen, in welcher auch die meisten Nummern der Sonettsammlung aus einem Gegenstand des Studiums für die näheren Freunde des Dichters sich in ein Gemeingut der für echte Poesie zugänglichen Lesewelt verwandeln werden.“ Seitdem sind noch mehrere Übersetzungen der Sonette erschienen, vor allen andern die vorzügliche

[1]) Preußische Jahrbücher XIV S. 113 f.

**

Gildemeisters.[2]) Aber soweit meine Beurteilung reicht, werden die Sonette noch immer nur sehr wenig gelesen, und zwar meistens nur in Gelehrtenkreisen, ja wie viele wissen nicht einmal etwas von den Sonetten und den andern lyrischen und epischen Gedichten des großen Britten? Bereits im 17. Jahrhundert wurden sie nicht sehr beachtet, und erst im Anfang unseres Jahrhunderts hat sich die Forschung ihnen zugewandt. Shakspere galt eben vorzugsweise als der dramatische Dichter. Die Dramen waren für die Aufführung bestimmt und wurden auf dem Theater dargestellt, sie wurden in Raub- oder rechtmäßigen Ausgaben zu seinen Lebzeiten gedruckt, eine Gesamtausgabe wurde kurz nach seinem Tode besorgt. Ganz anders verhält es sich mit den Sonetten. Nur in einem engen Freundeskreise zirkulierten sie, wie wir aus einer Stelle in Francis Meres Palladis Tamia, Wit's Treasury (1598) ersehen: „As the soule of Euphorbus was thought to live in Pythagoras, so the sweete wittie soule of Ovid lives in mellifluous and honnytongued Shakspere; witness his Venus and Adonis; his Lucrece; his sugred sonnets among his private friends.“ Die erste Ausgabe der Sonette erschien im Jahre 1609 unter dem Titel: „Shaksperes Sonnets never before imprinted. At London. By G. Eld for T. T. and are to be solde by William Aspley. Dieser T. T. ist Thomas Thorpe, denn im Buchhändlerregister vom Jahre 1609 finden wir unter dem 20. Mai: „Thomas Thorpe entred for his copy under the hands of Master Wilson and Master Lownes Warden a book called Shaksperes Sonnets.“ Aus dem Jahre 1640 haben wir die zweite Ausgabe mit veränderter Reihenfolge, mit Zusätzen[3]) und Auslassungen,[4]) teilweise mit einzelnen, teilweise mit Kollektivüberschriften.[5]) Außer

[2]) Leipzig 1876 [2].

[3]) Hinzugefügt sind die Sonette aus dem Passionate Pilgrim.

[4]) Ausgelassen sind Nr. 18, 19, 43, 56, 75, 76, 96, 126.

[5]) Die besten neueren Ausgaben der Sonette sind die von Dowden: The Sonnets of William Shakspere. London 1881, und Thomas Tyler: Shaksperes Sonnets, London 1890. Die besten deutschen Übersetzungen sind die von Gildemeister (s. oben) und von Bodenstedt, Band VIII seiner Gesammelten Schriften. Die Übersetzung von Jordan ist zu frei, vgl. Kreyssig a. a. O.

diesen Sonetten besitzen wir von Shakspere noch 10 Sonette im Passionate Pilgrim (herausgegeben 1599 vom Buchhändler Jaggard). Nr. 1 und 2 sind mit einigen Abweichungen gleich Nr. 138 und 144 der großen Sammlung; Nr. 5 und 3 entsprechen den Sonetten Birons und Longavilles im 4. Akt, Szene 2 und 3 von Love's Labour's Lost. Schließlich bilden ein Sonett die Verse 95 bis 108 in der 5. Szene des 1. Aktes von Romeo and Juliet, Verse, welche Romeo und Juliet bei ihrer ersten Begegnung sprechen.[6])

Shaksperes Sonette sind mit Ausnahme des 15zeiligen 99. und des 12zeiligen 126., 14zeilige Gedichte mit der Reimstellung ab ab, cd cd, ef ef, gg. Das Reimpaar am Ende ergiebt einen wirkungsvollen Schluß, indem es den Inhalt der vorhergehenden 12 Zeilen gewöhnlich zusammenfaßt.

Eine der schwierigsten Fragen in der Gesamtlitteratur und unbedingt die schwierigste in der Shaksperelitteratur ist die sogenannte Sonettenfrage. Seitdem man angefangen hat, sich mit diesen lyrischen Gedichten näher zu befassen, ist eine Hypothese auf die andere gefolgt, und noch heute erscheint fast keine Ausgabe oder Übersetzung, ohne eine neue hinzuzufügen. Es ist schier unmöglich — ist doch nicht einmal in der Weimarer Bibliothek der Deutschen Shakspere-Gesellschaft die ganze einschlägige Litteratur vorhanden —, aber auch unnötig, alle geäußerten Ansichten zu berücksichtigen. Es genügt, mit kurzem Hinweis auf einige rein phantastische und abenteuerliche Hypothesen, die Ansichten der ernsten Forscher zu betrachten; es ist für uns von Wichtigkeit, den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft in dieser Frage zu charakterisieren. Hierbei werden die deutschen Gelehrten, als die objektiveren, mehr berücksichtigt werden müssen, als die englischen. Von den letzteren kommen für mich in Betracht Dowden und besonders Tyler, dessen Werke auf längere Zeit wohl ein abschließender Charakter zuerkannt werden muß. Eine so auf jede Einzelheit eingehende Behandlung wie bei Tyler haben die Sonette bisher nicht gefunden.

[6]) Vgl. Max Koch, Shakespeare, Supplement zu den Werken des Dichters, S. 133.

Folgende Punkte sind in den Bereich unserer Betrachtung zu ziehen:

1. Wie verhält es sich mit der der ersten Ausgabe der Sonette vorangeschickten Widmung?
   a. Was ist unter only begetter zu verstehen?
   b. Wer ist Mr. W. H.?
2. Wer ist die schwarze Schöne der Liebessonette?
3. Haben die Sonette einen autobiographischen Charakter, oder sind es bloße Gebilde der Phantasie, oder ist beides zugleich der Fall?
4. Wert der Sonette.

1.

Die Widmung hat folgenden Wortlaut: „To the onlie begetter of these insuing sonnets Mr. W. H. all happinesse and that eternitie promised by our everliving poet, wisheth the well-wishing adventurer in setting forth. T. T." Liest man diese Zeilen unbefangen und ohne Voreingenommenheit, so kann man keinen andern Sinn finden als diesen: „Der Herausgeber T. T. wünscht dem einzigen Erzeuger dieser Sonette Mr. W. H. alles Glück und jene Ewigkeit, welche von unserm ewigdauernden Dichter verheißen ist," d. h. der Erzeuger der Sonette ist der Mr. W. H., er hat die Dichtung veranlaßt, und ihm ist sie gewidmet.[7]) Nun sind die letzten 28 Sonette ausschließlich, von den früheren möglicherweise einige, an eine Frau, die meisten andern an einen Mann gerichtet. Also passe, wie manche sagen, nicht das Wort only, wenn begetter „der Erzeuger" ist = inspirer, denn mindestens an zwei Personen habe sich der Dichter gewandt. Begetter sei demnach nicht der inspirer, sondern derjenige, welcher dem Herausgeber das Manuskript verschaffte, to beget sei gleich to bring forth. Diese Bedeutung des Wortes nahm zuerst Chalmers 1797 an in seinem Werke „Apology for the Believers in Shakespere-Papers." Ihm folgen Nathan Drake,[8]) Delius,[9]) v. Friesen und

[7]) v. Friesen: Shakespeare-Studien 1874—76, I, 332 hält, aber ohne Grund, die ganze Widmung für eine Mystifikation.

[8]) Shakspere and his Times, Bd. 1817, S. 58.

[9]) Shakespeare-Jahrbuch I, S. 19.

Gildemeister. Aber schon James Boaden[10]) und nach ihm Gervinus, Ulrici, Kreyssig,[11]) Dowden[12]) und Tyler[13]) fassen begetter als „Erzeuger", als denjenigen „who, as a cause excited these verses as effects in the grateful mind of Shakspere".[14]) Sonett 38 und Sonett 78 reden den Freund als die zehnte Muse an, die Worte bring forth (Son. 38, 11) und born of thee (Son. 78, 10) korrespondieren mit dem begetter der Widmung. Wenn Delius für seine Deutung gegen Kreyssig geltend macht, „Shakspere mußte nicht promised ganz beziehungslos, sondern promised him gesagt haben, und dieses alleinstehende promised könnte etwa umschrieben werden: ‚Die ewige Dauer, von welcher der Dichter als von einer Verheißung in den Sonetten spricht', so ist wohl zu erwidern, daß Shakspere das him als selbstverständlich und gar nicht dem Sprachgebrauch zuwider ausgelassen hat. Ich möchte das Wort begetter auch deshalb nicht als „Beschaffer" nehmen, weil wir dadurch veranlaßt werden, die Ausgabe für eine unrechtmäßige, für eine Raubausgabe zu halten. Thomas Thorpe, der T. T., war aber ein zu bekannter Verleger, als daß er sich auf eine solche Publikation eingelassen hätte; und gesetzt auch diesen Fall, so hätte er es doch nicht gewagt, diesem begetter, welcher nur auf unredliche Weise die Handschrift sich verschafft haben konnte, noch einen solchen Glückwunsch zu spenden und ihn, zum Preise, only zu nennen. Das only braucht hingegen in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes begetter keinen Anstoß zu erregen. Die überwiegende Mehrzahl der Sonette gilt eben dem W. H., vor allen die ersten 17, also nennt ihn der Herausgeber den only. Dies ist die Erklärung Tylers. Nach Dowden bedeutet es einfach ein Kompliment, wie die ganze Widmung. Wir werden später sehen, daß die Sonette ein zusammengehöriges Ganzes bilden können, daß man die letzten 28 nicht von den früheren loslösen muß, und daß die männliche Person auch

[10]) On the Sonnets of Shakspere. Bd. 1837.

[11]) a. a. O. Bd. XIII, S. 497.

[12]) a. a. O. S. 21.

[13]) a. a. O. S. 14.

[14]) a. a. O. S. 2.

in ihnen erscheint. Also ist das only völlig begründet und durchaus nicht auffallend.

Viel schwieriger als das only begetter und viel wichtiger ist die Frage nach dem W. H. der Dedikation. Mit ihr ist die nächste Frage eng verknüpft, ob den Sonetten ein autobiographischer oder nur ein fiktiver Charakter zugemessen werden muß. Aber der Übersichtlichkeit halber wollen wir sie vorläufig noch ausscheiden. Das rätselhafte W. H. hat zu den abenteuerlichsten Annahmen geführt: fast jede einigermaßen bekannte Persönlichkeit, deren Name mit den Buchstaben W. H. begann, mußte dafür herhalten. Wegen ihrer Kuriosität will ich einige erwähnen, ohne mich auf eine Kritik einzulassen. Nach Dr. Farmer ist der W. H. William Harte, der Neffe des Dichters; nach Tyrwhit ein William Hughes wegen des Wortspiels Son. 20, 7 „A man in hue all hues in his controlling;" nach Dr. Barnstorff[15]) und Karpf[16]) Mr. William Himself, d. h. der Dichter hat sie an seinen Genius gerichtet und ihn aufgefordert sich mit der Poesie zu vermählen; endlich nach Niel[17]) Shakspere's Schwager William Hathaway. Dem letzteren stimmt merkwürdigerweise Elze[18]) bei, aus rein äußerlichen Gründen. Ernst zu nehmen sind nur Henry Wriothesly, Earl of Southampton, und William Herbert, Earl of Pembroke. Beide standen in einem mehr oder weniger innigen Freundschaftsverhältnis zu Shakspere: jenem widmete Shakspere Venus and Adonis und Lucrece, diesem die Schauspieler Heminge und Condell die erste Folioausgabe der Dramen. Gegen Southampton spricht die Umstellung des Namens und sein Alter, er war nur 9 Jahre jünger als der Dichter. Der erste, welcher Southampton als den Freund bezeichnete, war Drake;[19]) ihm folgt Tieck in seiner bekannten Novelle „Der Dichter und sein Freund", ferner Stengel,[20])

---

[15]) Schlüssel zu Shakespeares Sonetten. Bremen 1860.

[16]) Τὸ τί ἦν εἶναι. Die Idee Shakespeares und deren Verwirklichung. Sonetterklärung und Analyse Hamlets. Hamburg 1869.

[17]) Samuel Neil: Shakspere, A Critical Biography. London 1863.

[18]) William Shakespeare. Halle 1876. S. 379.

[19]) a. a. O. S. 62.

[20]) Englische Studien IV.

und teilweise Goedeke[21]) und von Friesen.[22]) — Auf Pembroke wiesen Boaden hin, Charles, Armitage Brown[23]) Krauß[24]) und vor allen Tyler.[25]) Kreyssig[26]) und Dowden[27]) begeben sich jedes Urteils. Wie schon erwähnt, hat man Southampton für den Freund gehalten wegen der zwei andern Widmungen, und weil er nach Rowe dem Dichter 1000 Lstrl. zum Ankauf eines Theaters schenkte. Selbst wenn die letztere Angabe richtig ist, kann man doch nicht daraus ein solches freundschaftliches Verhältnis herleiten, wie es aus den Sonetten hervorgeht. Er war nur der Gönner Shaksperes. Überdies war ihr Altersunterschied zu gering, als daß der Dichter ihm gegenüber Ausdrücke wie „the sweet boy", „the world's fresh ornament," „o thou my lovely boy" füglich gebrauchen konnte. Auch galt der Titel Mr. für einen earl für unehrerbietig.

Die Umkehrung der Buchstaben H. W. in W. H. zur Verschleierung des Verhältnisses erscheint mir auch höchst seltsam, fast kindisch. Boaden[28]) macht gegen ihn noch geltend, daß Southampton damals in die Essex-Affaire verwickelt war, wegen seiner Heirat mit Elisabeth Vernon ins Gefängnis geworfen wurde und sich bereits in vielen Kämpfen in Cadix und auf den Azoren ausgezeichnet hatte, so daß Shakspere wohl Gedichte von ernsterem Inhalt als die Sonette ihm hätte widmen können, wie es z. B. der Dichter Daniel gethan hatte. Alle diese Einwände, die man gegen Southampton erhebt, schwinden, wenn man als den „love", Freund

---

[21]) Deutsche Rundschau X.

[22]) Shakespeare-Jahrbuch IV, 118.

[23]) Shaksperes Autobiographical Poems etc. Bd. 1838, S. 42.

[24]) Shakespeare-Jahrbuch XVI, 306.

[25]) a. a. O. S. 44 ff.

[26]) Vorlesungen über Shakespeare. Berlin 1874², I, S. 121 f., doch neigt Kreyssig mehr für Southampton, vgl. Preuß. Jahrb. XIV, 97, 105 und Vorlesungen I, 124. — Aber er irrt sich, wenn er sich nach Thomas Nash richtet; denn die Worte „und seinem Freunde Southampton gewidmet sind" kommen bei Nash nicht vor; siehe auch Goedeke a. a. O. S. 394.

[27]) S. 21.

[28]) S. 24 f.

des Dichters, William Herbert, den späteren Earl of Pembroke, annimmt. Über ihn hat Tyler[29]) die eingehendsten Studien gemacht. Bei Pembroke fällt nach Arm. Brown[30]) die Schwierigkeit des Mr. fort. „Mr. was not improperly applied to the eldest son of an earl, there not having been, at that period, any grander title of courtesy.“ Daß der Familienname und nicht der offizielle Titel in der Dedikation angegeben ist, rührt nach Tyler daher, daß die Thatsachen, von denen die Sonette handeln, schon zu einer Zeit stattfanden, wo Pembroke noch William Herbert war. Daß die Publikation dem Grafen unangenehm war, sei eine ungerechtfertigte Behauptung, er war 1609 schon berühmt genug, und sie konnte ihm keineswegs mehr schaden, zumal durch das W. H. die Hauptperson in Dunkel gehüllt war. Mit den chronologischen Angaben, welche Tyler[31]) aus einzelnen Sonetten herleitet, kann ich mich nicht befreunden. Wenn er einzelne Stellen für ganz bestimmte Fakta verwertet und die Zeit von 1598 bis 1601 für sicher als die drei Jahre annimmt, von denen wiederholt in den Sonetten die Rede ist, so scheint er mir etwas zu weit zu gehen und zu viel zu beweisen.

Pembroke war 1580 geboren, also 16 Jahre jünger als der Dichter. Schon 1597, in einem Alter von 17 Jahren, sollte er sich auf den Wunsch seiner Eltern mit Bridget Vere, der Tochter des Earl of Oxford und der Enkelin des großen Lord Burleigh, vermählen. Da Tyler den Beginn der Sonettdichtung in das Jahr 1597 setzt, so sind damit die ersten 17 Sonette, welche den Freund zu einer Heirat drängen, erklärt. Das Heiratsprojekt zerschlug sich aus unbekannten Gründen. Sonett 3, 10 bezieht sich auf die Mutter Pembrokes, welche als Schwester Sir Philipp Sidneys einen feinen litterarischen Geschmack hatte, Shaksperes

[29]) S. 44 ff.

[30]) S. 42. Gegen ihn und Tyler wendet sich Charlotte Stopes in der Rezension seines Buches, Shakespeare-Jahrbuch XXV: Pembroke hätte als ältester Sohn eines großen Earl von jeher Lord Herbert geheißen und nie Mr. W. H., schon im Taufregister werde er so genannt.

[31]) S. 16 ff.

Talent achtete und ihn bat, auf den Sohn einzuwirken, damit er sich verheirate. Die Sonette 90 bis 96 gehen auf die Zeit, wo Pembroke viel am Hofe verkehrte und sehr beschäftigt war, so daß eine Erkaltung zwischen ihm und dem Dichter eintrat. Die Sonette 33, 57, 58 fallen wohl in die Zeit, wo Herbert wegen seines Verhältnisses mit dem schönen Hoffräulein der Königin Elisabeth, Mary Fitton, eines Verhältnisses, welches nicht ohne Folgen geblieben war, ins Gefängnis kam.[32]) Die eben angeführte Thatsache, ferner die Beziehungen des Grafen zur Lady Rich zeigen, daß er in seiner Jugend ein ziemlich loses Leben führte, worauf auch die Sonette wiederholt hindeuten. Diese Lady Rich spielte in Shaksperes Zeit wegen ihrer Schönheit und Bildung eine große Rolle am Hofe und in der Gesellschaft. Ihr Mädchennamen war Penelope Devereux, sie war die Schwester des Grafen Essex und Hofdame der Königin. Philipp Sidney liebte sie; zum Unglück für beide kam es nicht zu einer Ehe: der Dichter besang sie in seiner Stella. Sie war zuerst mit Lord Rich, später mit Lord Mountjoy vermählt. Nach der Hinrichtung von Essex des Hofes verwiesen, wurde sie von dem Nachfolger Elisabeths wieder in Gnaden aufgenommen. Zu diesen Momenten, welche für Pembroke sprechen, kommt noch der Umstand, daß der Graf ein Beschützer der Poesie und speziell Shakspere sehr gewogen war. Wir wissen dies aus der Dedikation, welche der ersten Folioausgabe voransteht und sich an ihn und seinen Bruder Philipp richtet; wir begegnen da den Worten „they had prosecuted both the plays and their author living with so much favour“. Ihm „to the Honourable Patron of Muses and Good Minds“ widmet Thomas Thorpe 1610 auch die Folioübersetzung von Augustins civitas Dei.[33]) Ja wir erfahren sogar, daß Pembroke selbst dichtete. Im Jahre 1660 veröffentlichte ein gewisser John Donne einen kleinen Band Gedichte, angeblich von Pembroke und Sir Benjamin Ruddier. Eins von ihnen rührt, wie Tyler[34]) gefunden hat, unbedingt von Pembroke

[32]) Tyler S. 60 f.

[33]) Krauß a. a. O.

[34]) S. 69 ff.

her, und man findet hier[35]) Anklänge an einige Sonettzeilen. Obwohl es mißlich ist, auf Grund solcher Ähnlichkeiten weitere Folgerungen zu ziehen, ist die Erscheinung immerhin erwähnenswert.

Führen wir uns alle erwähnten Punkte noch einmal vor Augen, so können wir mit Bestimmtheit, soweit dieser Ausdruck in einer solchen Frage angebracht ist, sagen, daß der W. H. und die Person, an welche die Sonette sich richten,[36]) der Earl of Pembroke ist, daß, um mit Tyler[37]) zu reden, „the probability has become changed into certainty".

---

[35]) Ich drucke das Gedicht nach Tyler ab:

„Sonles joye, when J am gone,
And you alone,
Which cannot be,
Since carry thee with me;

Yet when unto our Eyes
Absence denyes
Each others sight
And makes to ns a constant night
When others change to light;

O give no waye to griefe,
Bnt let beliefe
Of mutuall love
This wonder to the vulgar prove,
Our bodies, not we, move.

Let not thy wit beweepe
Wounds bnt sense deepe
For while we misse,
By distance, onr lipp-joyning blisse,
Even then our sonles shall kisse.

Fooles have no meanes to meete
But by their feete;
Why should onr claye
Over our Spiritts so much swaye,
To tye us to that waye."

[36]) Charlotte Stopes a. a. O. macht zwischen beiden einen Unterschied.
[37]) S. 72.

2.

Dieselben, vielleicht noch größere Schwierigkeiten macht es, etwas Näheres über die „schwarze Schöne" anzugeben, von der in den letzten 28 Sonetten die Rede ist. Schon Tieck wies auf die Ähnlichkeit zwischen ihr und der Rosaline in Love's Labour's Lost hin; einige Verse haben eine merkwürdige Übereinstimmung.

Therefore my mistress' eyes are raven-black,
Her eyes so suited, and they mourners seem,
At such who, not born fair, no beauty lack,
Slandering creation with a false esteem.

(Son. 127, 9—12.)

O, if in black my lady's brows be decked,
It mourns that painting and usurping hair
Should ravish doters with a false aspect,
And therefore is she born to make black fair.

(L. L. L. IV, 3, 258 ff.)

Auf die Worte des Königs: „By heaven, thy love is black as ebony" antwortet Biron:

„Is ebony like her? O wood divine!
A wife of such wood were felicity.
O, who can give an oath? where is a book?
That I may swear beauty doth beauty lack,
If that she learn not of her eye to look;
No face is fair that is not full so black."

Und ähnlich begeistert sich der Sonettist für seine schwarze Schöne.[38]) Alles, was man aus den Gedichten über sie erfährt, ist etwa Folgendes: sie hatte schwarze Augen, schwarze Haare, einen dunklen Teint und kann Spinett (virginal) spielen. Ihr Lebenswandel ist ein ziemlich lockerer; sie verrät den Dichter, dennoch bewahrt er ihr seine Neigung. — Erst in jüngster Zeit hat man angefangen, hinsichtlich der hier dem Dichter vorschwebenden Persönlichkeit Vermutungen zu hegen. Die älteren Kritiker

[38]) Koch weist auf Midsummer-Night's Dream hin V, 1, 10 Theseus:
the lover, all as frantic
Sees Helen's beauty in a brow of Egypt.

schweigen völlig.[39]) 1890 erschien in der Pall Mall Gazette[40]) ein F. J. F. unterzeichneter Aufsatz mit der Überschrift: „Shakesperes Sweetheart, Discovery of the Dark Woman of the Sonnets". Er besagt, die Brünette sei Mary Fitton, Ehrendame der Königin, die jüngere Tochter des Sir Eduard Fitton of Gawsworth, Cheshire. Sie verkleidete sich oft als Mann und besuchte Pembroke. Als dieser sich weigerte, sie zu heiraten, warf ihn Elisabeth in das Fleet-Prison. Im Jahre 1601 widmete ihr der berühmte Schauspieler der Shakspere-Truppe, William Kempe, — fälschlich nennt er sie Anna, der Name der älteren Schwester Lady Newdigate — seinen „Nine Days Dance from London to Norwich".[41]) Ihr Bildnis ist in Gawsworth Church auf dem Grabmal ihres Vaters, der 1605 starb, zu schauen. Die Augen und Augenbrauen sind zweifellos schwarz. Das Haar kann gefärbt sein, denn sie trägt eine Perücke. Der Teint ist auch dunkel, obwohl dies dem Einfluß der Zeit zugeschrieben werden kann. Diese einzelnen Notizen werden vermehrt und erweitert von Tyler, welcher der schwarzen Schönen einen ganzen Artikel widmet.[42]) Sein Buch erschien auch 1890. Ich bin leider nicht imstande mitzuteilen, wie weit und ob er von dem F. J. F. der Pall Mall Gazette abhängt. Nach Krauß[43]) ist die schwarze Schöne nicht „eine Mätresse des Dichters, sondern der strahlendste Stern zweier Höfe, Philipp Sidneys unsterbliche Stella, die vielbesungene vielgeliebte Lady Rich". Auf Krauß lege ich kein großes Gewicht.

[39]) Dowden a. a. O. S. 17 schreibt noch: „We shall never discover the name of that woman who for a season could sonnd, as no one else, the instrument in Shakspere's heart from the lowest note to the top of the compass. To the eyes of no diver among the wrecks of time will that curious talisman gleam. Already when Thorpe dedicated these poems to their „only begetter", she perhaps was lost in the quickmoving life of London, to all but a few in whose memory were stirred, as by a forlorn, small wind, the grey ashes of a fire gone out."

[40]) Wednesday Evening, January 8th. S. 3.

[41]) Das Buch schildert eine Reise, welche Kempe im Mohrentanze von London nach Norwich zurückgelegt hatte.

[42]) S. 73 ff.

[43]) Shakespeare-Jahrbuch XVI.

Er folgt Massey,[44]) welcher Shakspere rein waschen will und so jene Hypothese aufstellt. Was Tyler anlangt, so sind seine Notizen sehr interessant, aber beweiskräftig dünken sie mir nicht. Hier verhält sich alles anders als bei der Frage um den W. H. und den Freund. Wir erfahren ja nirgends etwas aus der Geschichte über Beziehungen zwischen Shakspere und Mary Fitton. Einzelne aus den Gedichten zitierte Stellen geben uns keinen Aufschluß über die Persönlichkeit der Dame, und so gern ich ihm früher beipflichtete, so skeptisch glaube ich, muß man sich ihm gegenüber hier verhalten, wenn er selbst auch fest überzeugt ist: „on the whole, the evidence concerning Mrs. Fitton can scarcely be looked upon as less decisive“ (sc. than concerning Pembroke).[45])

3.

Der Text der Sonette bietet sehr oft große Schwierigkeiten, und wenn zu einem Werke Shaksperes, so ist für sie ein Kommentar[46]) fast unerläßlich. Was den Inhalt der Gedichte betrifft, so wundert man sich über die mannigfachen Variationen desselben Themas. Eigentlich werden nur sehr wenige Punkte behandelt; die ersten 17 Sonette enthalten die Aufforderung an den Freund, sich zu vermählen, die folgenden geben der Freundschaft des Dichters und seiner Aufopferung für den Freund Ausdruck, andere klagen, daß der vornehme Freund sich zurückziehe, ermahnen ihn zur Mäßigung und zu einem gesitteten Leben. Die letzten 28 lehren uns die Leidenschaft des Dichters zu einer schwarzen Schönen kennen, die ihm untreu ist und seine Neigung nicht erwidert. Ich kann es mir hier ersparen, eine genaue Analyse aller Sonette zu geben, da dies wiederholt geschehen ist.[47])

---

[44]) Harold Massey: Shakspere's Sonnets never before interpreted etc. London 1866.

[45]) S. 92.

[46]) Am besten sind die Erklärungen von Delius, Dowden und Tyler zu ihrem Texte und die Anmerkungen von Gildemeister.

[47]) Vgl. Gervinus, Arm. Brown, Delius, Tyler, Isaac (für die Liebessonette) und Dowden. Letzterer sucht auch den Zusammenhang zwischen den einzelnen Gedichten zu finden, was ihm nicht immer gelungen ist.

Die Sonette machen den Eindruck, als ob sie zu verschiedenen Zeiten[48]) entstanden seien, von Gelegenheitsgedichten, aus Anlaß bestimmter Vorgänge und zu bestimmten Zwecken geschrieben. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß sie jedenfalls vom Dichter nicht in der Reihenfolge geschrieben wurden, in welcher sie gedruckt vorliegen. Daher sind sie auch in der zweiten Ausgabe anders geordnet. Bodenstedt kümmerte sich nicht um die überlieferte Ordnung, sondern stellte die nach ihm zusammengehörigen zusammen. Allerdings fand er, wie leicht erklärlich — denn jeder möchte einer andern Ordnung den Vorzug geben[49]) — nicht allgemeinen Beifall, und man kehrte immer wieder zu dem ersten Texte zurück.

Wir haben gesehen, wie sich über die Dedikation und die Personen, denen die Sonette gelten, Kontroversen erhoben. Viel bedeutsamer noch ist die Frage, die enge damit zusammenhängt: Wie sind die Sonette zu deuten? Finden wir in ihnen wirklich Erlebtes, oder sind es nur Gebilde der Phantasie? Man könnte ja freilich auch hier sagen: Begnügen wir uns mit der schönen Sprache und den herrlichen Gedanken, und lassen wir die kleinlichen Untersuchungen beiseite. Aber, möchte ich einwenden, interessieren uns nicht beispielsweise Einzelheiten aus dem Leben Goethes, und gewinnt nicht immerhin das Verständnis seiner Gedichte, wenn wir ihre Veranlassung kennen und die Zeit, den Ort, die Gelegenheit,

[48]) Über die Zeit der Abfassung, und ob die Sonette schnell hintereinander oder in großen Zwischenräumen geschrieben wurden, ist man uneinig. Nach v. Friesen (Shakspere Studien I) ist keines nach 1594/95 entstanden; nach Tyler alle von 1598—1601, vgl. o.; nach Goedeke stammen sie aus verschiedenen Jahren, ebenso Kreyssig, Vorlesungen über Shakespeare, Berlin 1874², S. 123, und Gildemeister, Vorrede 28. — Delius hingegen, Jahrbuch S. 29: die Sonettdichtung habe sich nicht durch eine lange Reihe von Jahren hingezogen; nach Gervinus S. 376 ff. bilden sie alle ein einheitliches Ganzes. Dowden, Shakspere. London 1889³ S. 399 sagt: „In the „earlier“ poems of the collection, his delight in human beauty, intellect, grace, expresses itself with endless variation.“ Also nimmt er wohl auch verschiedene Perioden an, vgl. dagegen seine Ausgabe der Sonette und ihren Zusammenhang, und oben Anm. 2.

[49]) Stengel a. a. O. sieht Nr. 26 als das erste, das Widmungssonett, an, da es mit den Widmungen von Venus and Adonis und Lucrece verwandt ist

die sie hervorbrachten, zu bestimmen vermögen? Und gesetzt, dies wäre nicht der Fall, gewährt es nicht eine innere Befriedigung, den Schleier, der das Leben eines Mannes wie Shakspere umhüllt, etwas gelüftet zu haben? Wie stände es um unsere Wissenschaft, wenn wir immer nur Fragen des augenblicklichen Interesses im Auge hätten, immer nur rein praktischen Zielen zusteuerten?

Schon frühe machte sich die Neigung geltend, daß die wörtliche Interpretation von Shaksperes Gedichten unzulässig sei; das Bild des Dichters werde durch sie getrübt, der Mensch verliere zu viel. Um ihn zu retten, wagte man die kühnsten Deutungen. Henry Brown[50]) hält sich namentlich an das etwas seltsame Wort master-mistress[51]) in Sonett 20, 2. Der Grundgedanke sei die symbolische Vorstellung einer Heirat zwischen dem jungen Freunde und der Muse des Dichters, einer Ehe, welche die verweigerte Vermählung mit einem Weibe ersetzen und bewirken solle, daß er in des Dichters Versen ebenso unsterblich fortleben werde wie in Kindern von Fleisch und Blut. Shaksperes Sonette bedeuten ferner nach Brown eine Satire auf die Sonettdichtung und die Sonettisten seiner Zeit, da der Dichter auch in L. L. L. das Sonettschreiben offen verspotte. Noch wunderlicher ist Massey. Er spinnt einen ganzen Roman, welcher sich zwischen Southampton, Miß Vernon, Pembroke und Lady Rich abspielt, nur um Shakspere zu reinigen. Die Sonette zerfallen in personal, welche Shakspere in seinem eignen Namen und sämtlich an Southampton, und in dramatic, welche er für oder auf Southampton, Elisabeth Vernon und den Grafen Pembroke schreibt. Er spielt die Rolle des beratenden Freundes und Vertrauten, und im Namen des einen oder des anderen dichtet er abwechselnd Sonette. Massey weiß sogar diese Sonette zu scheiden und anzugeben, welches der

[50]) The Sonnets of Shakspere solved and the mystery of his friendship, love and rivalry revealed. London 1870; vgl. auch Ulrici, Jahrbuch VI, 346.

[51]) Nach Dowden bezeichnet es „who sways my love with united charms of man and woman; „passion“ may be used in the old sense of „love-poem“, frequent in Watson“. — Nach Tyler gebraucht Shakspere das Wort, weil sich die Sonette an einen Freund wenden, nicht wie gewöhnlich an eine Freundin.

einen oder der anderen Person in den Mund gelegt werden muß.[52]) Auch Drake ist hinsichtlich der Liebessonette gegen eine persönliche Auffassung:[53]) „Notwithstanding they appear written in his own person and two of them, indeed (135 und 136) a perpetual pun on his christian name, they were solely intended to express, aloof from all individual application, the contrarieties, the inconsistencies and the miseries of illicit love.“

Von den Büchern Barnstorffs und Karpfs, die ich oben erwähnt habe, darf ich hier wohl ganz absehen. — Der erste, welcher in Deutschland die These von dem fingierten Inhalt der Sonette in rationeller Weise verteidigte, war Delius in jenem bekannten Schreiben an Bodenstedt im 1. Bande des Shakespeare-Jahrbuchs. Diese Gedichte Shaksperes erklären sich nach ihm aus dem Begriffe des Sonetts, wie er damals vorherrschte. Der Dichter tritt hinter dem Inhalt ganz zurück, es sind konventionelle Gefühle, in konventionelle Worte gekleidet. Sie unterscheiden sich nicht viel von den Sonetten anderer Dichter, wie Surreys und Wyatts. Etwas Persönliches darin zu finden, sei lächerlich. Ein vernünftiger Mann wie Shakspere könnte einem vernünftigen Menschen wie Southampton doch nicht mit derartigen Gründen kommen, um ihn zur Heirat zu bestimmen. „Es war das Thema seiner Galanterie, sinnreich in allen denkbaren Modulationen variiert . . . . . Der Dichter selbst identifizierte sich ohne Weiteres mit dem' bald glücklich, bald unglücklich Liebenden und hatte in seinen Gedichten die ganze Skala der Empfindungen eines solchen Liebenden, schüchterne Werbung, zuversichtliche Annäherung, Eifersucht, Trotz, Verzagen, Verzweiflung u. s. w. durchzumachen.“ [54]) Die ersten Sonette seien nicht anders aufzufassen als Venus and Adonis. Auch würde wohl Meres, wenn sie halb verhüllte Bekenntnisse behandelten, ihnen ein anderes Epitheton als „sugred“ gegeben haben. Durch Delius' Artikel wurde auf lange Zeit die Sonettforschung beeinflußt. Ein Vorkämpfer für seine Erklärung erstand ihm in Gilde-

[52]) Eine genaue Inhaltsangabe des Masseyischen Werkes bei Isaac, Herrigs Archiv 59.

[53]) S. 73.

[54]) a. a. O. S. 31.

meister, der im Vorwort zu seiner Übersetzung noch energischer und entschiedener sich gegen jede persönliche Auffassung wendet. Er glaubt, daß bei einer solchen Shakspere zum „haltlosesten" Menschen herabgedrückt werde, und führt aus, daß die Größe Shakspere's eben darin liege, daß er es verstanden habe, Gefühle anderer so lebendig darzustellen, daß sich auch hier, in den lyrischen Gedichten, sein dramatisches Talent nicht verleugne. „Ein greiser Dichter komponiert die Liebesklagen eines Jünglings, ein junger den lebensmüden Abschied eines Greises, ein Mann die Freuden einer Mutter oder Braut, ein Deutscher die Empfindungen eines Beduinen, ein Landpastor das Pathos eines Kriegshelden u. s. w. Wenn dergleichen nicht möglich wäre, so würde in der That unbegreiflich sein, wie denn ein einziger Dichter im Drama imstande sein sollte für die allerverschiedensten Charaktere, Temperamente und Lebenslagen den richtigen Ausdruck zu finden. Beide Arten der dichterischen Thätigkeit sind in genere identisch, nur in der Anwendung und in den Dimensionen verschieden." [55]) Im ersten Augenblicke bestechen diese Worte. Aber liest man wiederholt die einzelnen Gedichte, so kann man sich doch schwer des Eindrucks erwehren, daß man hier rein subjektive Äußerungen des Dichters vor sich habe. Ich wenigstens kann es mir nicht denken, daß das alles nur erfunden, gleichsam gemacht sein soll. Freilich manche Verse tragen offen den Stempel des Erfundenen an sich, so z. B. Sonett 24, die spitzfindigen Sonette 113 und 114 oder die Sonette 135 und 136 mit dem Wortspiel von Will. Aber der großen Anzahl müssen doch thatsächliche Verhältnisse zu Grunde liegen. Erinnern wir uns nur an die Liebessonette. Selbst wenn sie nicht für das große Publikum, nur für einen Freundeskreis bestimmt waren, ist es möglich, daß ein Mensch solche Szenen, die ihm wahrscheinlich nicht zum Ruhm gereichen, erfindet und poetisch verwertet? „Es wäre wenigstens," ruft Kreyssig treffend aus, [56]) „ein seltsamer Dichter, der sich darin gefiele, bloß zu seiner Unterhaltung und Übung sich selbst in der unpoetischsten aller denkbaren Lagen, nämlich als

[55]) a. a. O. XXIII.

[56]) Preußische Jahrbücher XIV, 97.

Hahnrei einer Buhlerin, und zwar nicht humoristisch, sondern in bitterem Ernste und mit warmem Gefühlsausdrucke darzustellen, seinen Herzensfreund aber als glücklichen Nebenbuhler mit wehmütig resignierender Bescheidenheit anzuerkennen.“ Und ferner, wenn wir die ersten 17 Sonette ins Auge fassen, weshalb verharrt der Dichter so lange bei demselben Thema, weshalb die ewigen Ermahnungen zur Heirat, wenn er nicht das bestimmte Ziel hatte, den Freund wirklich dazu zu bewegen? Er hörte eben erst auf, als er sein Bemühen von Erfolg gekrönt sah oder als vergeblich betrachten mußte.

Immer mehr kommt man von der Ansicht zurück, daß wir es mit fingierten Situationen zu thun haben. Wir sehen, daß es allmählich gelungen ist, fast mit Gewißheit den Mr. W. H. der Dedikation zu bestimmen, daß man über die schwarze Schöne wenigstens Vermutungen ausgesprochen hat. Es ist zu hoffen, daß noch strikte Beweise gefunden werden, welche in das immer noch herrschende Dunkel Licht bringen. Forscher wie Gödeke,[57]) von Friesen,[58]) Elze[59]) und Koch[60]) nehmen wenigstens eine vermittelnde Stellung an und halten die Sonette für Wahrheit und Dichtung. Gervinus ist entschieden für eine rein persönliche Auffassung, und zwar für alle Sonette. Ulrici[61]) hält sie ebenfalls sämtlich für Gelegenheitsgedichte im hohen Stil, die an eine bestimmte Person geschrieben und aus dem Verhältnis des Dichters zu ihr erwachsen sind. Der feinsinnige und gelehrte ten Brink[62]) erklärt sie als

---

[57]) a. a. O. und Allgemeine Zeitung 1875, Nr. 14. Eigentümlich ist seine Hypothese, wonach manche Sonette an Shaksperes kleinen Sohn, andere an seine Frau Anna Hathaway gerichtet sind. Man müsse mit der Annahme eines schlechten Verhältnisses zwischen Shakspere und seiner Frau brechen. — Viele seien Spiele der Phantasie, geschrieben, um bekannte Gedichte in Dramen bei wiederholter Aufführung zu ersetzen, z. B. in L. L. L. und Much Ado about Nothing. — Viele seien Liebesgedichte Sapphos an Phaon, sie enthalten dieselben Gedanken, welche Venus dem spröden Adonis gegenüber ausspricht.

[58]) Shakespeare-Studien I, 332; Jahrbuch IV, 118.

[59]) a. a. O. S. 497 f.

[60]) a. a. O. S. 112.

[61]) Shakespeares dramatische Kunst. Leipzig 1868³. I, 244 f.

[62]) Jahrbuch XIII, 182.

Selbstbekenntnisse, als Äußerungen, wodurch der Dichter sich von seinem eigenen Krankheitsstoffe befreite: „Bei Shakespeare ist keine Verherrlichung der Sentimentalität zu finden. Die Liebe, die keine Erwiderung findet, ist in seinen Augen Einbildung, eine Krankheit; vergebens sucht man in seinen Dramen eine idealisierende Darstellung der Sentimentalität." Dichter wie Coleridge und Wordsworth tragen kein Bedenken, die Gedichte als autobiographische anzusehen. Ich stehe ganz auf dem Standpunkte Dowdens,[63]) welcher in folgender Weise den seinigen kennzeichnet: „With Wordsworth, Sir Henry Taylor, and Mr. Swinburne; with François-Victor Hugo, with Kreyssig, Ulrici, Gervinus, and Hermann Isaac; with Boaden, Armitage Brown,[64]) and Hallam; with Furnivall, Spalding, Rosetti and Palgrave, J believe that Shaksperes Sonnets express his own feelings in his own person."

4.

In einigen Worten möchte ich zuletzt noch auf den Wert der Shakspereschen Sonette hinweisen. Daß der teilweise etwas lockere Ton gegen Shaksperes Moral spricht, wird doch nur ein ganz naiver Leser behaupten. In welches Licht würden unsere Dichter gestellt werden, wenn man ihnen alle Jugendsünden vorhalten wollte! Und bei Shakspere liegt die Sache noch etwas anders. Wir erfahren, wie er gegen seine Leidenschaft ankämpft, wie er sich bemüht, sie zu unterdrücken, wie er seinen Freund warnt, sich einem lasterhaften Leben hinzugeben. Ja, Shakspere steht vereinzelt unter seinen Zeitgenossen da in dem Streben, sich von einer seiner unwürdigen Neigung zu befreien. Auf einzelne anstößige Stellen passen Dowdens Worte:[65]) „When the greater number of the Sonnets was written, Shakspere could have understood Romeo; he could have understood Hamlet; he could not have conceived Duke Prospero." Sehen wir aber

[63]) Sonnets S. 16 f.

[64]) a. a. O. S. 46. Er findet in ihnen ein ganzes Gedicht in sechs Abteilungen, in welchen die Sonette die einzelnen Stanzen bilden.

[65]) Shakspere S. 398.

von solchen vereinzelten Versen ab, einen wie großen Genuß gewährt uns Shakspere in seinen Gedichten! Wie sehr weiß er, namentlich in einigen späteren, das menschliche Herz zu ergründen! Wie lieblich und anmutig sind wiederum andere: ich weise besonders auf Sonett 99 hin. Wahrlich, er brauchte den rival poet[66]) nicht zu fürchten, keine Besorgnis zu hegen, daß dieser ihn schlage. Wir wissen, daß über viele Fragen betreffs der Sonette eine große Meinungsverschiedenheit unter den Kritikern besteht. Darin aber sind sie alle einig, daß die Sonette zum Besten gehören, was die englische Litteratur hervorgebracht hat. Daß übrigens Shakspere selbst von der ewigen Dauer seiner Sonette überzeugt war, erhellt aus Ausdrücken, wie „eternal lines" (18, 12), „to times in hope, my verse will stand" (60, 13), „And thou in this shalt find thy monument, When tyrants crests and tombs of brass are spent" (107, 13 f.) u. a. m.[67]) — — Ich schließe mit den Worten Elzes: „Es verhält sich mit diesen lyrischen Dichtungen Shakespeares wie mit seinen dramatischen; sie führten eine vorausgegangene stufenweise Entwicklungsreihe auf den Gipfel und zum Abschluß. Shakespeare hat in den Sonetten nicht allein die Form, wie sie seine Vorgänger mit einiger Abweichung vom italienischen Original ausgebildet hatten, mit Meisterschaft gehandhabt, er hat auch in diese Form den vollsten, höchsten und reichsten Inhalt gelegt, dessen sie fähig war. An Adel der Gesinnung, an Tiefe und Reichtum der Empfindung und des Gedankens wie an Weite des Gesichtskreises überflügeln seine Sonette alle Vorgänger und Mitstrebenden."[68])

---

[66]) Vgl. Son. 78—86. Dowden und Tyler glauben mit Prof. Minto, daß dieser poet Chapman sei; Henry Brown: Davison und Davies; Boaden: Daniel.

[67]) Vgl. auch Son. 19, 55, 63, 74, 81, 101.

[68]) a. a. O. S. 380.

2.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1895 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. H. Hanau, Referendar, Wiesbaden.

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1895 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. H. Hanau, Referendar, Wiesbaden.

In dieser Sektion sprachen am

22. Mai Herr Prof. W. Flegler und Herr Stadtrat Dr. Karl Flesch über
„Die Moorkolonien, ein sozialpolitisches Experiment, vom Standpunkte des Heimstättenrechts und der Bodenbesitzreform";

5. Juni Herr S. Spier über
„Die Frankfurter Gemeindesteuerreform";

19. Juni Herr Dr. Stein über
„Die vom Hochstift veranstaltete Schuhmacherenquete: Methode und Resultate";

5. August Besprechung über ein an die Sektion ergangenes Ersuchen um
„Anstellung von Erhebungen inbetreff des Schwitzsystems im Schneidergewerbe.

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Die Moorkolonien, ein sozialpolitisches Experiment, vom Standpunkte des Heimstättenrechts und der Bodenbesitzreform** von Herrn Prof. Wilhelm Flegler.

Das Thema, welches den Gegenstand der heutigen Tagesordnung bildet, gedenke ich von meiner Seite in der Weise zu behandeln, daß ich die Einrichtungen einer mir genauer bekannten Moorkolonie schildere und insbesondere die Grundsätze darlege, nach denen dort bei der Seßhaftmachung von Kolonisten bisher verfahren worden ist und voraussichtlich auch in Zukunft verfahren werden wird. Diese Kolonie ist die sogenannte Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf. Sie liegt im nördlichen Teile der Provinz Hannover, etwa 10 Kilometer südöstlich von den beiden Schwesterstädten Geestemünde und Bremerhaven. Wenn man mit der Eisenbahn von Bremen nach Geestemünde fährt, kommt man, kurz vor der letzten Zwischenstation Loxstedt, unmittelbar an der Kolonie vorüber: der Bahndamm bildet die Westgrenze ihres Gebietes. Die Niederlassung ist noch jung an Jahren; vor einem Jahrzehnte, im September 1886, ist sie durch den Bremerhavener Pfarrer Eberhard Cronemeyer ins Leben gerufen worden. Das zu ihr gehörige Gebiet umfaßt etwas über 100 Hektar, die zum weit überwiegenden Teile aus Moorland bestehen. Davon sind ungefähr 60 Hektar ganz oder teilweise kultiviert, der Rest ist jungfräuliches Moor. So bescheiden die besprochene Schöpfung ihrem äußeren Umfange nach ist, verdient sie doch aus mehr als einem Grunde die Aufmerksamkeit und die Teilnahme sozialpolitisch interessierter Kreise.

Friedrich-Wilhelmsdorf verdankt seine Entstehung humanitären Tendenzen. Die Unternehmung stellt in gewissem Sinne eine Weiterbildung des Gedankens dar, den Pastor v. Bodelschwingh in Bielefeld bei der Gründung der bekannten und vielbesprochenen Arbeiterkolonien verfolgte. v. Bodelschwingh wollte in den genannten, durch ihn selbst oder auf seine Anregung hin ins Leben gerufenen Anstalten zeitweilige Zufluchtstätten für arbeitslos Gewordene schaffen. Es sollte ihnen gegen angemessene Arbeitsleistung

in der Kolonie auf so lange Aufenthalt und Unterhalt geboten werden, bis sie wieder eine entsprechende Berufsthätigkeit gefunden hätten. Im Jahre 1882 wurde Wilhelmsdorf in Westfalen als erste Arbeiterkolonie eröffnet; heute, nach 13 Jahren, ist deren Zahl auf 26 gewachsen, die sich auf alle Gaue unseres Vaterlandes verteilen. Am letzten Januar des laufenden Jahres sind in den Arbeiterkolonien insgesamt 2929 Arbeitslose beherbergt worden; die Summe aller seit Gründung der Kolonien in ihnen Aufgenommenen belief sich am genannten Zeitpunkt auf 76575. Der stattlichen äußeren Entfaltung, wie sie in den angeführten Zahlen sich darstellt, entspricht leider nicht eine analoge Verwirklichung der ursprünglichen Ziele. Die Arbeiterkolonien sind für die meisten ihrer Insassen nicht, was sie eigentlich sein sollten, Zwischenstationen von einer alten Arbeitstätte zu einer neuen geworden, sondern sie nehmen die Gäste von der Landstraße auf, um sie wieder der Landstraße zu überliefern. Kaum der fünfte Teil geht aus der Kolonie heraus in ein festes Arbeitsverhältnis über, und von diesem Fünftel hinwiederum harrt auch nur ein Bruchteil in der gewonnenen Stellung auf die Dauer aus.

Die Ursachen dieser geringen Erfolge sind mannigfacher Art; sie aufzuzählen und zu erörtern, liegt außerhalb des Rahmens dieser Verhandlung. Nur auf eine davon möchte ich hinweisen, weil sie den Anstoß zu dem Unternehmen gegeben hat, auf das ich die Aufmerksamkeit hier lenken will. Die Arbeiterkolonien schließen grundsätzlich einen bleibenden Aufenthalt ihrer Insassen aus; länger als sechs Monate darf in der Regel keiner der Aufgenommenen behalten werden. Jeder soll eben die Zeit seines Verweilens in der Kolonie auch dazu verwenden, sich entweder durch eigenes Umthun oder durch Vermittelung des Kolonievorstandes eine neue Stellung zu verschaffen. Es bedarf keiner langen Ausführung, wie unendlich schwierig, wie unmöglich vielfach das in einer Zeit ist, die unter dem Zeichen der Arbeitslosigkeit steht, in der auf fast allen Gebieten der Markt mit frei gewordenen Arbeitskräften überfüllt ist, wo kaum eine Woche vergeht, in der nicht die Zeitungen von umfangreichen Arbeiterentlassungen da und dort zu berichten hätten. Ungleich wichtiger für ein humanitäres Unternehmen der

geschilderten Art als die Aufgabe, Arbeit zu vermitteln, wäre es demnach, Arbeit zu schaffen.

Diesen Gedanken nun hat Cronemeyer aufgegriffen und zu verwirklichen versucht. Er hat auf ein Gebiet hingewiesen, auf dem die tauglichen und willigen Elemente unter den Insassen der Arbeiterkolonien für sich selbst eine bleibende Lebensstellung gewinnen und zu gleicher Zeit für das ganze Gemeinwesen eine thatsächliche Kulturaufgabe lösen können. Das ist die Urbarmachung der Moore.

Daß das Moorland, das sich in ungeheuren Strecken, weit über 100 Quadratmeilen groß, durch die nordwest-deutsche Tiefebene hinzieht, kultiviert werden kann, und in welcher Weise die Kultivierung zu geschehen hat, ist wissenschaftlich vollständig festgestellt. Praktische Versuche, die nach dieser Richtung besonders in den letzten Jahrzehnten mit der nötigen Einsicht und Thatkraft unternommen worden sind, haben zu schönen, stellenweise glänzenden Ergebnissen geführt. Vor einigen Jahren habe ich mich durch den Augenschein von dem Zustande verschiedener Mooransiedelungen überzeugt. Ich habe eine Ferienreise nach Norddeutschland dazu benutzt, eine der ältesten solcher Niederlassungen einer Besichtigung zu unterziehen. Es sind das die Moordörfer, die nordöstlich von Bremen, hinter dem Städtchen Lilienthal bis gegen das sogenannte Teufelsmoor hin, liegen. Begleitet von einem landkundigen und in der Landwirtschaft erfahrenen Bremer Freunde bin ich dort auf verschiedenen Bauernhöfen eingekehrt und habe mir ein Bild von der Lage der Bewohner zu machen versucht. Die Leute gaben in der Regel bereitwillig über ihre Verhältnisse Auskunft, und was man sah und hörte, machte den Eindruck des Wohlergehens. Allerdings sind die dortigen Kolonisten dadurch in einer besonders günstigen Lage, daß sie neben Ackerbau und Viehzucht von dem Torfverkauf einen beträchtlichen Gewinn ziehen. Ein weitverzweigtes Netz von Kanälen ermöglicht es ihnen, direkt von ihrem Hof aus mit dem Torfkahn bis nach Bremen hinein zu fahren, wo „Jan von Moor“ eine bekannte und gern gesehene Gestalt ist. Vornehmlich eines der damals von uns besuchten Anwesen, das wir in dem Dörfchen Wörpedorf fanden, steht mir noch heute lebhaft vor dem Auge. Es gehörte einem Landwirt,

der lange Jahre in Amerika gewesen und dann, bereichert mit den Erfahrungen, die er in der neuen Welt gesammelt hatte, in die alte Heimat zurückgekehrt war. Er war ein lateinischer Bauer in des Wortes bester Bedeutung. Bei der Bestellung seines Gutes nützte er mit Intelligenz die Anweisungen und Winke, welche die Moorversuchstation in Bremen für die Kultivierung des Moorlandes gibt. Wir trafen ihn gerade beim Pflügen, aber er gab sofort dem Knechte die Zügel und geleitete uns durch sein ansehnliches Besitztum. Es war eine Freude, die wohlbestellten Äcker und die prächtigen Früchte zu betrachten. Auf der Diele lagen Rüben aufgeschichtet, von einer Größe und Schönheit, daß einem das Herz lachte. Auch die Einrichtung des stattlichen Hauses zeugte davon, welch befriedigende Erträge ein recht bebauter Moorboden abzuwerfen vermag.

In der Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf, zu deren Besprechung ich nach dieser Abschweifung wieder zurückkehre, soll nun der praktische Versuch gemacht werden, aus der Schar der Heimatlosen geeignete Personen zu Moorbauern heranzuziehen und ihnen zur Seßhaftmachung zu verhelfen. Die Anstalt gleicht insoweit einer der Bodelschwinghischen, wie sie vorhin besprochen worden sind, als sie gleich diesen ihre Insassen aus den wandernden Männern nimmt. Aber sie nimmt sie, ungleich diesen, in der Hoffnung, wenigstens einen oder den andern von ihnen auf die Dauer bei sich behalten und zum selbständigen Bewirtschafter eines selbständigen Bauernguts machen zu können. Freilich gehört zur Verwirklichung dieser Hoffnung ein wichtiger Umstand, neben den nötigen Personen auch die nötigen Mittel, um solche selbständigen Güter aus dem Koloniebesitz abzuzweigen. Und gerade das letztere ist ein Punkt, an dem alle schönen Pläne und menschenfreundlichen Bemühungen des Stifters der Heimatkolonie zu scheitern drohen. Die ihm zur Verfügung stehenden Mittel, die zum großen Teile aus freiwilligen Spenden opferwilliger Männer und Frauen bestehen, reichen knapp aus, die Anstalt als Arbeiterkolonie zu erhalten und fortzuführen; sie erlauben dagegen nicht, gerade den Plan, der der Heimatkolonie ihr charakteristisches Gepräge geben sollte, in dem wünschenswerten Tempo durchzuführen. Es hat sich

darum ein besonderer Verein gebildet, der es sich zur speziellen Aufgabe macht, eben für diesen letzterwähnten Zweck Gelder zu sammeln und dem Vorstande der Heimatkolonie zur geeigneten Verwendung zuzuführen. Der Verein nennt sich Verein für gemeinnützigen Grunderwerb; in dem Berichterstatter haben Sie den Schriftführer des Vereins vor sich. In den vier Jahren seines Bestehens hat der Verein für gemeinnützigen Grunderwerb, der es erst auf die kleine Zahl von 40 Mitgliedern mit ständigen Jahresbeiträgen gebracht hat, leider noch nicht mehr als 5400 Mark flüssig zu machen vermocht. Doch ist es wenigstens möglich geworden, mit dieser Summe die Kosten der Gebäulichkeit für das eine der beiden bis jetzt errichteten Kolonate im Betrage von 4800 Mark zu decken. Sobald der Verein im Besitz der erforderlichen Gelder ist, wird er sie zur Gründung einer weiteren Ansiedelung zur Verfügung stellen.

Bezüglich der Übertragung der Kolonate an die Bewirtschafter soll nun in der Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf ein Prinzip zur Anwendung gebracht werden, das ich in seinen Grundzügen hier darlegen möchte. Die Kolonisten erhalten ausnahmslos ihre Besitzung nicht als Eigentum, sondern als Pachtgut. Und zwar geschieht das nicht etwa aus dem zufälligen Grunde, weil die in Aussicht genommenen Ansiedler begreiflicherweise bei der Übernahme ihres Gutes gar nicht in der Lage sind, den Kaufpreis dafür zu erschwingen: vielmehr würde es auch dann nicht an sie abgegeben werden, wenn sie — was ja beim günstigen Fortgang ihrer Thätigkeit früher oder später der Fall sein würde — die Zahlung zu leisten vermöchten. Der Verein für gemeinnützigen Grunderwerb knüpft seine Zuweisungen an Friedrich-Wilhelmsdorf an die ausdrückliche Bedingung, daß die mit diesen Geldern aufgeführten Wohnungen niemals in das Privateigentum des Bewohners übergehen können, sondern stets Samteigentum bleiben müssen, gegenwärtig des Kolonievorstandes, später einer zu bildenden Genossenschaft aller angesiedelten Kolonen. Die Form, in der das Gut den Kolonen überwiesen wird, ist die Dauerpacht, und zwar in der Weise, daß der Vorstand der Kolonie, oder in der Folge die Koloniegenossenschaft, sich verbindlich macht, dem Ansiedler nicht zu

kündigen, so lange er seinen Verbindlichkeiten bezüglich der Pachtentrichtung, der Instandhaltung der Gebäude u. s. w. nachkommt. Es steht nichts im Wege, daß bei seinem Tode das Gut ohne weiteres an eines seiner Kinder oder einen andern Erbberechtigten unter denselben Bedingungen, wie er es besessen hat, übergeht. Dagegen bleibt ihm selbst jederzeit der Weggang, bei einjähriger Kündigung, freigestellt: er ist also in keiner Weise an die Scholle gefesselt. Verbesserungen, die er während seines Pachtverhältnisses im Einverständnis mit der Kolonieleitung an Haus und Hof vorgenommen hat, werden beim Abzug entsprechend vergütet.

Dieses Verfahren bei der Seßhaftmachung der Kolonen ist sowohl im Interesse der einzelnen Ansiedler selbst als in dem des gesamten Unternehmens gewählt. Es könnte ja scheinen, als ob es ein billigenswerteres Ziel wäre, wenn man jedem der Angesiedelten die Möglichkeit offen ließe, das übernommene Anwesen auch einmal käuflich zu erwerben, wenn man ihn, um ein oft gehörtes Schlagwort zu gebrauchen, zu einem freien Mann auf freiem Erbe machte. Bei Lichte betrachtet, würde sich das aber für die meisten unter ihnen höchst wahrscheinlich als ein Danaergeschenk erweisen. Es wäre ihnen mit diesem Erwerbe auch die verhängnisvolle Möglichkeit gegeben, das Gut durch Hypotheken zu beschweren, durch Erbteilung zu zerstückeln oder leichtsinnig zu verschleudern. Kurzum, sie wären damit an den Anfang eines Weges gestellt, der, wie die Kenner unserer Agrarverhältnisse nachweisen, unsern deutschen Bauernstand in die üble Lage gebracht hat, in der er sich heute befindet. Übermäßige Hypothekarverschuldung und übermäßige Zerstückelung in Zwergwirtschaften sind zwei Krebsschäden, an denen er krankt. In Preußen ist der Grund und Boden mit etwa 18 Milliarden Hypotheken belastet, von denen mehr als die Hälfte auf den landwirtschaftlich benützten Boden kommt. Und in einem so kleinen Lande, wie das Großherzogtum Hessen, wächst allein in den beiden rechtsrheinischen Provinzen Starkenburg und Oberhessen, mit ungefähr 100 Quadratmeilen Umfang, die Grundverschuldung Jahr für Jahr etwa 15 Millionen Mark. Wie weit aber durch fortwährende Erbteilungen die Zerreißung der Güter in unrentable Zwergwirtschaften gediehen ist,

hat die statistische Aufnahme von 1882 zu Tage gebracht. Darnach umfassen von den 5¼ Millionen landwirtschaftlicher Betriebe in Deutschland volle 58 % weniger als zwei Hektar, und von weiteren 25 % liegt die Größe zwischen zwei und fünf Hektar. Oft sind es gerade diese kleinen Betriebe, auf denen die relativ größte Schuldenlast ruht. Wenigstens hat eine vor einigen Jahren in Hessen veranstaltete landwirtschaftliche Enquete gezeigt, daß in den untersuchten Gemeinden ¾ des verschuldeten Grundbesitzes aus Gütern unter 10 Hektar bestand, und daß dieser Kleinbesitz im Durchschnitt mit 30 % des Wertes belastet war.

Solche Zustände werden in der Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf von vornherein abgeschnitten. Das Gut kann nicht mit Hypotheken beschwert werden, es darf nicht zerstückelt werden. Sollte sich im Laufe der Zeit herausstellen, daß bei einem größeren Umfang der Kolonate eine rationellere Bewirtschaftung möglich ist, so läßt sich diese Vergrößerung mit leichter Mühe bewerkstelligen. In den vorhin besprochenen Moordörfern bei Bremen umfassen die Güter, soviel mir bekannt geworden ist, meistens 30 hannöverische Morgen, also gegen 8 Hektar; in einigen Ansiedelungen sind sie doppelt so groß.

Das Prinzip der Verpachtung der Kolonate, wie es in Friedrich-Wilhelmsdorf statt ihres Verkaufes durchgeführt werden soll, schützt auch die Unternehmung selbst, die das Kolonisationswerk in Angriff genommen hat, vor Schädigungen und Benachteiligungen. Die Leiter der Kolonie werden davor bewahrt bleiben, zusehen zu müssen, daß die Anwesen, die gegründet worden sind, Heimatlosen eine Heimstätte zu geben, schließlich den ursprünglichen Zwecken entfremdet werden und privaten Spekulationen zum Gegenstande dienen. Durch Herkners bekanntes Werk über die Baumwollenindustrie im Oberelsaß ist es ja bekannt geworden, daß gerade dies der wunde Punkt ist, an dem die seinerzeit so viel gerühmte und doch so wenig gekannte cité ouvrière in Mülhausen krankt. Eine ganze Reihe von Wohnungen dieser cité sind in die Hände von Spekulanten gekommen, die sie in der scheußlichsten Weise mit Mietern überfüllt und zu gesundheitsschädlichen Wohnhöhlen gemacht haben.

Noch ein anderer Gesichtspunkt verdient Beachtung. Je weiter das Kolonisationswerk geführt wird, um so größer wird der Wert der einzelnen Anwesen werden, aus denen die Kolonie sich zusammensetzt. Diese fortschreitende Wertsteigerung wird durch Aufwendungen verursacht, die aus allgemeinen Mitteln und im Interesse der Gesamtkolonie gemacht sind. Aus diesem Grunde ist es selbstverständlich, wenn Fürsorge getroffen wird, daß nicht dieser oder jener beliebige einzelne Besitzer, sondern vielmehr die Gesamtheit den Nutzen aus ihr zieht. Das wird nur möglich sein, wenn der Gesamtheit das eigentliche Eigentumsrecht an Grund und Boden gewahrt bleibt.

In dem letzterwähnten Gesichtspunkt tritt uns der Gedanke entgegen, den die Bodenbesitzreformer geltend machen, wenn sie die Forderung erheben, daß der gesamte Grund und Boden allmählich aus dem Eigentum der Privaten in das Eigentum der Gesamtheit, des Staates oder der Kommunen, übergeführt werde. Werte, die nicht durch einzelne geschaffen, sondern durch allgemeine Aufwendungen erzeugt sind, wie es bei den Bodenwerten fast durchgängig der Fall ist, sollen nicht die Taschen der einzelnen füllen, sondern der Allgemeinheit zu gute kommen. Insofern kann man die Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf ein Experiment vom Standpunkt der Bodenbesitzreform nennen. Das gilt auch noch in dem andern Sinne, daß die Entwickelung der Kolonie den Nachweis liefern kann und wird, daß der bodenreformerische Weg, wie wir ihn einmal kurzerhand nennen wollen, der gangbarste und empfehlenswerteste bei der Anlage von Moorkolonien überhaupt ist. Der Gedanke, die Kultivierung der norddeutschen Moore in großem Stil in Angriff zu nehmen, ist ja in jüngster Zeit mehrfach angeregt worden. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Not der Arbeitslosigkeit, wenn auch natürlich nicht völlig gehoben, so doch beträchtlich gemildert werden könnte, wenn man den großen Strom der Beschäftigungslosen auf jene Öden hinlenkte, um sie durch ihre überschüssig gewordene Arbeitskraft zu befruchten. Selbstverständlich müßten zu diesem Zwecke seitens des Staates zunächst beträchtliche Aufwendungen gemacht werden. Die Inangriffnahme der Moorkulturarbeiten, die Anlegung der verschiedenen Wasser-

abzugsstraßen, Kanäle und Grippen, ferner die Herstellung der Wege, die Beschaffung der Düngmittel, endlich die Errichtung der Baulichkeiten, erheischt Kapitalien, die dem einzelnen Ansiedler nicht zur Verfügung stehen, selbst wenn er etwas anderes wäre, als ein völlig mittelloser Vagant. In Friedrich-Wilhelmsdorf stecken in jedem Hektar urbar gemachten Moorlandes rund 800 Mark. Davon entfallen 140 Mark auf den ursprünglichen Ankauf des Geländes, der Rest von 660 Mark kommt auf die eigentlichen Kultivierungsarbeiten, einschließlich des Ankaufs der verschiedenen Düngerarten, Seeschlick, Kalk, Thomasschlacke, Kainit. Der von den Kolonisten dabei verdiente Tagelohn ist mit 1.20 Mark für den Mann angesetzt, was für die auf die Urbarmachung des Hektars verwendete Zeit 400 Mark macht. Demnach erfordert bei einem Bauerngut von 5 Hektar' die Kultivierung des dazu gehörigen Grund und Bodens 4000 Mark. Die gleiche Summe muß für die Aufführung der nötigen Bauten verwendet werden, so daß das Kolonat auf rund 8000 Mark zu stehen kommt.

Bei einer Kolonisationsthätigkeit des Staates im großen Stile müßten, wie aus dem Gesagten hervorgeht, Millionen flüssig gemacht werden. Aber diese Millionen werden ja heute ebenfalls, und zwar in völlig unproduktiver Weise als Almosen, aufgebracht, um die Arbeitslosen zu unterhalten. In jenem Falle wäre mit den Summen, die gegenwärtig buchstäblich auf die Straße hinausgeworfen werden, eine großartige Kulturarbeit unternommen, die den einzelnen nützte und der Gesamtheit zu gute käme. Der Kolon in Friedrich-Wilhelmsdorf, der das Haus des Vereins für gemeinnützigen Grunderwerb bewohnt, hat im Jahre 1893 aus den Erträgen seines Gutes nicht bloß die Lebzucht für sich und seine Familie bestritten, sondern auch noch die bare Summe von 1228 Mark eingenommen. Nach Abzug seiner Barausgaben für Pacht, Dünger und Saatkorn verblieb ihm am Schluß des Jahres ein Barüberschuß von 526 Mark. Da der Kolon an die Kolonie einen Jahrespacht von 250 Mark entrichtet, so verzinst sich für diese die in das Anwesen gesteckte Summe nunmehr mit 3%. So viel zum mindesten würden schließlich auch dem Staate die Kapitalien einbringen, die auf die Ansässigmachung von Arbeitslosen in den

Mooren verwendet würden. Bei dem vorauszusehenden Gedeihen der Kolonien würden sich die Pachterträge sicherlich noch steigern, ohne daß damit die Pächter selbst zu Schaden kämen. Dieses für das Gemeinwesen günstige Ergebnis könnte aber naturgemäß nur unter der Bedingung eintreten, daß die Kolonate nicht veräußert würden, sondern bei der Gründung der Moorkolonien der Grundsatz der Bodenbesitzreform zur Durchführung gelangte.

Ob in unseren leitenden Kreisen große Neigung vorhanden ist, Aufgaben wie die beschriebene in Angriff zu nehmen, steht freilich dahin. Das kann jedoch den Freund unseres Volkes und Vaterlandes nicht abhalten, auf solche thatsächlichen Kulturarbeiten hinzuweisen und die Grundsätze zu erörtern, nach denen sie zu vollbringen wären.

3.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

In dieser Abteilung sprach in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1895 am

29. Mai Herr Max Speyer über
„Menschliche Charakterzüge Grillparzers".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Menschliche Charakterzüge Grillparzers von Herrn Max Speyer.

„Wenn ich je dazu kommen sollte, aber ich werde es nie thun, die Geschichte der Folge meiner inneren Zustände niederzuschreiben, so würde man glauben, die Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen zu lesen. Das Unzusammenhängende, Widersprechende, Launenhafte, Stoßweise darin übersteigt alle Vorstellung. Heute Eis, morgen Feuer und Flammen. Jetzt geistig und physisch unmächtig, gleich darauf überfließend, unbegränzt."

Es ist ein erschütternd trauriges, maßlos hartes, in den Grundzügen aber unstreitig ziemlich wahres Bekenntnis, welches uns Grillparzer in diesen Worten ablegt. Allein die übrigen Tagebuchblätter, die in der Goldgrube der Grillparzerjahrbücher ans Licht gefördert worden sind, haben uns glücklicherweise bereits so weit Einblick in seine menschliche Persönlichkeit gestattet, daß wir die tieferen Ursachen des scheinbar unvereinbaren Gemisches gegensätzlicher Elemente in seinem Charakter zu verstehen vermögen und uns wohl hüten werden, das Verdammungsurteil schlankweg zu unterschreiben. Versuchen wir nun, an Hand seiner Aufzeichnungen seine hervorstechendsten Eigenschaften darzulegen.

Der Dämon, der ihn schon in früher Jugend heimsuchte und ihm sein Lebensglück stets verbitterte, war eine herbe, bis zum Unnatürlichen gesteigerte Selbstquälerei. Niemals gelang es ihm, sich ein ruhiges und sicheres Bewußtsein seines Wertes zu erringen, niemals faßte ein gleichmäßiges Vertrauen in seine Fähigkeiten und in seine Gemütsanlage festen Fuß in ihm, sondern immer behielt die nagende, äußere und innere Kräfte langsam untergrabende Skepsis, ja Verneinungssucht die Oberhand. Es erregt, trotzdem es mit der später noch zu betonenden lautersten Wahrheitsliebe zusammenhängen mag, einen geradezu unheimlichen Eindruck, wenn man die grausame Wollust beobachtet, mit der Grillparzer sich in allen möglichen Beziehungen über die verborgensten Triebfedern seines Thuns und Lassens unerbittlich Rechenschaft giebt und dabei in parteiischer Lieblosigkeit sich zerfleischt. Nur ganz vereinzelt flackert in seinen amtlichen Eingaben ein vorübergehendes Selbstgefühl auf, und erst nach zwei Menschenaltern reifster und reichster Fruchtbarkeit verstieg er sich zu dem gelassen-stolzen Ausspruche, daß nach Goethe und Schiller, mit allem Abstand, doch Grillparzer komme. In einem Alter, da andere sich noch in den hoffnungsvollsten Zukunftsträumen wiegen, übt er schon erbarmungslos an seinen bisherigen Schöpfungen Kritik und verzweifelt an seinem Dichterberufe. Zwei Jahre später, 1810, ist er in seiner Selbstpeinigung auf dem Punkte angekommen, daß seine Notizen die Sätze enthalten: „Daß mir doch Gott, da er mir alles, was mich einst so selig machte, nahm, die Scham, die Selbsterkenntnis ge-

nommen hätte, um mich, da ich nichts Außerordentliches werden sollte, doch wenigstens zum rechtlichen Bürger nicht zu verderben! Aber so kann's nicht bleiben, ich kann's nicht mehr aushalten! Alles kann ich vertragen, aber Selbstverachtung nicht." Je reifer er wurde, um so schärfer prägte sich dieser Hang aus, den er nicht zu beseitigen versuchte noch vermochte, obgleich er sich darüber sehr klar war, wie das finstere, erschreckende Seelengemälde „Incubus" (1821) zu Genüge beweist. In einer ganzen Reihe von Stellen tastet er bald suchend nach den eigentlichen Gründen dieser tödlich-gefährlichen Neigung, bald erläutert und erweitert er diese. Einmal glaubt er sie dem niederdrückenden Gefühle des Zurückstehens hinter seinen großen Vorbildern Goethe und Schiller zuschreiben zu dürfen, dann giebt er der Erkaltung der Phantasie durch das Vorherrschen des grüblerischen Verstandes die Schuld, ein drittes Mal befindet er sich endlich auf einer richtigen Fährte, indem er aussagt: „Ein österreichischer Dichter sollte höher gehalten werden, als jeder andere. Wer unter solchen Umständen den Mut nicht verliert, ist wahrlich eine Art Held." Wer die Dinge im Zusammenhange überschaut, wird als Hauptgrund des marternden Trübsinnes zunächst die von seiten der Eltern überkommenen Naturanlagen erkennen. Die Vererbungstheorie, die in der modernen Wissenschaft und Dichtung eine so gewaltthätige Rolle spielt, kann Grillparzer für sich als ein Beispiel furchtbarer Art in Anspruch nehmen. Seine Mutter war von einer halb wahnwitzigen Leidenschaft zur Musik befallen und legte schließlich in einem Anfalle von Geistesgestörtheit Hand an sich selbst,[1]) sein Vater war bei aller Rechtschaffenheit, allem Patriotismus und hoher Freude an der Natur ein finsterer Mensch von ernster Verschlossenheit, die sich zuweilen in jähzornige Schroffheit verwandelte und sich in das kindliche Gefühlsleben nicht zu versenken wußte; seine drei Brüder waren von mannigfachen fixen Ideen gepackt, die den einen sogar mit 17 Jahren zum Selbstmorde trieben. War es ein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen in Franz eine tiefe, unheilbare

[1]) Trotz der zart verschleiernden Darstellung Grillparzers in der Selbstbiographie ist die Thatsache jetzt wohl erwiesen.

**

Hypochondrie wurzelte? Um diese zu dämpfen, wären mindestens übermenschliche Anstrengungen seinerseits und ein ungetrübtes sonniges Geschick von nöten gewesen; das erstere lag nicht in seiner Macht, da er sich stets unvorteilhaft durch eine gewisse weichliche Thatlosigkeit auszeichnete, vom zweiten war das gerade schroffe Gegenteil der Fall.

Mancherlei äußere Einflüsse trieben ihn immer mehr in die schwärzeste Schwermut hinein. Eine überängstliche, bornierte und liebedienerische Zensur verfolgte ihn mit einer systematischen Gehässigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, die Kritik, an ihrer Spitze der allgemein anerkannte Gervinus,[2]) hielt es für ein überflüssiges Bemühen, seinen Entwickelungsgang zu verfolgen, und hatte den einstigen Verfasser der „Ahnfrau" als Schicksalsdramatiker für die Dauer geächtet. Dazu fortwährende amtliche Zurücksetzungen ungeachtet der berechtigtesten Anwartschaft auf Beförderung, die schrecklichste innerliche Unbefriedigung über den grellen Widerspruch zwischen dem aus Not erkorenen Berufe eines Staatsbeamten und seiner unwiderstehlichen Neigung zur Poesie, äußerst unangenehme körperliche Beschwerden: muß man nicht der sittlichen Kraft höchste Bewunderung zollen, mit deren Hilfe er diese Kette von Schwierigkeiten siegreich überwand?

Die Symptome seiner Unzufriedenheit und Unterschätzung erstrecken sich besonders auf den Beamten und den Dichter. Als Archivdirektor verzeichnet er 1832: „Nebstdem: alles, was ich bisher gearbeitet habe, fühle ich wohl selbst, daß es nicht taugt." Die glänzendste Widerlegung erfährt diese Einbildung durch die amtlichen Berichte des Hofkammerpräsidiums, die ausdrücklich seine rastlose Thätigkeit und seine ausgezeichnete Verwendung in warmer Weise hervorheben. Nicht zum Erstaunen ist es, daß eine gewaltige Erbitterung wegen der Übergehung beim Avancement in ihm Platz griff, wo es ihm ohnehin schon schwer genug hielt, die Poesie über seiner amtlichen Thätigkeit zu vernachlässigen. Aus dem Jahre 1826 stammt folgendes Blatt: „Das Theater erregt mir Abscheu, und

[2]) G. G. G. Gervinus, Geschichte der Deutschen Dichtung, V. Auflage, V. Band, S. 764.

kömmt jemand auf das zu sprechen, was ich geschrieben, oder daß ich wieder etwas schreiben soll, so reißt sich ein so ungeheures Gefühl in meinen Innern los, ich sehe einen so ungeheuren Abgrund vor mir, einen so dunkel leeren Abgrund, daß ich schaudern muß, und der Gedanke, mich selbst zu töten, war mir schon oft nahe." 1832 schreibt er: „Diese letzten 9 Monate gehören unter die furchtbarsten meines Lebens. Es war mir durchaus unmöglich, die seit 10 Jahren zum erstenmal wieder ernstlich betriebenen Amtsgeschäfte mit meinen sonstigen inneren Beschäftigungen nur einigermaßen auszugleichen, und die Letzteren zogen sich darüber so ganz zurück, daß ich mir selbst zum Grauen ward, und der Gedanke eines gewaltsamen Abschlusses einigemale ganz nahe trat." 1833: „Ich fühle mich aber zerstört; durch jenes unselige Gedicht[8]) habe ich es nun auch mit dem Nachfolger des Kaisers verdorben, und der Quälereien wird kein Ende sein."

1821 hatte er in einer Eingabe in schmerzlichem Sarkasmus erwähnt: „Man kann aber nicht 2 Herren dienen, sagt schon die Bibel, und die allgemeine Hofkammer hat mir durch oftmalige Verwerfungen bei Dienstverleihungen nur zu deutlich gezeigt, daß sie sich nicht für den Herrn halte, dem ich mit Glück zu dienen im Stande wäre."

Fand der Vielverfolgte, da ihm die dienstliche Beschäftigung die denkbarst unsympathische war, in seinen Mußestunden während des poetischen Schaffens ein reines Glück? Auch das nicht. Die Inspiration war sein Gott, aber das war für ihn gleichbedeutend mit einer Art Schicksal. Der Schaffensprozeß bietet bei ihm ein merkwürdiges Bild. Die Lust zur dichterischen Thätigkeit durchfährt ihn urplötzlich, blitzartig, in einem wahren Rausche thut er ihr genug, doch mit derselben überraschenden Schnelligkeit, mit der sie gekommen, verfliegt sie auch; er ist auf die Reflexion angewiesen, welcher er dabei durchaus abhold war, und — erklärt sich außer stande, das Tiefgefühlte entsprechend auszuführen. Was ihm abging, war die ausdauernde Thatkraft, die Gabe, dem unwillkürlichen Ausbruche der Stimmungen etwas Einhalt zu gebieten und

[8]) Gemeint ist „Auf die Genesung Ferdinands des Gütigen".

sie auf die ganze Zeit des Produzierens zu verteilen, kurz, die von ihm so gefeierte und ersehnte Sammlung. Vielleicht wäre für diesen Mangel ein teilweises Gegengewicht die vollkommene geistige Freiheit, aus dem Verschontwerden vom Kampfe ums tägliche Brot entspringend, gewesen; sagt er 1831 doch selbst: „Ohne ein hinzukommendes Günstiges von Außen, weiß ich wohl, werde ich mich nicht aufrichten können. Nicht daß ich mutlos wäre! Ich kann noch mehr ertragen; aber mein Geist mattet sich im Widerstande ab, und über der Nothwendigkeit, die Fersen fest gegen den Boden zu stemmen, kann er seine Flügel nicht brauchen.“

Die Forderung strengster Wahrhaftigkeit, welche er in so übertriebener Weise gegen sich zur Geltung brachte, bethätigte er nach außen hin vollkommen. Er war ein großartig ehrlicher und gerader Charakter, dem die geringste Heuchelei, jedes erkünstelte Sichandersgeben in den Tod verhaßt war. Er bemerkt einmal, ein guter Zug von ihm sei „der Widerwillen gegen das Komödiespielen jeder Art, vorzüglich aber gegen das im gewöhnlichen Leben“. Dieser Satz wird z. B. dadurch beleuchtet, daß er der unberechtigten mysteriösen Wichtigthuerei, mittels deren sich sein Vorgänger im Posten eines Ministerialkonzipisten ein Ansehen zu geben wußte, gleich nach Amtsantritt ein schleuniges Ende machte. Erinnert man sich der wundervollen Lobrede auf die Wahrheit, die aus dem Munde des verehrungswürdigen Bischofs in „Weh dem, der lügt“ ertönt, und hält man damit einige andere Tagebuchblätter zusammen, so wird man ermessen können, eine wie peinliche Wirkung diese Offenheit besonders im gesellschaftlichen Verkehr ausüben mußte. Grillparzer war an sich höchst sensitiv und schauderte vor jeder intimeren Berührung mit der Außenwelt förmlich zurück. Wußte er sich in einem erlesenen Kreise von ihm sympathischen Geistesgenossen, so ging ihm das Herz auf, und er entpuppte sich, nach den Aussagen von Caroline Pichler, L. A. Frankl, Varnhagen von Ense u. a. m., als ein Gesellschafter der edelsten, zuvorkommendsten, zuweilen sogar übermütigen Art: bei sonstigen Zusammenkünften pflegte er sich in erster Linie in ein eisiges Schweigen zu hüllen. Wehe dem, der diesen freiwillig auferlegten Bann zu brechen sich erdreistete; freilich versuchte es Grillparzer immerdar, sich ge-

waltsam Zwang anzuthun, um die Höflichkeit nicht zu derb zu verletzen, allein zu sehr war die unbedingteste Wahrheitsliebe mit seinem innersten Wesen verwachsen, als daß sie eine solche Täuschung hätte auf die Dauer dulden können, und in ungestümer Schroffheit brach sie hervor. Rührend ist es, wie er nichtsdestoweniger noch auf andere Manier versucht, sich zu beherrschen, wie er in diesem Bestreben sich in eine merkwürdige krampfhafte Lustigkeit hineinsteigert, deren notwendiger Rückschlag dann wieder entsetzliche Abgespanntheit und starker Ekel gegen ihre Veranlasser ist. Er mochte wohl den weiten Abstand zwischen sich und der Gesellschaft empfinden, er war ja außerdem, was als ein Erbstück seines Vaters zu betrachten sein mag, ein wortkarger und verschlossener Mensch, der das Herz nicht auf der Zunge trug, sondern sein Innerstes und Heiligstes, den Kern seines Wesens in scheuer Schamhaftigkeit, gleich dem armen Spielmann, nie entblößte. Verträumtheit und Nachdenklichkeit, Einkehr und vertrauliche Zwiesprache mit dem eigenen Ich: das allein war ihm eine Lebensbedingung; was darüber hinausging, war von Übel. „Das Bedürfnis der Einsamkeit ist bei mir so vorherrschend, daß ich wie wahnsinnig werde, wenn ich einen ganzen Tag unter Menschen zubringen muß, ohne mich von Zeit zu Zeit zurückziehen zu können." So ereignete es sich häufig, daß er nicht nur isoliert dastand, sondern seiner Stimmung nach in entschiedenem und bewußtem Gegensatze zur Umgebung sich befand. 1808: „. . . . denn nicht immer ist meine Stimmung harmonirend mit den äußeren Objekten, und diese Verschiedenheit geht so weit, daß ich in einer sehr rauschend lustigen Gesellschaft gewöhnlich stumm, wenn alles witzig abgespannt, wenn alles ernsthaft, am fröhlichsten, muthwilligsten, witzigsten bin!" 1826: „Bei dem unvermeidlichen Zusammentreffen mit andern ergreift mich die ungeheuerste Langeweile. Statt ihr aber nachzugeben und mit meinen Gedanken die Gesellschaft zu verlassen, suche ich aus unzeitiger Schonung der andern dem Zustande die beste Seite abzugewinnen, und da werde ich gewöhnlich spaßhaft, was mich selbst freilich am wenigsten amüsiert, aber die andern des drückenden Gefühles zu ennuyieren überhebt. Diese Spaßmacherei, diese erkünstelte Lustigkeit kann aber endlich habituell werden, und

da hebt sie zuletzt allen Ernst, alles Vermögen bei einem Gedanken zu verweilen auf."

In Laubes „Franz Grillparzers Lebensgeschichte" ist eine Stelle mitgeteilt, die als sehr bezeichnend nicht vergessen werden darf. „Ich muß Scherz treiben oder ganz schweigen und meine innere Seelenmarter, meine Menschenscheu, meinen langweilend gelangweilten Mißmut zur Schau tragen, und das mag ich nicht, kann ich nicht, will ich nicht." Es kam ihm bei seiner ausgeprägten Gutmütigkeit sicherlich hart an, andere so vor den Kopf zu stoßen. Irgend jemanden ein Leids auch nur in Worten zuzufügen, war keineswegs seine Sache; war ihm ein solches in einer vorübergehenden Aufwallung geschehen, so trug er es nicht nach. Unversöhnlichkeit dagegen waltete in ihm, sobald er den Angreifer als thatsächlich und berechnend schlechten Charakter erkannt hatte.

Suchen wir noch nach einer Erklärung seines Verhaltens in Gesellschaft, so dürfte sich als solche seine große Bescheidenheit herausstellen, infolge deren ihm das unvermeidliche Gefeiert- und Gehätscheltwerden und natürlich erst recht alles an Ruhmredigkeit Streifende unerträglich dünkte. Berühmt ist die hübsche Szene geworden, da ihm, von der überwältigenden Bedeutung des Augenblickes durchdrungen, die hellen Thränen aus den Augen brachen, als ihn der greise Goethe bei der Hand faßte.

Wir kommen nun zu dem für das große Publikum wohl fesselndsten Abschnitte, zu Grillparzers Verhältnis zu den Frauen und insbesondere zu Katharina Fröhlich. Von vornherein muß betont werden, daß sich uns darin bedauerliche Schattenseiten in seinem Charakter enthüllen, von denen er, bei aller Liebe und Verehrung für den Dichter, ebensowenig freizusprechen ist, als — trotz der vielfältigen Ehrenrettungsversuche — F. Hebbel. Um es rund und klar auszusprechen: Grillparzer besaß eine heftige und leicht entzündliche Sinnlichkeit, der er nicht stets Einhalt zu gebieten vermochte. Nur selten wirkt eine Neigung so besänftigend und klärend auf ihn, wie die zu Frau Josephine von Verhovitz, der er in dem Gedichte „Abschied", über das ein still schimmernder Abglanz einer edlen und reinen Frauenseele gebreitet ist, ein hübsches Denkmal gesetzt hat. Aus seiner beginnenden Jünglingszeit sind uns schon

zwei Fälle berichtet, die an sich zwar bloß unschuldige Liebeleien gewesen sind, aber uns eine überhitzte Leidenschaftlichkeit verraten. Er erzählt, daß er, als einst ein anderer eine gewisse Antonie[*]) küssen wollte, „gebebt und gezittert habe, wie einer, den das Fieber schüttelt". Zu 21 Jahren betet er heimlich die Schauspielerin Henriette Teimer an und verherrlicht sie in dem Gedichte „Cherubin", das von einer glühenden Sinnlichkeit erfüllt ist. Das milderte sich nicht mit den Jahren, sondern wuchs, sodaß er 1827 in dem kalten und trockenen Tone, der ihm manchmal zu eigen ist, wenn er von sich spricht, schreibt: „Von dem Augenblicke an, als der teilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu erhalten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern schon oft die Rolle des Betrügers gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein, was sie wünschten. Ich habe auf diese Art das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht." Hier haben wir wohl den Schlüssel zu seinen Beziehungen zum weiblichen Geschlechte. Das ist ein ganz offenkundiger, massiver und verwerflicher Egoismus, dem Grillparzer huldigt. Wie Phaon sich ein Phantasiebild von der ihm unbekannten Sappho entwirft, so erträumt sich Grillparzer Wesen, die mit reizvollen und ihm genehmen Vorzügen des Körpers und der Seele ausgestattet sind. Entspricht die Wirklichkeit anfangs oder späterhin diesem Ideale nicht, nun gut, so wirft er seine Neigungen unter dem im Grunde doch nichtigen Vorwande, daß er nicht anders könne, über Bord, ob er sich zwar damit nur „eigenen veränderten Schmerz erkauft hat". Wohl sucht er abzuschwächen und zu beschönigen, indem er nachdrücklich betont, daß er in dieser Hinsicht nie die veranlassende, sondern stets nur die nachfolgende Partei gewesen sei, wohl kann uns diese Rechtfertigung

[*]) Jedenfalls ist Antonie von Wohlgemuth, die Schwester seines Freundes, gemeint.

etwas günstiger für ihn stimmen, indessen von Schuld gereinigt ist er damit durchaus noch nicht. Übrigens giebt sich bei dieser Gelegenheit wiederum der schon einmal erwähnte Mangel an sittlicher Energie kund. Wenn er nicht imstande war, für die Stetigkeit seiner Empfindung zu bürgen, so mag das einen Schein von Berechtigung haben: daß er aber dann mit anderen stets aufs Neue anknüpfte, gereicht ihm zu schwerem Vorwurfe. Auch sonstige Motive vermögen die Treulosigkeit nicht zu entschuldigen, so z. B. der ähnlich gleichfalls in „Sappho" künstlerisch verwertete trübe Gedanke, daß die strenge und erhabene Herrscherin Poesie auf die Dauer kein irdisches Weib neben sich dulde, daß, wer sich ihr geweiht, ihr allein mit Leib und Seele anhängen und menschliche Gelüste und Genüsse verbannen müsse. Der wahren Selbstentäußerung, der weichen Rücksichtnahme auf ihm antipathische Eigenschaften bei einem geliebten Weibe oder gar der Nachgiebigkeit gegen solche war er nicht fähig, weil er dazu eine zu fest umpanzerte Individualität hatte. In ihrer ganzen Einseitigkeit und Schroffheit gelangte diese in seiner Stellung zu seiner ewigen Braut, Kathi Fröhlich, zum Vorschein. In den „Jugenderinnerungen im Grünen" (1824), die das Ergebnis seines bisherigen Daseins in prachtvoll schönen, von wehmütiger Empfindung durchzitterten Versen enthalten, spricht er es klar aus, was der hauptsächliche Hinderungsgrund ihrer ehelichen Vereinigung war. Nach einer herrlichen gedrängten Charakterschilderung, die sich der in den reizenden, in höchst anmutigen, losen Rhythmen einherhuschenden Strophen „Allgegenwart" (1821) würdig anreiht, fährt er fort: „Denn Hälften kann man aneinander passen, — Ich war ein Ganzes und auch sie war ganz, — Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen, — Doch allzu fest geschlungen war der Kranz. — So standen beide, suchten sich zu einen, — Das andre aufzunehmen ganz in sich; — Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen, — Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich!"

Wir haben jetzt die sichersten Beweise dafür, daß Grillparzer sie richtig erkannte und diese Zeilen — wie, nebenbei bemerkt, seine gesamte Lyrik — Ausströmung seines innersten Fühlens sind. Auch Kathi war eine Persönlichkeit, welche nichts an ihrem Charakter

herummodeln lassen konnte und außerdem im Benehmen wie in der kategorischen Ausdrucksweise eine überraschende Selbstsicherheit zeigte. Beide waren nicht veranlagt, sich wechselseitig willfährig zu sein, sich nur einen Schritt entgegenzukommen, geschweige denn gar sich einander unterzuordnen; Grillparzer stieß jeden fremden Einfluß rauh und feindselig von sich, duldete nicht den geringsten Eingriff in sein Inneres, und Kathi war es ebensowenig möglich, sich das Mindeste von ihrem Selbstbestimmungsrecht rauben zu lassen.

Die eben erwähnte apodiktische Sicherheit im Urteile und das ziemlich selbstbewußte Auftreten übten ebenfalls keine sonderliche Anziehungskraft aus: war er ja ein schwerfällig erwägender und sich erst dann entschließender Mensch. Kathi war ferner von maßlos aufbrausendem Temperamente und kannte in ihrer Heftigkeit keine Schranken in Behauptungen und Anschuldigungen. Man kann sich leicht vorstellen, zu welch erregten Szenen das führte, wobei auch der sehr beträchtliche Unterschied im Bildungsgrade nicht außer Acht zu lassen ist. 1822: „Solange sie auf der Welt ist, hat sie sich noch nie einfallen lassen, daß eine Sache zwei Seiten haben könne. Bei ihrer Herzensgüte und ihrem eigentlich richtigen Verstande würde sie gewiß nach Überlegung handeln, wenn die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks irgend dem Gedanken Raum lassen könnte: es sei hier überhaupt etwas zu überlegen oder zu zweifeln." Daß sie den Anforderungen nicht entsprach, welche Grillparzer im Folgenden an die Frau seiner Wahl zu stellen für nötig erachtete, liegt auf der Hand. „Von diesem Elegienhaften zeigt sich aber nichts in meinem Äußern, meinem Betragen. Dieses ist (besonders in der letzten Zeit) schroff, kalt, zurückstoßend, spottend, verhöhnend und wächst im umgekehrten Verhältnisse mit der Widerstandsfähigkeit der Personen, die in mein Bereich kommen. Wenn ein Weib Ausdauer und Selbstgewältigung genug hätte, diese Rinde zu durchdringen, sie würde mehr finden, als sie hoffte." Grillparzer liebte unzweifelhaft Kathi mit ähnlicher Innigkeit und Wärme, wie sie ihn; seine Briefe an sie enthalten die echtesten Liebesbeteuerungen. Als ihm ein Gerücht zu Ohren dringt, daß ein anderer um ihre Hand werbe, bittet er Josephine, Kathis Schwester,

erregt um Auskunft darüber, seine Schaffenslust und Schaffenskraft steht während dieser Liebe in Blüte. Sie besaß freilich auch bestrickende Vorzüge, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Sonnigste Natürlichkeit, ein frohlauniges und klares Gemüt, heller Verstand, tapferer Sinn, welcher allen Fährnissen des Lebens unverzagt Trotz bietet, unbeschränkte Aufopferungsfähigkeit, sofern es sich nicht um das Aufgeben ihres Wesenskernes handelte, und endlich auch die unerschütterlichste und rührendste Beständigkeit in ihrer einzigen Neigung: so spiegeln sich ihre guten Züge in Grillparzers Versen und ihren, leider nur spärlich erhaltenen Briefen wieder. Was Grillparzer von einem völligen Bruche mit ihr abhielt, war nicht feige Selbstsucht, sondern lediglich zarte Schonung, um ihr nicht den Todesstoß zu versetzen. „Es giebt Tage, wo der Mensch mit Recht die Entscheidung (ob man eine einmal begonnene Verbindung fortsetzen oder das betreffende Weib verlassen soll) dem Gottesurteile der Zeit und der Begebenheiten überläßt, und die moralische Kraft ist mir verdächtig, die den Weg der Stärke wählt, wenn er zugleich der des eigenen Vorteiles ist. Wenn derjenige, den ich im Auge habe, die Trennung wiederholt angeboten, ja ausgeführt hat, er aber jedesmal die Erfahrung machte, daß ein Menschendasein bedroht würde, das Dasein des liebevollsten, vortrefflichsten Geschöpfes, wenn — Schwachherzigkeit ist ein Fehler, Hartherzigkeit aber keine Tugend." Das Bewußtsein, daß ihre Ehe zu beider Unheil ausschlagen würde, macht ihn unglücklich: er plagt sich in der heftigsten Weise mit Vorwürfen, um mit dem Stoßseufzer zu schließen: „Das zerstört mein Leben und meine Poesie!"

Wenn wir in einem scharf kennzeichnenden Ausdrucke das bisher über Grillparzers Charakter Gesagte zusammenfassen wollen, so dürfte sich dazu am Besten das Goethische geflügelte Wort von den problematischen Naturen eignen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Grillparzer war eine solche problematische Natur; ihm gebrach es an einigen Funken vom Geiste des Ibsenschen Brand, an dem festen Untergrunde eines klaren, kraftvollen Willens. Hätte er ihn besessen, so würde er sich nicht stets von der wirklichen oder ein-

gebildeten Tragik der Zustände und Geschehnisse haben überwältigen lassen, sondern wäre ihr mannhaft entgegengetreten, hätte sie siegreich überwunden und sich emporgeschwungen zu reinem und heiter befriedigtem Menschtum.

Nachtrag: Nach Fertigstellung dieser Skizze ist der V. Jahrgang des Jahrbuchs der Grillparzer-Gesellschaft erschienen. Er enthält u. a. einen längeren Aufsatz des berühmten Grillparzerforschers Prof. August Sauer über Grillparzer und Katharina Fröhlich, der im Wesentlichen mit der oben gegebenen Auffassung übereinstimmt. Völlig neu ist darin das hübsche und launige Bild, das der Germanist Theodor von Karajan, ein befreundeter Kollege Grillparzers im Hofkammerarchive, in seinen Tagebuchaufzeichnungen von dessen gemütlichem häuslichen Verkehr mit den Geschwistern Fröhlich um das Jahr 1836 entwirft. Die beiden bisher unveröffentlichten Briefe Kathis offenbaren wiederum, wie Grillparzer ihr erster und letzter Gedanke war und wie sie sich nur mit schmerzlicher Resignation in die Unmöglichkeit ihrer ehelichen Vereinigung fügte. In den von dem getreuen Eckart der Wiener literarischen Welt, Dr. Carl Glossy, herausgegebenen Tagebüchern Eduard von Bauernfelds rühmt dieser die außerordentlich aufmunternde und liebenswürdige Manier, mit der Grillparzer ihn behandelt habe, betont aber andrerseits seine strenge Abgeschlossenheit: „Es ist nicht der Mühe wert zu leben. Es lebt gar kein großer Mann. Selbst der Erste nach den Großen, Immermann ist todt. Grillparzer zählt nicht — der lebt nur für sich."

4.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprachen am

10. Mai 1895 Herr Prof. Dr. M. Flesch über „Theorie der Serumbehandlung ansteckender Krankheiten“;

23. August Herr Dr. O. Rausenberger über „Demonstration der Archimedischen Körper“.



III. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1894/95.

Auch in dem verflossenen Jahre haben der Akademische Gesamt-Ausschuß und die ihm unterstellten Fachabteilungen den Vorschriften der Satzungen gemäß ihre Thätigkeit entfaltet, wie dies aus den „Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes" den Mitgliedern im einzelnen bekannt ist. Im Anschluß an Satz 4 der Satzungen ist im besonderen noch folgendes hervorzuheben:

A. Der auf Grund des von der Hauptversammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vgl. Jahrgang I, S. 69 ff.) ausgearbeitete besondere Lehrplan für den Winter 1894/95 umfaßte folgende Lehrgegenstände und Lehrkräfte:

1. Herr Professor Dr. E. Gothein aus Bonn: Geschichte Italiens im 19. Jahrhundert.
2. Herr Professor Dr. F. Neumann aus Heidelberg: Bilder aus Frankreichs Litteratur im Mittelalter.
3. Herr Dr. H. Roetteken aus Würzburg: Lessing.
4. Herr Dr. F. Quilling aus Frankfurt a. M.: Die antiken Tracht- und Schmuckformen und ihre Verwertung zur zeitlichen und lokalen Datierung der Denkmäler.
5. Herr Professor Dr. H. Thode aus Heidelberg: Die venezianische Malerei.
6. Herr Professor Dr. H. Herkner aus Karlsruhe: Die soziale Reform.
7. Herr Dr. E. Hübner aus Frankfurt a. M.: Die Hygiene in ihrer Bedeutung für den einzelnen Menschen und für die Gesamtheit.

8. Herr Professor Dr. H. Siebeck aus Gießen: Die Philosophie im Übergang vom Mittelalter zu der modernen Zeit.
9. Herr Professor Dr. Cornill aus Königsberg: Geschichte des Volkes Israel. I. Teil: Bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer.

Auch an dieser Stelle sprechen wir den Herren Dozenten für die Bereitwilligkeit, mit der sie dem Rufe des Hochstiftes Folge geleistet haben und ihren trefflichen Darlegungen den ergebensten Dank des Hochstiftes aus. Der Andrang zu ihren Vorträgen und die Stetigkeit des Besuches wird ihnen gezeigt haben, auf einen wie guten Boden ihre Saat gefallen ist. Infolge der seit letztem Winter eingeführten neuen Bestimmungen konnten die wirklich interessierten Zuhörer stets Platz finden: sollte der Besuch noch fernerhin wachsen, so müßte auf weitere Mittel ihn zu regeln gedacht werden, zumal die Administration des Konservatoriums eine Überfüllung des Saales, wie sie gelegentlich stattgefunden hat, nicht glaubt verantworten zu können. Jedenfalls aber ist der wachsende Besuch ein Zeichen, daß die Lehrgänge der richtige Weg sind, um einem tiefempfundenen Bedürfnis nach Weiterbildung entgegenzukommen und namentlich auch dem Wunsche derer zu genügen, die sich über den Fortgang der wissenschaftlichen Entwickelung bedeutungsvoller Fragen in anregender Weise orientieren wollen.

B. **Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Bestrebungen** hat sich in der Fortführung der von der juristischen Sektion unternommenen Bearbeitung des Frankfurter Rechts dargethan. Eine weitere Gelegenheit bot der anfangs Januar hier stattgehabte Ferienkurs zur Förderung der französischen Sprache. Nach der Einrichtung der Regierung hätten von Frankfurt selbst nur ganz wenige Lehrer an dieser wichtigen Förderung des neusprachlichen Unterrichts teilnehmen können: durch das Eingreifen des Hochstiftes und die Beihilfe der städtischen Schulverwaltung wurde es ermöglicht, daß eine große Anzahl Frankfurter Lehrer sich zu besonderen Kursen vereinigen konnten und daß auch ein Kursus für Lehrerinnen veranstaltet wurde. Über den höchst erfreulichen Verlauf des Ferienkurses ist Band XI,

S. 324—356 eingehend berichtet worden. Eine speziell mit Goethe zusammenhängende Veranlassung thätig einzugreifen bot die Möglichkeit, dem deutschen Volk einen der köstlichen Schätze seiner Litteratur, die Originale der Briefe Goethes an Frau von Stein, erhalten zu helfen. Ein kleiner Kreis von Goethefreunden hatte sich vereinigt um die Schmach abzuwehren, daß diese kostbaren Dokumente in die Hände auswärtiger Händler kämen, von denen der Familie verlockende Gebote gethan waren, und zu verhindern, daß die in ihrer Einheit hochbedeutsame Sammlung einzeln zu Handelszwecken verzettelt würde. Die Familie zog es vor einem geringeren Gebote Folge zu geben, wenn die Sammlung in Deutschland an dem Orte verbliebe, der recht eigentlich der Sammelpunkt für solche Schätze in immer höherem Grade zu werden bestimmt ist, im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. Das Hochstift hat daher nicht gezaudert nach seinen Kräften einen Beitrag zu leisten: auf seine Anregung hin haben die städtischen Behörden, Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung, in hochherziger und der Geburtsstadt Goethes würdigster, wahrhaft vornehmer Weise, gleichfalls einen namhaften Beitrag gegeben. Ein Privatmann, der von so manchen Berufenen allein für die Förderung nicht blos wohlthätiger, sondern geistiger Bestrebungen die offene Hand bewährte, schloß sich an, so daß Frankfurts Stellung unter den zu dieser deutschen Angelegenheit Beitragenden eine seiner Stellung unter Deutschlands Städten würdige ist. Die Briefe sind vorläufig angekauft worden und werden langsam abbezahlt werden, in dem Maße, in dem es gelingt immer weitere Kreise für die Sache zu erwärmen und noch mit Beiträgen heranzuziehen. In weiterem Anschlusse an das Hochstift stehen die von einem besonderen Ausschuß veranstalteten Volksvorlesungen: für sie ist im Haushaltsplan ein ständiger Beitrag des Hochstifts eingesetzt. Zu den Lehrgängen ist dort im Laufe des Winters eine neue Einrichtung hinzugetreten. Die Intendanz der Stadttheater hat sich in entgegenkommender Weise bereit finden lassen Vorstellungen zu geben, zu welchen 800 Plätze dem Vorlesungsausschuß zum Preise von je 40 Pfennigen zur Verfügung gestellt wurden. Sie kommen ausschließlich in den Arbeitervereinigungen aller Richtungen je nach der Zahl der

Anmeldungen zur Verteilung. Die Plätze waren durch das ganze Haus verteilt. Da diese Vorstellungen nicht nur eine Unterhaltung, sondern ein Bildungselement sein sollen, so läßt der Ausschuß stets einen einleitenden Vortrag vorangehen, der die Bedeutung des zur Aufführung bestimmten Dramas nach seinen verschiedenen Seiten darlegte und so zu sachlichem und künstlerischem Verständnis die Anleitung gab.

Im laufenden Jahre fanden 5 Vorstellungen statt, 2 (Kabale und Liebe, Nathan der Weise) im Schauspielhause, 3 (Wilhelm Tell, der Sommernachtstraum und Götz von Berlichingen) im Opernhause. Jeder Vorstellung ging ein das Stück erläuternder Vortrag in der Stadthalle voraus, da es durch die freundliche Bereitwilligkeit der Herren Professor Valentin, Dr. Böcker, Dr. Werner und Dr. Mannheimer gelungen war, diesem seitens der Arbeiter-Mitglieder des Ausschusses geäußerten Wunsche zu entsprechen.

Die Zahl der Vorträge hat sich gegen das Vorjahr vermehrt. Es sprachen außer den obengenannten Herren: Herr Dr. de Neufville: 3 Experimental-Vorträge aus dem Gebiete der Chemie (Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff), Herr Dr. Hübner: 3 Vorträge (die Hygiene in ihrer Bedeutung für den einzelnen Menschen und für die Gesamtheit), Herr Rechtsanwalt Dr. Bruck 3 Vorträge über Gewerberecht, Herr Professor Dr. Möbius: 2 Vorträge über die Entwickelung der Pflanzen, Herr Professor Dr. Flesch: 2 Vorträge aus der Entwickelungslehre vom Blute; ferner fanden noch drei Einzel-Vorträge von Herrn Peschel über „Werner Siemens“, Herrn Direktor Weizsäcker über „Rubens und seine Zeit“, Herrn Rektor Chun über „Die Erbauung der Eisenbahnen“ statt.

Auch in diesem Jahre hat eine Ausstellung stattgefunden: sie legt die Beziehungen Goethes zu seiner Vaterstadt dar und gab davon ein reiches umfassendes Bild, das seine Erläuterung in einem Kataloge fand: ein eingehender Bericht folgt weiter unten.

C. Erwerbung wissenschaftlicher Werke, Kunsterzeugnisse und Belehrungsmittel. Die Spezialbiblio-

thek unserer deutschen klassischen Litteraturepoche, die **Goethebibliothek** ist im abgelaufenen Verwaltungsjahre in regelmäßiger Weise durch antiquarische und sonstige Ankäufe, durch Geschenke und Austausch vermehrt worden. Der Zuwachs an Büchern beträgt rund 900 Bände, so daß die Gesamtzahl der Bände jetzt 10 000 übersteigt. Dazu kommt noch eine größere Anzahl von Kunstblättern, Illustrationen zu Dichterwerken, Bildnissen u. s. w.

Besondere Beachtung wurde der Vermehrung unserer Autographensammlung geschenkt, die hauptsächlich dazu bestimmt ist bei allen in der Bibliothek vertretenen Dichtern und Schriftstellern die Feststellung und Vergleichung der Handschrift für Studienzwecke an Ort und Stelle zu ermöglichen. Schon der äußere Grund des Raummangels wies auf eine Vervollständigung in dieser Beziehung hin, da eine weitere Aufstellung von Büchern in den alten Räumen unmöglich ist. Die letzten Ankäufe mußten bereits, so gut es ging, an anderen Plätzen provisorisch untergebracht werden. Eine ordnungsmäßige Bearbeitung ist unter diesen Verhältnissen nur unter den größten Schwierigkeiten möglich.

Zum Glück ist es jetzt das letztemal, daß diese, in unserem Bibliotheksbericht seit Jahren regelmäßig und stets in verstärktem Maße wiederkehrende Klage, erschallt.

In Jahresfrist wird das neue Museums- und Bibliotheksgebäude des Hochstiftes, dessen Erbauung uns die Güte der städtischen Behörden ermöglicht, vollendet sein. Für die Bibliothek sind darin 2 Magazine vorgesehen, in denen ungefähr 50 000 Bände Platz finden werden. An die Magazine stoßen zwei Arbeitszimmer, in denen auch der Katalog aufgestellt wird. Die Nähe des Lesesaales gestattet eine umfassendere Benutzung der Bibliothek auch in diesem Raume.

Der Neubau wird durchaus feuersicher aufgeführt und mit den neuesten Einrichtungen versehen. Damit ist der lange sehnlich gehegte Wunsch erfüllt. Die gedeihliche Fortentwickelung der Bibliothek ist damit gesichert, und das Goethehaus ist in allen seinen Teilen zur stilgemäßen Wiederherstellung frei.

D. **Anschaffung und Auflegung von Zeitschriften.** Das abgelaufene Geschäftsjahr hat die bereits im vorjährigen Be-

richte angekündigte Eröffnung eines schönen und bequemen Lesesaales als wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen.

Die auf längere Jahre gemieteten, eigens für die Bedürfnisse des Hochstiftes erbauten Räumlichkeiten im Hofe des v. Cronstettischen Stiftes (am Salzhaus 5) enthalten im ersten Stock diesen großen und hellen, würdig ausgeschmückten Saal, der, mit dem anstoßenden Sitzungszimmer durch eine die ganze Breite füllende Schiebethür verbunden, sich zu einem, auch für größere Versammlungen ausreichenden Raum erweitern läßt. Die vergrößerten Zeitschriftengestelle gestatten deren leichteste Handhabung, in kleineren Schränken stehen eine Anzahl Nachschlagewerke, Handbücher, Lexika und Atlanten zur Verfügung. Das von den beiden Langseiten einströmende Licht, die durchaus zweckentsprechend eingerichtete elektrische Beleuchtung machen das Lesen am Tage wie am Abend zu einer angenehmen, das Auge nicht ermüdenden Beschäftigung. Die Einrichtung des Raumes, in dem dauernd ein Beamter stationiert ist, ist eine in jeder Hinsicht behagliche. Der Besuch ist demgemäß auch in stetem Steigen begriffen.

Im Lesezimmer liegen jetzt 117 wissenschaftliche Zeitschriften auf, und zwar aus dem Gebiete der Bibliographie 11, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 25, der Philosophie und Pädagogik 5, der deutschen Litteraturgeschichte 7, der Sprachwissenschaft und Philologie 11, der Kunstwissenschaft und Archäologie 13, der Mathematik und Naturwissenschaft 11, der Geographie 4, der Heilkunde 4, der Jurisprudenz 8, der Volkswirtschaft 14, der Technik 4; dazu kommen noch 12 Rundschauen, eine Anzahl Unterhaltungs- und Theaterschriften, hiesige und auswärtige Wochen- und Tagesblätter. Im ganzen stehen 142 Zeitschriften und Blätter den Mitgliedern zur Verfügung. Die Gesamtzahl ist gegen das Vorjahr um 7 gewachsen.

Die bisher fehlende Verbindung mit dem Goethehause und der Bibliothek wird der jetzt in Angriff genommene Neubau herstellen.

E. Von Gesamtsitzungen mit Vorträgen fanden zwei statt, in denen die von den Satzungen vorgeschriebenen Festfeiern

zu Schillers und zu Goethes Geburtstag ausgeführt wurden. Zu Schillers Geburtstag sprach Herr Professor Fr. Muncker aus München über „Die Begründung des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe im Hinblick auf die gleichzeitige deutsche Litteratur.“ Der Redner verstand es meisterhaft durch die Gestaltung seines Themas die hundertjährigen Gedenktage des Todes von Justus Möser, Gottfried August Bürger und Georg Forster zu feiern, indem er die Schilderung der so verschiedenen Stellung dieser drei Männer als den Faden benutzte, an dem er seine Schilderung der Zeit und ihrer Entstehung aufreihte (vgl. Bd. XI, S. 23*—38*). Zum Goethetag sprach Herr Professor Dr. Elster über „Friederike“: im Gegensatz zu den willkürlichen und haltlosen Entstellungen, mit denen in neuerer Zeit das Bild der Trefflichen verunstaltet wird, gab er das wissenschaftliche Ergebnis wirklicher Forschung (Bd. XII, S. 1*—18*). In gewohnter ebenso freundlicher wie in der Durchführung seiner Gesänge meisterhafter Weise unterstützte der Sängerchor des Lehrervereins die Feier des Goethetages.

F. Die „Berichte“ haben die ihnen gestellte Aufgabe „über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mitglieder sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches“ die Mitglieder in Kenntnis zu setzen, in gewohnter Weise erfüllt, wie der vorliegende Band XI, 1895 nachweist. Das die Benützung des Bandes erleichternde ausführliche Register wird Herrn Dr. Heuer verdankt. Auch für diesen Band wie für alle früheren ist eine Einbandsdecke hergestellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu Mk. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechselseitiger Beziehungen zu anderen verwandte Zwecke anstrebenden Vereinen und Gesellschaften erleidet keine Unterbrechung. Eine besonders erfreuliche Bethätigung hat sie erhalten, als es sich um die Teilnahme an der Goetheausstellung handelte: hier hat sowohl das Goethe-Schiller-Archiv als auch das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar durch wertvolle Beiträge die zwischen ihnen und dem Hochstift bestehenden freundschaft-

lichen Beziehungen in hervorragender und besonders dankenswerter Weise bewährt.

Der bisherige gute Fortgang der Thätigkeit der Akademischen Abteilung läßt beim Beginn des neuen Arbeitsjahres hoffen, daß auch fernerhin durch ein tüchtiges Zusammenwirken aller beteiligten Faktoren, besonders aber durch immer wachsende Teilnahme der hier thätigen wissenschaftlichen Kräfte, die Ziele des Hochstiftes immer besser erreicht werden.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.



IV. Bericht der Goethehaus-Kommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1894/95.

Die Thätigkeit der Kommission war auch in diesem Jahre im wesentlichen eine vorbereitende, deren Früchte erst im nächsten Geschäftsjahr und den folgenden zu Tage treten werden.

Durch den im Entstehen begriffenen Neubau eines Museums- und Bibliotheksgebäudes werden sämtliche Räume des Goethehauses — bis auf das Kassenzimmer im Erdgeschoß — zu stilgemäßer Einrichtung frei.

In erster Linie müssen sie mit Nachbildungen der alten Nothnagelschen Wachstuchtapeten, mit denen sie durch den Herrn Rat laut den erhaltenen Originalrechnungen einst ausgestattet waren, wieder bekleidet werden.

Die schwierige Aufgabe der Beschaffung von Mustern, die mit den Angaben der Rechnungen übereinstimmen, hat zu umfangreichen Nachforschungen in hiesigen und auswärtigen Museen Anlaß gegeben. Eine Anzahl der besten erreichbaren Muster ist durch einen tüchtigen Künstler als Vorlagen für die dereinstige Ausführung kopiert. Doch sind die Forschungen noch nicht völlig abgeschlossen.

Die Ankäufe dieses Jahres erstreckten sich hauptsächlich auf Haus- und Küchengeräte. Besonders hervorzuheben ist eine kunstvolle Rokokosäule für die Trippelsche Goethebüste im Hausflur. Eingehende Studien im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar dürften noch manchen wertvollen Anhalt über frühere Einrichtungsstücke u. s. w. geben, mit denen Goethes Vater sein Heim geschmückt hatte.

Eine neue umfangreiche Aufgabe erwächst durch die Schaffung eines Frankfurter Goethemuseums. In den Dachkammern des Goethehauses war bisher schon manches wertvolle Erinnerungsstück zur Schau gestellt. Doch konnten die Gegenstände in den ungeeigneten und dunkeln Räumen nicht recht zur Geltung kommen. Diesem Übelstande soll das neue Museum abhelfen, für das im Erdgeschoß des an das Goethehaus stoßenden Neubaues ein 13 m in der Länge, bei 7 m Breite und 4,5 m Höhe, messender Saal vorgesehen ist. Im Rokokostil, der Zeit des jungen Goethe entsprechend, soll er hauptsächlich Erinnerungen an diesen, an seine Eltern und an seine Freunde in seiner Vaterstadt aufnehmen. Das schöne Ziel, dessen Erreichung nach Kräften angestrebt werden soll, ist die möglichste Vereinigung dieser den Frankfurter Goethe, den Knaben und Jüngling, den Dichter des Urfaust, des Götz und des Werther, uns vor Augen führenden Erinnerungsgegenstände an würdiger Stätte, wo sie, vor der Gefahr der Zerstörung, vor der Gefährdung durch den Wechsel des Aufbewahrungsortes geschützt, von dem innigen Zusammenhange Goethes und Frankfurts, von der dankbaren und pietätvollen Verehrung Zeugnis ablegen sollen, die Frankfurt seinem größten Sohne bewahrt. Die diesjährige Ausstellung im Goethehause, die diese Beziehungen darzustellen bestimmt war, hat gezeigt, wie viel Schönes in dieser Beziehung hier noch vorhanden ist, und hat bewiesen, wie groß das Interesse dafür hier und bis weit über Deutschlands Grenzen ist.

Der Erfolg der Ausstellung bürgt dafür, daß es dem Hochstift, bei werkthätiger Unterstützung, gelingen wird, in seinem Museum dem berühmten Weimarer Goethe-Nationalmuseum eine schöne, wenn auch bescheidenere, Ergänzung für die Frankfurter Zeit Goethes an die Seite zu stellen.

Die ersten Schritte dazu sind bereits gethan. Die Direktion der K. K. Fideikommißbibliothek zu Wien hat mit Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich die Kopierung der wertvollen Originalporträte der Lavatersammlung für unsere Sammlungen gestattet. Das Bagersche Ölporträt des jugendlichen Goethe, wie die Originalbildnisse seiner Eltern sind bereits durch Herrn H. Junker aufs getreuste nachgebildet.

Die verschiedenen an die Ausstellung sich anschließenden Schenkungen, die wertvolle Beiträge für das Museum bilden, sind im Ausstellungsbericht verzeichnet. Weitere Geschenke sind in dankenswertester Weise in Aussicht gestellt.

Die Kommission möchte daher auch an dieser Stelle nicht verfehlen unseren Mitbürgern und allen Verehrern des Dichters, die für das Frankfurter Goethemuseum geeignete Gegenstände besitzen, die dringende Bitte ans Herz zu legen, ihre Schätze diesem als Geschenk oder als Depositum anvertrauen zu wollen. In pietätsvollster und sachgemäßester Bewahrung, mit dem Namen des Gebers oder des Eigentümers versehen, werden sie dort, von tausenden von Besuchern jährlich betrachtet, ganz anders zur Wirkung kommen, als in Privatverwahrung.

Zur Vervollständigung des Gesamtbildes ist auch das Kleinste von Wert.



V. Bericht über die Goethe-Ausstellung.

Die in diesem Jahre im Goethehause veranstaltete litterarische Ausstellung hatte den Zweck, des Dichters Beziehungen zu seiner Vaterstadt in Bild und Schrift vor Augen zu führen. Die Erreichung dieses Zieles wurde ermöglicht durch die in zuvorkommendster Weise von hiesigen und auswärtigen Museen, Archiven und Bibliotheken, Sammlern und besonders von Frankfurter Familien gelieferten reichen Beiträge. Mit Hinzunahme der im Besitze des Hochstiftes selbst befindlichen Stücke und der von dem leider jüngst verstorbenen Herrn Oberhofmeister Frhr. v. Donop in bekannter Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellten Schätze seiner Sammlungen ließ sich eine ziemlich systematische Vollständigkeit erreichen, so daß das Gesamtbild wenigstens keine wesentlichen Lücken zeigt.

Das Ganze gliedert sich in zwei Teile, erstens „Goethe in Frankfurt", die Zeit bis 1775 umfassend, und zweitens „Goethe und Frankfurt", die Besuche des Dichters und die Beziehungen von Weimar aus illustrierend.

Die erste Abteilung führt die Familie, die Vorfahren väter- und mütterlicherseits in Frankfurt, die Eltern, Schwester und Schwager, den jungen Frankfurter Goethe selbst, seine Jugendfreunde, den Königsleutenant, das Theater, die Krönung Josephs II., die litterarischen Freunde und Besucher, Lili und endlich das alte Frankfurt selbst, wie der junge Wolfgang es sah und schilderte, vor Augen.

Der zweite Teil zeigt den Dichter in späterer Zeit, den Frankfurter Freundeskreis, die ganze reiche Zahl der hervorragenden Gäste des Goethehauses und der Frau Rat, Goethes Dramen auf dem Theater der Heimatsstadt, das schöne Freundesverhältnis zu den Willemers, und erläutert schließlich die Beziehungen zu seinen

Mitbürgern und die von ihnen dem Dichter erwiesenen Ehrungen, die Entstehung des Frankfurter Goethedenkmals.

Von besonderem Interesse sind, neben den im Familienbesitz pietätvoll bewahrten Erinnerungen an die holde Lili, die Dichterin Marianne, neben den Jugendarbeiten und Zeichnungen Wolfgangs, den zum Teil bisher unbekannten Bildnissen und Silhouetten[1]) des Herrn Rat und seiner Gattin, neben den interessanten Porträten aus der Lavatersammlung und anderem vor allem die von den Frankfurter Künstlern 1759 und 1760 für den Königsleutenant Grafen Thoranc im Giebelzimmer des Goethehauses gemalten Bilder, von denen eine große Anzahl durch das Entgegenkommen der Familie des Grafen und durch die Güte des Herrn Dr. M. Schubart in München zum ersten Male dem Publikum zur Schau gestellt werden konnte.

Zur Orientierung und zugleich als bleibende wertvolle Erinnerung ist ein sorgfältiger, mit allen litterarischen Nachweisen ausgestatteter Katalog angefertigt worden. Er liegt in drei Ausgaben vor: 1. einer Textausgabe; 2. einer illustrierten Ausgabe mit 21 Lichtdrucktafeln; 3. einer in 100 numerierten Exemplaren hergestellten Liebhaberausgabe mit 24 Tafeln.

Der Besuch und das Interesse, das von allen Seiten der Ausstellung entgegengebracht wurde, überstiegen bei weitem die gehegten Erwartungen. Die Text- und die Liebhaberausgabe des Kataloges sind vollständig vergriffen.

Wenn wir auch hier gerne die Gelegenheit ergreifen, um all den Ausstellern, die sich um das Gelingen des Unternehmens verdient gemacht haben, unsern herzlichsten Dank auszusprechen, so gebührt dieser in besonderm Maße denen, die wertvolle zur Ausstellung gelieferte Beiträge dauernd den Sammlungen des Goethehauses als Geschenk einzuverleiben sich entschlossen haben.

In erster Linie ist das Hochstift Herrn Dr. M. Schubart zu München verpflichtet, der zur Zierde unseres jetzt im Bau begriffenen Goethemuseums eine große und vortreffliche Landschaft von Chr. G. Schütz, die, der Tradition nach früher im Besitz von

[1]) Vgl. die diesem Hefte beigegebene Tafel.

Goethes Eltern, im Vordergrunde die Frau Rat im Gespräche mit dem Maler des Bildes zeigt, bestimmt hat. Dem gleichen Zwecke soll eine trefflich ausgeführte Ölkopie des bisher völlig unbekannten Porträte des Königsleutenants dienen, die Herr Dr. Schubart nach dem Original in der Ahnengalerie der Familie hat anfertigen lassen. Sie wird weiteren Kreisen durch das von Herrn Dr. Schubart geplante Werk über den Königsleutenant bekannt gegeben werden. Ein ungenannter Freund des Hochstiftes hat ferner eine große Anzahl Original-Silhouetten aus dem Frankfurter Goethekreise, darunter vieles Neue, gespendet. Frau F. Eyssen danken wir den Besitz einer Locke Mariannens v. Willemer im Medaillon, Herrn Bauer einen interessanten Brief von Goethes Sekretär Geist, der mit ihm zum Besuche bei der Mutter im goldenen Brunnen weilte, an die Bauersche Familie, die Hauswirte der Frau Rat.

Weitere wertvolle Widmungen sind bereits in Aussicht gestellt, und es steht zu hoffen, daß, wenn erst das neue Museum allen Erinnerungen an den Frankfurter Goethe eine sichere und würdige Stätte bietet, noch manche Verehrer des Dichters die bisher in den Familien den Gefährdungen des wechselnden Besitzes ausgesetzten Schätze diesem als Geschenk oder Depositum anvertrauen werden.

Dann wird dieses Frankfurter Goethemuseum seine Aufgabe erfüllen, dem größten Sohne unserer Stadt ein ehrenvolles Denkmal, die Erinnerung an seinen Zusammenhang mit seiner Vaterstadt der Nachwelt zu überliefern.



VI. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis 30. September 1895 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Litteratur.

*Faust. Tragödie von Goethe für die Bühne in drei „Abenden" eingerichtet von A. Wilbrandt. Wien 1895.

*Bolte, J. Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert. Theatergeschichtliche Forschungen. XII.

†Literarisches Jahrbuch. Hg. v. Alois John. Bd. VI, 1896. Eger.

*Lindheimer, Franz. Leben, Lieben, Singen. Gedichte. Heidelberg 1896.

†Ridderhoff, Kuno. Sophie von La Roche die Schülerin Richardsons und Rousseaus. Göttinger Diss. Einbeck 1895.

†Koellner, Rud. Heinr. Tolle, ein Göttinger Dramatiker des 17. Jahrhunderts. Göttinger Diss. Hannover 1894.

*Zipper, Alb. Gedichte. 2. Aufl.

* — Das Lied vom deutschen Wort. Allgem. Büchersammlg. lebender Schriftsteller. Bd. XIV.

Sprachwissenschaft.

†Shumway, Daniel B. Das ablautende Verbum bei Hans Sachs. Göttinger Diss. Einbeck 1894.

†Crusius, Otto. Ad Plutarchi de proverbiis Alexandrinorum libellum commentarius. Doktoren-Verzeichnis der Universität Tübingen. 1895.

Kulturgeschichte.

*Ziegler, Theob. Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. Stuttgart. Göschen. 1895.

*Pfungst, Arth. Wer soll der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beitreten? Vortrag gehalten in den Abteilungen München und Frankfurt a. M. Berlin. 1896.

*Popper, Mor. Bahn frei! Ein Wort für unsere Frauen. Prag. 1894.

Kunst.

*Sammlung Schubart. Gemälde älterer Meister ausgestellt im K. Kunstausstellungspalast in München. Juni und Juli 1895.

*Rittweger, Franz. Peter Becker, der Merian des 19. Jahrhunderts. Mainz. 1895.

Naturwissenschaft.

†Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern f. 1894. Nr. 1335—1372. Bern 1895.

†Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Düsseldorf. Hft. 3. Düsseldorf 1895.

†79. Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft in Emden. f. 1893/94. Emden 1895.

†Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1895. Mit 1 Tafel und 2 Textfiguren.

†Bericht der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau a. M. 1892/95. Hanau 1895.

Programme etc. von Hochschulen, Instituten und Vereinen.

*Universität Jena. Personalverzeichniß. S.-S. 1895.

* — — Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1895/96.

* — Leipzig. Personalverzeichniß S.-S. 1895.

* — — Vorlesungsverzeichniß W.-S. 1895/96.

* — Heidelberg. Vorlesungsverzeichniß W.-S. 1895/96.

* — Freiburg. Personalverzeichniß S.-S. 1895.

* — — Vorlesungsverzeichniß W.-S. 1895/96.

* — Göttingen. Index Scholarum W.-S. 1895/96. Praemissum est Udalrici de Wilamowitz-Moellendorff commentariolum metricum II.

* — — Chronik für das Jahr 1894/95.

* — Tübingen. Vorlesungsverzeichniß W.-S. 1895/96.

*Universität Prag. Vorlesungsverzeichniß S.-S. 1895.

* — Innsbruck. Vorlesungsverzeichniß W.-S. 1895/96.

*Technische Hochschule Braunschweig. Programm für 1895/96.

*Gehe-Stiftung zu Dresden. Programm der Vorlesungen 1895/96.

*Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller. Jahres-Bericht für 1893/94.

*Deutsche Seewarte. Siebzehnter Jahresbericht für 1894.

*Mitteldeutscher Kunstgewerbeverein. Jahresbericht für 1894.

*Humboldt-Akademie zu Berlin. Lehrprogramm für das IV. Quartal 1895.

*Volksbibliothek zu Frankfurt a. M. Festbericht zum 50jährigen Jubiläum 1895.

*Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Bericht für 1894.

*Sängerchor des Lehrervereins zu Frankfurt a. M. Bericht über 1894/95.

*Deutsch-österreichischer Alpenverein. Sektion Chemnitz. Bericht für 1894.

*Deutscher Verein zur Förderung des Wohles und der Bildung der Frauen. 21. Jahresbericht für 1894.

*Satzungen für den Verband zur Errichtung und Leitung einer Anstalt für Arbeitsnachweis in M.-Gladbach.

*Der Würzburger Verein für bayerische Volkskunde. Eine Polemik von Dr. Edm. Wagner. 1895.



VII. Veränderungen im Mitgliederbestande
in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1895.

Gestorben:

1. Joh. Bröll, Privatier, hier.
2. Franz Cerwenka, Oberinspektor, Teplitz.
3. Balthasar Elischer, Dr. jur., Notar, Budapest.
4. Freiherr Hugo von Donop, Oberhofmeister Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar.
5. B. Goldmann, Rektor, hier.
6. Carl Holland, Rentier, hier.
7. Karl Knoblauch, Geh. Regierungsrat, Halle a. d. S.
8. Sigm. Kohnspeier, Rentier, hier.
9. G. K. Ochs-Martin, Kaufmann, hier.
10. Fritz Ohlenschlager, Dr. med., hier.
11. Otto Puls, Generalkonsul, Syndikus der Handelskammer, hier.
12. Otto Reisner, Redakteur, München.
13. Sigmund Schmoele, Privatier, hier.
14. Karl Soemmerring, Privatier, hier.

31 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Berichtigung.

Band XI, S. 407 Zeile 6 von oben ist statt „Werders unüberlegter Polemik“ zu lesen: „Werders unwiderlegbarer Polemik“.

II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Die am 15. November vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. A. Riese, als zweiten Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. Gg. Wolff und als Schriftführer Herrn cand. phil. A. Bellgard.

Es sprach in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1895 am

15. November Herr Prof. Dr. A. Riese über
„Das rheinische Germanien unter Caligula und Domitian".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Das rheinische Germanien unter Caligula und unter Domitian
von Prof. Dr. A. Riese.

Wie über andere Kaiser, welche mit dem mitregierenden römischen Senat verfeindet waren, so hat sich auch über Domitian in der Litteratur vielfach eine zu ungünstige Meinung verbreitet. Besonders sind Tacitus und Cassius Dio in diesem Sinne wichtig und auf die Urteile der Nachwelt von maßgebendem Einfluß im Sinne des Senats gewesen, während bei dem nur kompilierenden

Kaiserbiographen Suetonius sich Einwirkungen ungünstiger und auch solche günstig gesinnter Autoren erkennen lassen. Die Vergleichung der Nachrichten beiderlei Art und ihre Beurteilung nach der Logik der Thatsachen läßt uns zum Glück doch noch öfter, als man zunächst denken sollte, die Wahrheit erkennen. Als Beispiel diene der Zug des Kaisers Gaius (Caligula) nach Gallien und an den Rhein im Jahre 40. Welche Motive trieben den Kaiser zu diesem Kriegszuge? Nach Dio[1]) der Wunsch, Galliens Reichtümer zu besitzen, nach Suetonius[2]) im „Leben des Caligula" die Mahnung eines Orakels, seine batavische Leibwache zu verstärken, Motive, deren Unglaubwürdigkeit klar zu Tage liegt. Denn wie konnte er Galliens Reichtümer durch einen Zug an den Rhein erwerben? Und warum sollte er nicht, wie Nero und andere Kaiser, kraft seiner Jurisdiktion die Reichtümer der Provinzialen von Rom aus an sich ziehen können? Dio fügt hinzu, als Vorwand habe er einen Einfall der Germanen genommen. Dies führt eher aufs Richtige. Die Germanen waren schon am Ende der Regierung des Tiberius in Gallien verwüstend eingefallen[3]) und hatten damit noch nicht aufgehört. Doch auch dies konnte nicht der wahre Grund des Kaisers sein: es standen ja am Rhein acht Legionen unter zwei Legaten, die für die Abwehr solcher feindlicher Einfälle wohl genügen konnten. Warum also „bot er Legionen und Auxilien" in einer Zahl, die Dio (59, 22) in sinnloser Übertreibung auf 200 000 oder gar 250 000 angiebt, „von überall her auf und ließ strengste Aushebungen veranstalten", und nahm seine Prätorianer und seine germanische Leibwache mit,[4]) um in diesen Krieg zu ziehen? Die

[1]) 59, 21; vgl. mein „Rheinisches Germanien in der antiken Litteratur" IV, 86.

[2]) Rhein. Germ. IV, 87.

[3]) Suetonius, vgl. Rh. G. IV, 82. 93.

[4]) Suetonius: Rh. G. IV, 87. — Für Befehlshaber der germanischen corporis custodes halte ich den Sabinus, den Dio (Rh. G. IV, 101) nennt τὸν τῶν Κελτῶν ἐπὶ τοῦ Γαΐου ἄρξαντα. Man wollte diesen zwar mit Gabinius, dem Legaten des niedergermanischen Heeres unter Claudius, identifizieren und dementsprechend den Namen emendieren (s. Ritterling, Westd. Ztschr. 13, 29). Aber dem widerspricht Dios Sprachgebrauch. Die germanischen Legaten nennt er stets τῆς Γερμανίας ἄρχοντες (Rh. G. IV, 8. 92. 94. 144. 147; V, 9;

Wahrheit ist jedoch aus einer anderen Stelle Dios[5]) zu entnehmen, wo er als ein Beispiel der Grausamkeit des Caligula erzählt, er habe den Cn. Lentulus Gaetulicus, der seit zehn Jahren das obergermanische Heer befehligte, getötet, „ὅτι τοῖς στρατιώταις ᾠκείωτο“, weil er die Soldaten für sich gewonnen hatte. Wie dies zu verstehen ist, zeigt die taciteische Nachricht,[6]) Gaetulicus solle am Ende der Regierung des Tiberius diesem den kühnen Vorschlag gemacht haben: der Kaiser solle das übrige Reich, er aber Germanien behalten; ein Vorschlag, den er nicht hätte machen und namentlich nicht ungestraft hätte machen können, wenn er nicht in dem rheinischen Heere eine feste Stütze gehabt hätte. Auch die Germanen wird er durch zweckbewußte Nachsicht gegen ihre Raubzüge gewonnen haben. Wenn wir nun annehmen, daß Gaius seinen Feldzug führte, um sich des gefährlichen Heerführers zu entledigen, so haben wir damit ein vernünftiges Motiv gewonnen, und es stimmen dazu die sonst überlieferten Thatsachen aufs beste, die uns ohne diese Annahme nur als unbegreifliche Verrücktheiten erscheinen könnten, nun aber sich als Maßregeln einer berechtigten Strenge gegen die Empörer erweisen. Verrücktheiten wären bei Caligula an sich ja möglich, wenn auch vieles, was als solche von ihm erzählt wird, nur bizarre oder skurrile Späße waren; aber sie würden doch im Felde und von vielen Tausenden nicht so lange und geduldig ertragen worden sein. Es stimmt dazu also erstens die Thatsache, daß er mit vielen fremden Legionen und Auxilien an den Rhein kam (s. oben), ferner, daß er dort trotzige, säumige Legaten rheinischer Legionen[7]) aus

VI, 35 (57); VII, 3. 42; VIII, 22), dagegen die Germanen selbst Κελτοί und so auch die germanischen Leibwächter (Rh. G. III, 127; V, 77; VIII, 15. 17). Ein τῶν Κελτῶν ἄρξας ist demnach ein Oberst der kaiserlichen Leibwächter. [V, 118 ist Κελτική das freie Germanenland rechts vom Rhein.]

[5]) Rh. G. IV, 92.

[6]) Rh. G. IV, 81. Diese ganze Stelle (Tac. ann. VI, 30) dient zur Charakterisierung des trotzigen Feldherrn.

[7]) So wird Sueton Cal. 44 „legatos qui auxilia serius ex diversis locis adduxerant cum ignominia dimisit“ zu verstehen sein. Ein vornehmer Canninefate hatte damals, um mit Tacitus (Rh. G. V, 53) zu reden, „Gaianarum expeditionum ludibrium impune spreverat“. Dies ist bezeichnend!

dem Heere ausstieß, Centurionen degradierte, die Prämien für die Veteranen verminderte,[8]) den Gaetulicus selbst aber tötete, ja die ganzen oberrheinischen Legionen vernichten oder doch dezimieren wollte,[9]) von welch letzterem Plane er freilich bei der drohenden Haltung der Truppen Abstand nehmen mußte. Nach Sueton[9]) soll er letztere Absicht gegen die Truppen allerdings deshalb gehegt haben, weil er sie strafen wollte, quod et patrem suum Germanicum ducem et se infantem tunc obsedissent, — wie sinnlos, da diese Auflehnung gerade 25 Jahre früher und außerdem nicht im ober-, sondern im niedergermanischen Heere geschehen war! Suetons Quelle will eben um jeden Preis dem Caligula thörichte Grausamkeiten unterschieben und vermeidet es außerdem sorgfältig, den Gaetulicus und dessen Verschwörung und Empörung zu nennen oder auch nur anzudeuten, die doch vielleicht nicht ungefährlicher war als die des Jahres 14 am Niederrhein und der des Jahres 69 an Wichtigkeit hätte gleichkommen können. Er nennt sie dagegen in den Biographien des Claudius und des Galba;[10]) auch die Arvalakten geben die detecta nefaria consilia des Gaetulicus an. An dessen Stelle stellte Caligula den Galba, den rechten Mann am rechten Orte, der denn auch bald die Germanen zurückdrängte und besiegte,[11]) so daß er die Triumphabzeichen erhielt und eine victoria Germanica[12]) des Kaisers in Rom gefeiert wurde.[13]) Jenes erzählt Sueton im Leben des Galba, in dem er einer ganz anders gesinnten und entschieden lichtvolleren Quelle folgt als in dem des Caligula. War nun dieser Sieg über die Germanen, nach welchem der Kaiser nach Brittanien zu marschierte, auch wohl

---

[8]) Rh. G. IV, 87 (Suetonius).

[9]) Rh. G. IV, 98 (Suetonius).

[10]) Rh. G. IV, 93. 95.

[11]) Rh. G. IV, 93 (Suetonius im Leben Galbas).

[12]) Rh. G. IV, 100 (Suetonius im Leben Vespasians).

[13]) Daneben führte er einmal in bizarrer Laune zu seinem Vergnügen eine Scheinverfolgung mit Scheinsieg auf (Suet. Cal. 45): ein Pläsier, das gewöhnlich als das Hauptergebnis von Caligulas Zug hingestellt wird! Noch kürzlich erklärt B. Niese in Müllers Handbuch der klass. Altertumswissenschaft III, 693: „sein Feldzug gegen Brittanien und die Germanen waren [so!] nicht ernstlich“.

nicht bedeutend und verhinderte er nur ihre weiteren Grenzüberschreitungen, so hatte doch Tacitus offenbar nicht das Recht zu sagen, daß seine „ingentes adversus Germanos conatus frustra fuerunt“ oder „ingentes C. Caesaris minae in ludibrium versae“.[14]) Denn den Hauptzweck seines Zuges hatte er erreicht. Die betreffenden Erzählungen in den Annalen fehlen leider.

Haben wir somit für Caligula ungünstige Stimmung in Dio und Suetons Caligula sowie in Tacitus, sachlich ruhige Erzählung aber in Suetons Galba wahrgenommen, so finden wir ein ähnliches Verhältnis auch für Domitian. Den ungünstigen Kriegsberichten des Tacitus und des Dio, denen Orosius und Zonaras folgen, stehen hier die Objektivität des Genieoffiziers Frontinus und einige sichere Thatsachen gegenüber. Zunächst gilt dies für den Chattenkrieg des Jahres 83. Nach jenen[15]) müßte man annehmen, Domitian habe nur „einige Gebiete der rechtsrheinischen Bundesgenossen geplündert“, „keinen Feind gesehen“, die Feinde hätten „dem schlecht geführten Heer fortwährend Verluste beigebracht“, der schließliche Triumph sei ebenso „unecht und verspottet“ wie einst der ähnliche des Caligula. Dagegen erzählt in sachlicher Weise Frontinus[16]) von verschiedenen ebenso klugen wie erfolgreichen Maßregeln des kaiserlichen Feldherrn, der die Feinde unterwarf und die Grenze vorrückte. Und wenn wir wie billig auf die Schmeicheleien eines Martialis und die Münzlegende Germania capta auch nichts geben wollen, so bezeugt uns doch nicht nur eine Stelle aus Tacitus selbst, der in seiner Germania im Jahre 98 eine Vorschiebung der Grenze im Mattiakerlande zugesteht, und nicht nur der erneute große Einfluß Roms auf Germanenstämme wie die Cherusker und Semnonen,[17]) sondern insbesondere folgende Thatsache den erfolgreichen Sieg Domitians. Im unteren Maingebiet, von welchem bis zum Jahre 70 nur die Mainz zunächst gelegenen Teile (Kastel, Wiesbaden, Flörsheim) römisch gewesen waren, finden wir jetzt Anlagen römischer Legionen, und zwar solcher Legionen, die, außer einer, nicht über

[14]) Tac. Agr. 13; Germ. 37.

[15]) Rh. G. VI, 19—21. 26.

[16]) Rh. G. VI, 15—18.

[17]) Rh. G. VI, 31. 32 (sogar bei Dio!).

Domitians Zeit hinaus in Germanien standen. Hierbei können wir von einem glücklichen Umstand begünstigt sogar, wie mir scheint, die Zeiten der Okkupation noch näher ins Einzelne bestimmen. In der Nähe von Dijon fanden sich bei Mirebeau-sur-Bèze Ziegelstempel für Bauanlagen von den „Vexil(la) legionum I, VIII, XI, XIIII, XXI" und auch dieselben Stempel von nur vier Legionen, mit Weglassung der I. Da nun diese legio I (Adiutrix) Germanien um 86 verließ,[18]) und somit das obergermanische Heer, denn dieses ist es, welches damals aus diesen fünf, später vier, Legionen bestand, auf den erstgenannten Stempeln in seinem Bestande zur Zeit des Chattenkriegs und bis gegen 86 dargestellt wird, und da ferner diese Legionen alle im untern Mainthal ihre Ziegelstempel hinterlassen haben, die I. Legion aber nur in Hofheim, Nied und Heddernheim, jedoch nicht an den östlicher gelegenen Punkten, so folgt daraus: das Gebiet von Hofheim bis Heddernheim wurde bis 86 militärisch besiedelt, also 83 (vorher war seit 70 kein Krieg) im Kriege erobert. Von den anderen Legionen sind die vierzehnte und die einundzwanzigste[19]) gleichmäßig durch das ganze Gebiet von Hofheim bis Friedberg, ja erstere auch noch weiter in Arnsberg und letztere in Langenhain, verbreitet. Dagegen findet sich die achte, außer einem Exemplar in Nied, nur in Heddernheim und Saalburg und an 6 oder 5 davon östlich liegenden Stellen, die elfte in Friedberg und vielleicht in Bergen, also gleichfalls mehr im Osten. Offenbar begann also (es ist dies meines Wissens noch nicht ausgesprochen worden)[20]) die Besiedelung

[18]) Siehe E. Ritterling, Westd. Ztschr. XII, 105 ff.

[19]) Deren Gebiet habe ich im Corr.-Bl. der Westd. Ztschr. XII, Sp. 159 etwas zu eng begrenzt. Ebenda habe ich die Stempel der XIII. Legion angeführt, die aber nach Ritterling alle nicht genügend beglaubigt sind. Über die Spalte 149 behandelten Stempel der „legio XXIICV" vgl. meine Zusätze im Lit. Centralbl. 1895, Sp. 1842. Interessant ist dabei noch die Entdeckung Ritterlings, daß der Wiesbadener Stempel mit „LEG XXII N vel IV" nicht wie Wolff vermutete CV, sondern ein umgekehrtes, schwach aber sicher ausgeprägtes ꟼꓤ (pr[imigenia]) enthält.

[20]) Daß die Ziegel der I Adiutrix östlich nicht über Heddernheim hinausreichen, bemerkt schon Ritterling De legione X gem. p. 76, ohne jedoch Folgerungen daraus zu ziehen.

seit 83 durch die I., XIV. und XXI. Legion; nach 86 trat an Stelle der abberufenen I. die VIII. und in geringem Umfang die XI. Legion. Und zwar war bis 86 die Bebauung bis Heddernheim vorgerückt, in den folgenden Jahren dehnte sie sich bis weit in die Wetterau aus, und zwar noch im ersten Jahrhundert, welche Einschränkung zwar nicht die VIII., wohl aber die Mitarbeit der XIV. und XXI. Legion bezeugt.[21])

Daß die obergermanischen Legionen auch bei Dijon im Lingonenlande bauten, ist kein Beweis dafür, daß die Lingonen zu Germania superior gehört hätten.[22]) Denn erstens war damals Kriegszustand, während dessen die Truppen naturgemäß auch außerhalb ihrer Provinzen verwendet wurden, und zweitens bestand diese Provinz damals noch nicht: erst 90 ist ihr Bestehen gesichert; daß aber in der früheren Zeit, vor 90, die germanischen Heere und Legaten auch in Gallien, zu dem sie ja gehörten, ihre Befugnisse hatten, ergiebt die Thätigkeit des obergermanischen Legaten Cn. Pinarius Clemens, der 74 die Grenzen zwischen Vienna und den Ceutronen regulierte,[23]) und, wenn dies vielleicht Folge eines besonderen kaiserlichen Mandates gewesen sein sollte, dann jedenfalls die Thatsache, daß kurz vor 58[24]) der Befehlshaber des oberen Heeres L. Antistius Vetus einen Mosel-Saône-Kanal mitten in Belgica anlegen wollte und ihm der Statthalter dieser Provinz solches nicht etwa verbot, sondern ihm nur durch allerlei Machinationen die Sache verleidete und vereitelte. Es sind also die Stempel der obergermanischen Legionen im Lingonenland kein Beweis für dessen Zugehörigkeit zur Provinz Germanien; fanden sich doch Stempel der VIII. Legion (mit leg. VIII Aug.

---

[21]) G. Wolff vermutete aus andern Gründen eine stufenweise Okkupation des betreffenden Landes schon in seiner Schrift „Das römische Lager zu Kesselstadt" (1890) S. 80 ff. Ob nun die Stempel den Truppenteil ausdrücken, von welchem, oder den, für welchen die Ziegel gemacht wurden, diese Kontroverse zu berühren dürfte hier unnötig sein, da unsere Vermutung über die I. und VIII. Legion in beiden Fällen Bestand hat.

[22]) Vgl. Corr.-Bl. d. Westd. Ztschr. XII, 78.

[23]) CIL XII, 113.

[24]) Nach Tacitus; Rh. G. IV, 136.

L. Appio leg.) wie bei Dijon so sogar in Aquitania (in Néris-les-bains) und andere dieser Legion in dem nördlichsten, damals vielleicht zu den tres Galliae gezogenen Teile der senatorischen Provinz Narbonensis.[25])

In Domitians Zeit fällt noch die Empörung des obergermanischen Legaten L. Antonius Saturninus mit seinem Heere. Diese wurde durch das untergermanische Heer[26]) unter L. Appius Maximus Norbanus schnell unterdrückt, woraufhin die obengenannten Legionen außer der achten, die sich am schnellsten an L. Appius anschloß, gleich oder doch möglichst bald aus Germanien entfernt wurden. Wenn des Appius' Legionen bei diesem Anlaß die Beinamen „pia fidelis Domitiana" erhielten, so mag das Wort fidelis damals noch etwas mehr bedeutet haben, als daß sie treu ihre Pflicht thaten. Die ersten piae fideles genannten Legionen, die 7. und 11. in Dalmatien im Jahre 42 (Dio 60, 15), hießen so, weil sie trotz der Weisungen ihres sich empörenden Legaten treu zum Kaiser hielten. Sollte vielleicht derselbe Grund auch hier maßgebend gewesen sein? Ich habe einst die Momente betont,[27]) die für eine Art von gemeinsamem Kommando der beiden rheinischen Heereslegaten zu sprechen scheinen; vielleicht befahl Saturninus von Mainz aus den Truppen Niedergermaniens, sich seiner Erhebung anzuschließen, und weil diese trotz dieses Befehls dem Kaiser treu blieben, erhielten sie jene Beinamen? Man beachte auch, daß, wie v. Domaszewski kürzlich ausführte,[28]) das Kaiserreich bis Caracalla keinen exercitus Romanus, sondern nur die exercitus provinciarum kannte; welcher Provinz gehörte das rheinische Heer nun an? Germania war damals weder eine Provinz noch zwei Provinzen, Belgica ist von selbst ausgeschlossen, es bleibt nur die große Gesamtprovinz der „tres Galliae" übrig mit ihrer gemeinsamen Hauptstadt Lugudunum, ihrem gallischen

---

[25]) Vgl. Th. Mommsen, Hermes XIX, 438. E. Ritterling, De legione X. gemina, S. 71 Anm. 3.

[26]) Vgl. Ritterling, Westd. Ztschr. XII, 203 ff.

[27]) Vgl. meinen Aufsatz im Corr.-Bl. d. Westd. Ztschr. XIII, Sp. 150, in welchem ich mehrere Fragen der provinzialen Organisation eingehender besprach.

[28]) Westd. Ztschr. XIV, 5.

Landtag und ihrem Altar für die drei Gallien, ihrem gemeinsamen Zollwesen und Zensus; eine Provinz, deren Leitung einst Drusus, dann Tiberius u. a., später bis 16 n. Chr. Germanicus geführt hatte und die von da an aus guten Gründen stets vakant blieb, so daß der Kaiser die wichtigeren Dinge direkt entschied. Die ganze eigentümliche Organisation dieser Einheit und doch Mehrheit von Provinzen und Heeren zeugt seit 16 deutlich von dem Streben, keine Gewalt sich vollständig ausbilden zu lassen, sondern jede durch die anderen in Schranken zu halten, und so möchte ich mir auch die Anordnung erklären, wonach die zwei Heereslegaten „in Germania" (wie es in den älteren Inschriften nur einfach heißt), zu gegenseitiger Hilfe verpflichtet, einander auch kontrollierten und in ihrer Selbständigkeit hemmten. Indem er dieses Recht mißbrauchte, mag Saturninus die Truppen des unteren Heeres zum Aufstand geradezu kommandiert haben: sie aber blieben trotzdem dem höheren Herrn gehorsam und wurden damit piae fideles. Doch bedarf diese Frage noch einer gründlicheren Untersuchung.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1895 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr J. Goedecker, cand. phil., hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. A. Kortegarn, als zweiter Vorsitzenden Herrn Oberlehrer H. L. Müller und als Schriftführer Herrn Oberlehrer F. Spenz.

In dieser Sektion sprachen am

5. November Herr Dr. J. Ziehen über „Byronstudien";

18. Dezember Herr Professor R. Hauschild über „Hilfsmittel zum fremdsprachlichen Anschauungsunterricht".

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Byronstudien zur Geschichte des Philhellenismus in der englischen Litteratur von Herrn Dr. J. Ziehen.**

Es wäre eine fesselnde Aufgabe für die vergleichende Litteraturgeschichtsforschung, die Geschichte der Suprematie zu schreiben, die England in einem Teil der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts über die Litteratur der andern Nationen Europas ausgeübt hat. Für die englische Litteratur ist diese Suprematie an zwei Namen gebunden, wenn man von Nebenerscheinungen absehen will, an Byron und an Scott. Ziehen wir nur den ersteren dieser beiden hier weiter in Betracht, so wirkt er auf die europäische Litteratur in doppelter Eigenschaft: er wirkt als Dichter von Kain, Manfred und Don Juan, er wirkt zweitens, aber mindestens ebenso sehr, als Philhellene des geschriebenen Wortes und der That. Nach keiner von beiden Seiten hin ist die Geschichte des Byronismus bisher erschöpfend behandelt worden,[1]) auch setzt eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes unendlich viele Vorarbeiten voraus. Eine solche Vorarbeit soll hier gegeben werden, indem einige das Philhellenentum Byrons selbst erklärende und begleitende Umstände hier besprochen werden.

1. Byrons Lebensschicksal und das neue Griechenland.

Als Byron sich im Juni des Jahres 1823 nach langem Schwanken dazu entschloß, an dem Befreiungskampf des Griechenvolkes gegen die Osmanen als Kämpfer teilzunehmen, da hat ein

[1]) Einige recht gute Andeutungen giebt Elze, Lord Byron. 3. Aufl. Berlin, 1886, S. 431 ff. Natürlich kommen auch Brandes' Hauptströmungen der Litteratur für die vorliegenden Untersuchungen vielfach in Betracht. Den Mangel einer annalistischen Gesamtbearbeitung der drei europäischen Hauptlitteraturen etwa in der Art, wie Julian Schmidt die französische Litteratur behandelt hat, wird Jeder empfinden, der, wie das hier mit dem Philhellenismus versucht wird, die Geschichte eines Ideenkreises durch die Litteratur verfolgen will.

guter Genius dem an Mißklang überreichen Lebenslauf des in der Heimat so gut wie geächteten Mannes die richtige Bahn zum nahen Ende, den Weg zum harmonischen Abschluß seines sonst so disharmonischen Daseins gewiesen. Jahre liegen zwischen Byrons erster und seiner letzten Fahrt nach Griechenland, und es besteht wenig organischer Zusammenhang zwischen den beiden Expeditionen, die der Dichter dorthin unternommen hat; aber in der perspektivischen Betrachtung schon der wenig späteren Zeiten schloß sich das alles zusammen. Der Gast Ali Paschas schien seinem innersten Wesen nach eins zu sein mit dem Helden von Missolunghi, die Klagen Childe Harolds über Griechenlands Sklavenlos erschienen wie die Äußerung eines längst gereiften Entschlusses, mitzukämpfen zu Griechenlands Befreiung. Die Teilnahme an dem Schicksal des Philhellenen der That wirkte zurück auf die Beurteilung des Philhellenen der Litteratur. In wie lebhaften Farben hatte der Dichter das schmachvolle Los des Griechenvolkes geschildert, wie leicht ließ Childe Harolds zweiter Gesang sich deuten als ein Weckruf zur Befreiung des kaum noch vor kurzem wieder verratenen und neu geknechteten Hellas! Und wenn Shelley in dem Drama „Hellas“ den glücklichen Ausgang des griechischen Aufstandes zu einer Zeit „prophezeite, wo derselbe den Staatsmännern als hoffnungslos erschien“ (Brandes IV, 14; vgl. IV, 246), so hatte weit früher noch Byron im Siege of Corinth (V. 34) von den besseren Tagen gesprochen, die Griechenland einst sehen würde, und damit in der That „prophetisch auf die Zeiten des griechischen Freiheitskrieges hingewiesen“. (S. Kölbing z. d. Stelle und vgl. noch ebenda Vers 104, auch Childe Harold II, 84.) Über all diesen hervorstechenden Hauptmomenten wird leicht und gern vergessen, was befremdlich wirken könnte an dem Bilde Byrons als Philhellenen. Vergessen wurde, daß Byron lange geschwankt hat, ob er in Südamerika oder ob er in Griechenland für die Freiheit kämpfen solle, vergessen wurde, daß im Grunde eine in der Heimat — wer weiß, wieweit durch eigene, wieweit durch anderer Schuld! — gescheiterte Existenz im Osten neuen Boden suchte, ja mit unangenehmer Eitelkeit sich von dem Chaos des Völkerkampfes dort unten wunder was für Ehren und vielleicht sogar eine Dynastenkrone

im napoleonischen Stil versprach. Wenn dem Dichter der Undank eines seiner Schützlinge später u. a. in hämischer Weise vorwarf, daß er sich und seinen Leuten Helme von antiker Form habe anfertigen lassen in kindischer Vorbereitung auf den Krieg gegen die Barbaren, so soll durch solchen Kleinkram das Bild des Kämpfers von Missolunghi keine Trübung erfahren — ein unschädlicher Hang zum Exzentrischen haftet dem englischen Philhellenentum in mehreren seiner Vertreter an.[2]) Aber die mangelnde Lauterkeit der Entstehung von Byrons Heldentum in Missolunghi muß betont werden, denn nur durch sie erklärt sich, warum der an das praktische Philhellenentum seines Helden anknüpfende Byronismus eine so gar unerfreuliche, und bei aller Intensität seines Auftretens im Grunde doch recht schnell vergängliche, wenig nachhaltige Erscheinung ist. Es liegt nicht nur an Lamartines dichterischer Art, daß sein Dernier chant du pèlerinage d'Harold einen so unerquicklichen Eindruck auf jeden Leser macht: der Stoff des Gedichtes selbst krankt an dem Mangel wahren, ächten Lebens.

Lösen sich für die kritische Betrachtung Byrons philhellenische Schriftstellerei und sein philhellenischer Ausgang gar bald aus der Einheit, zu der sie eine spätere, idealisierende Betrachtung des Childe Harold zu verknüpfen liebt, so bleibt die Schriftstellerei Byrons im Dienste des Philhellenentums gewiß die erfreulichere Seite; ihre genaue Durchforschung ist eine ebenso anziehende wie lohnende Aufgabe.[3])

2. Ein Vorgänger des Childe Harold in der Litteratur.

Längst ehe Lord Byron im Childe Harold dem Griechenlande als dem Schauplatz alter Größe seine berühmten Stanzen widmete,

[2]) So riet Landor (vgl. Brandes u. a. O. IV, 210) den Griechen, mit der Waffe ihrer Ahnen, mit Pfeil und Bogen statt mit Feuerwaffen die Türken zu bekämpfen, und Stanhope wollte dem analphabeten Griechentum über Nacht den Segen der Presse bringen.

[3]) Für eines der Byronschen Orientgedichte, die Siege of Corinth, besitzen wir jetzt von der Hand Eugen Kölbings eine musterhafte Ausgabe, musterhaft durch die Einleitung wie die reichhaltigen Anmerkungen — möchte uns der Herausgeber recht bald durch eine ähnliche Ausgabe besonders des zweiten Gesanges von Childe Harold erfreuen! Darmsteters Edition classique von Childe Harolds Pilgrimage steht mir hier leider nicht zur Verfügung.

hatte ein schottischer Dichter einen bescheidenen Versuch in derselben Richtung gemacht und sich dadurch bei seinen Zeitgenossen Anerkennung und bei der Nachwelt ein immerhin bescheidenes Andenken erworben. Im Jahre 1762 erschien mit einer Widmung an den Herzog von York, den Bruder des Königs, ein Gedicht mit dem Titel The Shipwreck, in three Cantos, by a Sailor. Verfasser war der 26jährige Sohn eines einfachen Edinburger Handwerkers, der als Knabe von 18 Jahren auf dem englischen Kauffahrteischiff Britannia bei Kap Kolonnä in Attika Havarie gelitten hatte, nach seiner glücklichen Rettung weiter im kaufmännischen Verdienst geblieben war und seine Mußestunden zu einigen kleinen poetischen Erzeugnissen verwandt hatte. Im genannten Jahre 1762 machte er den ersten größeren Versuch auf dem Gebiete der Dichtkunst und errang mit diesem Versuche, seinem Shipwreck, einen stattlichen Erfolg. Das Gedicht schildert die Fahrt der Britannia von Kreta bis zu dem Schauplatz ihres Unfalles.[4]) Der Dichter flüchtet sich, wie er zu Anfang des Proömiums sagt, aus der wilden Kriegeszeit zu der Erinnerung an eine von ihm selbst erlebte Gefahr; sie will er besingen, wenn auch sein rauhes Handwerk dem Dienst der Musen wenig günstig war — daß er trotzdem ganz ausreichende Belesenheit in epischen Vorbildern besitzt, zeigt sofort am Ende dieses Proömiums die ganz schulgerechte Anrufung derselben Memory, der einige Jahre später Rogers eine ganze poetische Homilie im Stile Akensides und Campbells gewidmet hat; und sein Thema faßt Falconer in dieser Anrede an die first-born Daughter of primeval Time so zusammen:

Say, on what seas, for thou alone canst tell,
What dire mishap a fated ship befel.
Assail'd by tempests, girt with hostile shores —
Arise, approach! unlock thy treasur'd stores!

Falconers Shipwreck ist in ziemlich gewandten Versen geschrieben, bei denen nur selten ein harter Reim, eine mißglückte Zäsur den Eindruck stört; der Dichter bemüht sich redlich den an

[4]) Von Falconers simple tale spricht daher mit Recht Campbell, Pleasures of hope, Teil II. S. 69 der Ausgabe von 1820.

sich etwas dürftigen Vorgang durch schöne Naturschilderungen, allgemeingiltige Betrachtungen und andere Exkurse, eine im obligaten Stil verfaßte Liebesgeschichte obenan, zu beleben; alle Rezepte der damaligen Poetik, die bewußten wie die unbewußten, sind treulich befolgt. Gelegentlich gerät der Verfasser — auch außerhalb der Anmerkungen — zu sehr ins nautisch-wissenschaftliche Detail: dem goldenen Zeitalter des Lehrgedichtes mag das mehr zugesagt haben, als es uns gefallen kann; man spürt zu sehr den späteren Verfasser des Marine Dictionary[5]) aus dem Epos heraus. An manchen Stellen giebt die Erinnerung an das Selbsterlebte der Schilderung eine anziehende Wärme, das Motto der ersten Ausgabe tritt in Kraft

— quaeque ipse miserrima vidi
Et quorum pars magna fui.

Alles in allem wird Falconer am ehesten als Vorgänger, freilich recht bescheidener Vorgänger Byrons seinen Platz in der Litteraturgeschichte verdienen, und es sind die philhellenischen Stellen des Gedichtes, auf denen diese Vorgängerschaft in erster Linie beruht.

Falconer benutzt jeden schicklichen Anlaß um dem beklagenswerten Gegensatz zwischen Einst und Jetzt des griechischen Volkes beredten Ausdruck zu verleihen: Kreta, das Albion alter Zeiten nach des Dichters Meinung, entlockt dem Dichter den ersten Ausruf dieser Art:

Ah! who the flight of ages can revoke!
The free-born spirit of her sons is broke,
They bow to Ottoman's imperious yoke!
No longer Fame the drooping heart inspires,
For rude oppression quench'd its genial fires . . .

[5]) Über Falconer vgl. vor allem die Lebensbeschreibung, die der Ausgabe von Parsons und Galignani als Einleitung beigegeben ist; Falconers Shipwreck ist in dieser Ausgabe, mit Soame Jenins' Art of dancing und Lord Lytteltons vier Eklogen des Progress of love verbunden. In der von Charles Cowden Clarke veranstalteten Edinburger Ausgabe vom Jahre 1858 folgen Falconers Werke auf die von Beattie und Blair. Einleitung, Widmungssonett und Anmerkungen der Londoner Aldine-Edition vom Jahre 1866 hat Rev. John Mitford verfaßt. Byron selbst zitiert Falconer zu III, 86 seines Childe Harold — auf Grund dieser Byronstelle thut Elze Seite 109 Falconers Erwähnung.

Hilfreich stehen gegen Ende des Gedichtes die Griechen des attischen Landes den Schiffbrüchigen bei:

Tho' lost to science and the nobler arts,
Jet nature's lore inform'd their feeling hearts,

und die Spuren vergangener Kämpfe an Kretas Küste erregen die Klage des Beschauers über den schließlichen Sieg des barbarous Ottoman; diese Stellen entspringen derselben Stimmung, der Byron in den ersten Zeilen des zweiten Gesanges von Childe Harold Ausdruck verlieh. Am meisten aber als Vorgänger von Byrons philhellenistischer Dichtung erscheint Falconer an der Stelle des dritten Gesanges, wo er die Memory auffordert zu melden:

What regions now the flying ship surround;
Regions of old, thro' all the world renown'd,
That, once the poet's theme, the Muse's boast,
Now lie in ruins, in oblivion lost . . . .

Die Stelle ist durchaus Exkurs, zur Handlung nicht einmal in lose Beziehung gesetzt, im Gegenteil recht eigentümlich hervorgehoben, daß die Helden des Gedichtes:

Unskill'd in Grecian or in Roman lore
Unconscious pass each famous circling shore.[6])

sie ist also nur in sehr uneigentlichem Sinne das, als was sie die Inhaltsangabe Mitfords bezeichnet, eine View of the renowned cities of Greece; sehr mit Recht hat der Verfasser die Memory wieder angerufen — denn sie, nicht die Autopsie liefert den Stoff zu dem an sich sehr stattlichen Exkurs, und wenn der Exkurs zu Ende ist, wird sie aufwachen müssen aus ihren „unglorious dream". Davon abgesehen ist der Exkurs voll von poetischen Schönheiten: Athen, Korinth, Sparta,[7]) Arkadien, Ithaka, Argos, die Insel der

[6]) Die Textesschwankungen, die die verschiedenen Ausgaben Falconers an dieser Stelle zeigen, erstrecken sich auf die oben behandelte Wendung nicht.

[7]) Wenn die melancholische Schönheit des mittelalterlichen Mistra an der Stelle über Sparta vom Dichter gekannt zu sein scheint, so mag das auf mündlichen oder auf älteren gedruckten Reiseberichten beruhen. Zu der Stelle über Retimo führt Mitford, der auch sonst einzelne sachlich wertvolle Anmerkungen macht, Tourneforts Reise in die Levante an, ebenso zu der über den Idaberg; es ist wohl möglich, daß Tourneforts sehr durch praktische Rücksichten bestimmte Reisebeschreibung dem Dichter bekannt war, ihm vielleicht sogar an Bord der Britannia zur Verfügung stand.

Helena, Delos, Lemnos, Troja, die Stätte der Hero- und Leandersage, endlich Delphi und der Parnaß werden angerufen, ihre Ruhmestitel aus alter Zeit werden aufgezählt, und gerne schließt der Dichter diesem Ausblick auf die große Vergangenheit ein Wort der Klage über die Gegenwart an, so bei Athen:

Of all her tow'ring structures, now alone
Some scatter'd columns stand with woods o'ergrown,

bei Korinth:

But now in fatal desolation laid,
Oblivion o'er it draws a dismal shade.

bei Sparta:

But ah! how low her free-born spirit now!
Her abject sons to haughty tyrants bow;
A false, degen'rate, superstitious race
Infest thy region and thy name disgrace!

und bei Arkadien:

Now sad reverse! oppressions iron hand
Enslaves her natives and despoils the land.
In lawless rapine bred, a sanguine train
With midnight ravage scour th'uncultur'd plain.

Ich brauche zu allen diesen Zitaten aus dem Shipwreck die Parallelstellen der Byronschen Gedichte nicht hinzuschreiben, sie drängen sich jedem Leser von selbst auf.[8]) Auch der große Unterschied ist nach dem oben angedeuteten klar. Byron, so sehr auch er gelegentlich mit aus Büchern erworbener Gelehrsamkeit wirtschaftet, er hat doch die Autopsie und damit die Wärme des unmittelbaren Empfindens voraus, der noch dazu sein dem Dichter des Shipwreck unendlich überlegener Genius einen ganz anders gehaltvollen, formvollendeten Ausdruck zu verleihen weiß. Trotz

[8]) Am besten eignen sich zum Vergleich zwischen Falconer und Byron Stellen wie Shipwreck III, 198 ff. einerseits und Siege of Corinth 46 ff. andererseits; beide behandeln Korinth — aber in wie verschiedener Weise! Der 21. Gesang von Lamartines Dernier chant du pélérinage d'Harald drückt ungefähr dieselben Gedanken aus, während der darauffolgende 22. mit seinen wenig erfreulichen Ausführungen über Homer und Homerkritik offenbar eine dem Gegenstande des Gedichtes fern liegende polemische Beziehung hat; vergl. Byrons kurze Erwähnung des Homer Bride of Abydos II,2, 7 f.

alledem bleibt aber Falconer Byrons Vorgänger in dem wesentlichsten Punkte von dessen Orientliedern, und wenn Elze Seite 405 und 452 des Verfassers der Horae Jonicae, Rodwell Wrights als eines Vorläufers von Byron gedenkt, so wird Falconer, den Byron recht wohl gekannt hat, mindestens ebenso Erwähnung verdienen.

3. Die philhellenischen Stoffe und das englische Publikum.

Wenn wir hören, daß Falconers Schiffbruch bei den Zeitgenossen eine außerordentlich günstige Aufnahme fand, ja es bis zu drei Auflagen brachte, so müssen wir uns diesen Erfolg des Gedichtes sicher weit mehr durch seine Beziehungen zum Boden von Hellas als durch seine marinewissenschaftliche Lehrkraft erklären. Bei der Aufnahme des „Schiffbruches" durch das englische Publikum wirkte ein Umstand mit, der für die gesamte Entwickelung des englischen Geisteslebens von größter Bedeutung war und deshalb auch z. B. von Hettner in dieser Hinsicht gebührend gewürdigt worden ist — die junge Bekanntschaft mit dem Boden von Griechenland, den Überresten des hellenischen Altertums, den Nachkommen der alten Hellenen. Wir müssen diese Litteratur der Reisen nach Hellas hier etwas eingehender betrachten — spielt sie doch auch in Lord Byrons Schaffen und Erfolgen ihre Rolle, insofern als sie einerseits gewiß mit zu der Jugendlektüre des Dichters gehörte, andrerseits auch der Aufnahme seiner hierher gehörigen Werke den Boden bereitet hat.

Die Reiselitteratur über den Orient hatte vom 17. Jahrhundert an vorwiegend in der Hand der Holländer und Franzosen geruht; erst der auch für andere Zweige der englischen Litteratur so bedeutsame Interessenkampf der britischen gegen die französische Macht führt in England den gewaltigsten Aufschwung der Reiselitteratur herbei; es muß in einer Geschichte der archäologischen Studien, etwa in Starks Handbuch der Archäologie Seite 136 ff. 184 ff. nachgelesen werden, welch große Reihe von Reisenden aus England in den Jahren 1750 bis 1820 die verschiedensten Teile von Griechenland unter dem Gesichtspunkt vorwiegend wissenschaft-

licher Fragen bereiste: im Mittelpunkte der hierher gehörigen Reisenden stehen Stuart und Revett, die von 1750 bis 1751 in Griechenland waren, deren Antiquities of Athens 1761, ein Jahr vor dem erstmaligen Erscheinen von Falconers Shipwreck, zu erscheinen begannen; aber wichtiger noch für Falconer werden die 1751 herausgegebenen Zeichnungen Richard Daltons gewesen sein, die die Frucht der von diesem Künstler mit Lord Charlemont unternommenen Orientreise sind. Als weiteres Reisewerk dieser Richtung mögen hier noch A. Drummonds Travels through different cities of Germany, Italy, Greece and several parts of Asia, as far as the banks of the Euphrates erwähnt sein; das Werk erschien, trefflich mit Abbildungen ausgestattet, 1754 zu London und mußte mächtig dazu beitragen, das Bild des Ostens in der Vorstellung der englischen Lesekreise zu beleben.

Auch weiterhin folgt — immer im Wettstreit mit den Franzosen — ein bedeutendes Werk dem anderen. Der gelehrte Oxforder Richard Chandler ist aus Byrons Anmerkungen jedem Leser des Childe Harold dem Namen nach bekannt; er war in den Jahren 1764—66 auf Kosten der Gesellschaft der Dilettanti gereist, und sein Reisebericht fand im Original wie in deutscher und französischer Übersetzung die weiteste Verbreitung. Gleichzeitig mit Byrons Reise und mit dem Erscheinen seiner Orientlieder ist E. D. Clarkes Reisewerk erschienen, dessen zweiter Band von Griechenland handelt; Whrigt's Horae Jonicae schließen wie ein Lehrgedicht den Stoff solcher Prosawerke in Verse ein, und wenn von der gemeinsam unternommenen Reise Byron den Childe Harold mitbrachte, so erwuchsen seinem Freunde Hobhouse, später Lord Broughton, aus Reisenotizen die bis in die fünfziger Jahre viel gelesenen und wieder neu aufgelegten Travels in Albania and other provinces of Turkey in 1809 and 1810. Wie bei der außerordentlich raschen Aufnahme und Verbreitung, die Byrons Griechengedichte gefunden haben, neben den von Elze hervorgehobenen Gründen besonders der mitwirkte, daß durch die Thätigkeit der Dilettanti das englische Publikum schon sehr vertraut war mit den Verhältnissen des damaligen Griechenlandes, so that die englische Reiselitteratur auch weiterhin das ihrige, um

dem englischen Leserkreis den Schauplatz der Byronschen Orientgedichte vorzuführen und auf Childe Harolds Pilgerfahrt immer wieder hinzuweisen. 1819 veröffentlichte Dodwell seine Classical and topographical tour through Greece 1801, 1805 and 1806, der er 1821 prachtvoll ausgestattete Views in Greece folgen ließ: da er auch Missolunghi berührt hat, so mußte er den Freunden Byrons besonders wertvoll sein. 1820 folgten dann Th. Sm. Hughes' Travels in Sicily, Greece and Albania, ein außerordentlich anziehender, besonders durch die Nachrichten über Byrons einstigen Gastfreund Ali Pascha bleibend wertvoller Bericht über Hughes' im Jahre 1812 ff. ausgeführte Reise. Von den Memoiren der philhellenischen Kämpfer aus England soll bei anderer Gelegenheit gehandelt werden. 1829, kurz nach Beendigung des furchtbaren Freiheitskrieges, sind Williams Views in Greece erschienen: sie sind durch feinsinnig ausgewählte Zitate aus Byrons (übrigens auch Falconers!) Gedichten besonders dazu angethan, den englischen Leser recht lebhaft an den Schauplatz von Childe Harolds Pilgerfahrt zu versetzen. Die lange Liste englischer Reisender, die von 1830 an auf Byrons Pfaden gewandelt sind, hier aufzuführen, hat natürlich keinen Zweck; Swan, Trant, Hartley, Temple, Leake und wie sie alle heißen, treten für die litterarhistorische Betrachtung in den Hintergrund vor Christopher Wordsworth, dem Neffen des Dichters William Wordsworth (vergl. Henry Morley, English literature S. 122), weil dieser mit seiner 1839 zuerst erschienenen Greece eine geschmackvolle, auf weiteste Kreise berechnete Zusammenfassung der bisher erschienenen Beschreibungen von Griechenland versucht hat. Der zweite Gesang von Childe Harold wenigstens, lieber noch möchte ich das auf alle Orientlieder Byrons ausdehnen, sollte niemals auf Schule und Universität gelesen werden, ohne daß dieses Buch zum Zweck lebendiger Veranschaulichung des Schauplatzes der Dichtung herangezogen wird.

* * *

2. **Hilfsmittel beim fremdsprachlichen Anschauungsunterricht** von Herrn Oberlehrer Hauschild.

Gelegentlich des im Januar 1895 zu Frankfurt a. M. abgehaltenen französischen Ferienkursus war mehrfach der Wunsch nach Vorträgen ausgesprochen worden, welche in die dort ausgestellten methodischen Abhandlungen, Lehrgänge u. s. w. durch Besprechung ihres wesentlichen Inhaltes, ihrer besondern Eigentümlichkeiten, ihrer Vorzüge und Mängel einführen sollten. In Versammlungen, welche später zwecks besonderer Pflege und Förderung des neusprachlichen Unterrichts gehalten wurden und im Wesentlichen auf eine örtliche Fortsetzung des Ferienkursus hinausliefen, waren dergleichen Vorträge als zur vorläufigen Orientierung des Einzelnen nötig geradezu gefordert worden. Solche Vorträge in den Fachsitzungen der neusprachlichen Sektion innerhalb des Hochstiftes abzuhalten, konnte umsoweniger mehr als unzulässig bezeichnet werden, als das Hochstift selbst die methodisch-praktischen Bestrebungen des französischen Ferienkursus mit einem namhaften Geldbeitrag unterstützt hatte. Denn, wenn solche Vorträge vielleicht auch diesem oder jenem sachlich und stofflich nichts neues bieten sollten, so ist doch einerseits eine allgemeine Kenntnis der bedeutenderen neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete nach Lage der Sache kaum vorauszusetzen; andererseits ist, selbst wenn dieses der Fall wäre, zu bedenken, daß nur eine gemeinsame Aussprache über die methodischen Strömungen der Zeit nicht blos den Einzelnen selbst aufklärt, anregt und weiter bringt, sondern auch der Gesamtheit in irgend einer Weise wieder zugute kommen muß: und das ist doch auf dem Gebiete des Unterrichts wichtiger, als persönliche wissenschaftliche Liebhabereien, die meist zunächst auch immer wieder nur Einzelnen Anregung und Förderung bringen.

Nach dieser Rechtfertigung des Versuches, das Arbeitsfeld der Sektion zu erweitern, ging der Vortragende zu seinem Thema selbst über. Er wies zunächst darauf hin, daß es sich hierbei um Anschauung in doppelter Beziehung handelt. Es giebt eine direkte und eine indirekte Anschauung.

Die direkte Anschauung geht von den thatsächlich vorhandenen Personen und Gegenständen der jeweiligen besondern

Umgebung der Unterrichtenden und der zu Unterrichtenden aus, weist auf sie hin, zeigt sie auf und stellt sie vor, bespricht sie nach ihrem Aussehen und Eindruck, nach ihrer Gestalt und Größe, nach ihren augenfälligen Eigenschaften und Merkmalen, schildert sie in ihrem Auftreten unter gerade obwaltenden Verhältnissen und Beziehungen, beobachtet sie in ihren augenblicklich wahrnehmbaren Arbeiten und Geschäften. Es giebt nicht viele Bücher und Hilfsmittel, welche einer solchen direkten Anschauung in die Hände arbeiten. Der Hauptgrund hierfür liegt wohl in der vorauszusetzenden Verschiedenheit der besondern Anlage und Einrichtung jeder Klasse und Schule, in der natürlichen Ungleichmäßigkeit ihrer Umgebungen, in der örtlichen Abweichung ihrer Lebensverhältnisse und der wahrnehmbaren Äußerungen der letzteren. Auch würde, wenn streng durchgeführt, die Methode der direkten Anschauung verlangen, daß der Lehrer immer mit einem Arsenal von Gegenständen umgeben sei, von denen er die einen zu beschaffen oft nicht für nötig gehalten haben würde, während er andere, die er für besonders wichtig und unentbehrlich hielt, oft nicht aufzutreiben vermag. Endlich setzt diese Methode auch eine stets vorhandene Fähigkeit zur Vornahme von Thätigkeiten, eine immerwährende Geneigtheit zu ganz bestimmten Gefühls- und Willensäußerungen, eine nie versagende und möglichst allseitig zu bewährende Tauglichkeit zur Nachahmung und Nachbildung von dergleichen Handlungen und Affekten voraus, die nicht jeder Lehrer besitzt oder wenigstens nicht immer zu ausgiebiger Verfügung bereit hat. Wo sie vorhanden und disponibel ist, da mag sie, soweit es sich mit Disziplin und Herkommen verträgt, angewendet werden. Auf jeden Fall sollte die direkte Anschauung in allen den Fällen Platz greifen, wo es sich um Thätigkeiten handelt, die auch ohne solche Rücksicht leicht zu thun sind, oder um Gegenstände, die ohne besondere Kosten und Mühe leicht zu beschaffen sind. Hiernach stellen sich Bücher als Diener eines toten Bilderdienstes dar, deren Verfasser es beispielsweise für nötig halten den betreffenden Besprechungen Tischmesser und Gabeln, Lineale und Federhalter, Uhren und Tintenfässer im — noch dazu nicht kolorierten — Bilde beizugeben. Lebendige Anschauung ist

das nicht, aber der „papierne Lehrer“ in anderer — ob auch besserer? — Form.

Die indirekte Anschauung hat es, wie schon ihr Name sagt, nicht mit leibhaftig anwesenden Personen oder mit unmittelbar in die Sinne fallenden Gegenständen der nächsten Umgebung von Lehrern und Schülern zu thun. Sie sollte sich also nur mit abwesenden Persönlichkeiten, entfernten Örtlichkeiten und fremden Gegenständen beschäftigen, die nicht sogleich und immer zur Hand sein können, aber doch um ihrer besondern Verhältnisse und Beziehungen willen, wegen ihres Auftretens und Gebarens, wegen ihrer Eigenschaften und Merkmale, ihrer Vorzüge oder Mängel in den Kreis näherer sprachlicher Betrachtung gezogen werden müssen. Im besonderen betrifft das Gegenstände und Verhältnisse, welche dem betreffenden Lande und Volke eigentümlich und charakteristisch sind, Persönlichkeiten und Örtlichkeiten, welche nicht allgemeine und darum unter Umständen auch überall zu beobachtende Typen darstellen, sondern in ihrer Eigenart gerade nur unter jenem Volke sich finden oder in diesem Lande sich zeigen. Die indirekte Anschauung sucht sich gern des Bildes als eines vorzüglichen Hilfsmittels zur besseren und schnelleren Veranschaulichung des Besprochenen oder Gelesenen zu bedienen. So belebt sie den sonst oft ziemlich langweiligen Sachunterricht, insofern sie neben dem Ohre auch das Auge beschäftigt und die Sachen, die sonst wohl auch nur als tote Begriffe und leere Formeln erscheinen würden, wenigstens im Schein als thatsächlich existierend darstellt. Die indirekte Anschauung unterstützt aber auch die direkte, insofern sie solche Gegenstände, die in natura schwer zu beschaffen sind, oder solche Thätigkeiten und Verhältnisse, zu deren nachahmender Vorführung Lust oder Geschick fehlt, wenigstens in effigie erblicken läßt. Freilich kann uns auch die indirekte Anschauung im Stich lassen, insofern so manche Persönlichkeiten, Örtlichkeiten, Gegenstände und Lebensbeziehungen des fremden Landes und Volkes selbst dort entweder nicht mehr bildlich dargestellt werden können, weil sie nur noch in der geschichtlichen Überlieferung leben, oder noch nicht der bildlichen Darstellung für wert und nötig erachtet werden, weil ihre Originale den Zeitgenossen in unmittelbarer

Anschauung gegenwärtig sind. Für diese Seite der indirekten Anschauung giebt es jetzt schon recht gute Hilfsmittel. Sie wurden vorläufig aus der weiteren Behandlung ausgeschieden, da sie schon wegen ihrer litterarischen Bedeutung einer besonderen Betrachtung für wert gehalten wurden. Der Vortrag beschäftigte sich also nur A) mit der direkten Anschauung, B) mit der indirekten Anschauung im Bilde. Die Hilfsmittel hierfür wurden gleichmäßig wieder geschieden in a) solche, die nur den Anschauungsstoff enthalten oder vorführen, b) solche, die auch den damit zusammenhängenden oder sich daraus ergebenden Sprachstoff in ein System bringen oder von vornherein schon in einem System vorführen.

Hilfsmittel zur direkten Anschauung, welche nur den Anschauungsstoff an sich enthalten oder vorführen (A, a), giebt es eigentlich gar nicht. Was hierfür existiert, kann über Begriff und Umfang eines Vokabulars auch eigentlich nicht hinausgehen; das wurde unter andern gezeigt an Louvier „Naturgemäßheit im fremdsprachlichen Unterricht“ (Hamburg).

Die Hilfsmittel zur direkten Anschauung, welche aus den Sachbesprechungen zugleich einen bestimmten Sprachstoff herausarbeiten und schließlich schematisch zusammenstellen (A, b), wurden geschieden in solche, welche zur Ergänzung der direkten Anschauung auf Bilder überhaupt nicht Bezug nehmen (α), und solche, welche Bilder zu ihrer Unterstützung zulassen (β). Für erstere (α) wurde auf Zapp „Nouveaux Cours de langues modernes d'après la méthode naturelle sans grammaire et sans traduire“ eingehend verwiesen, für letztere (β) auf Berlitz „The Berlitz Method for Teaching Modern Languages“ und „La Méthode Berlitz pour l'enseignement des langues modernes“ (Berlin). Bei dieser Gelegenheit wurde besonders die Unwahrscheinlichkeit betont, sittliche Begriffe, abstrakte Größen u. dgl. aus der unmittelbaren Anschauung ohne weiteres, d. h. ohne besondere Angaben und Beihilfen des Lehrers in der zu erlernenden Sprache selbst abzuleiten und aufzustellen.

Von Hilfsmitteln zur indirekten Anschauung, die nur den Anschauungsstoff an sich enthalten oder vorführen (B, a), wurde nur Orell-Füßlis Bildersaal für den Sprachunterricht, zu-

sammengestellt von Egli (Zürich), eingehend besprochen und besonders darauf aufmerksam gemacht, wie hier dem Lehrer in der Behandlung des Sachstoffes, wie in der Gewinnung des Sprachstoffes völlig freie Hand gelassen sei.

Die Hilfsmittel zur indirekten Anschauung, die den aus den Sachbesprechungen sich ergebenden Sprachstoff systematisch verarbeiten oder nach einem von vornherein fertiggemachten Schema vorführen (B, b), wurden eingeteilt in solche, welche zwar selbst keine Bilder enthalten, aber auf solche promiscue verweisen oder die unterschiedslose Benutzung solcher beim Unterrichte voraussetzen (α), ferner in solche, welche eigene, d. h. eigens für ihren Zweck entworfene Bilder enthalten (β), endlich in solche, welche sich nur an ganz bestimmte Bilder anschließen (γ). Bei letzteren wurde wieder unterschieden zwischen solchen, welche die betreffenden Bilder im Nachdruck enthalten (γ_1) und solche, welche sich einfach auf die Originale beziehen (γ_2).

Von Hilfsmitteln der ersten Gruppe (α) wurden besprochen 1. Maillard „Neue Methode, die französische Sprache leicht und praktisch zu lernen" (Dresden), 2. Huß „Leitfaden zur Erlernung der französischen Sprache nach dem Prinzip der Anschauung für Lehrer und Schüler" (Straßburg). Ersterer legt die Bilder von Winkelmann und von Wilke, letzterer die von Kehr, Pfeifer, Leutemann, Hölder, Fiedler zu Grunde. Von Huß' Werk wurden namentlich die Anschauungs-, Lese- und Aufsatzstoffe des zweiten und dritten Kursus rühmend hervorgehoben. Diesem nahe steht: 3. Ehretsmann und Schmitt „Übungsbuch für den französischen Anfangsunterricht. Mit Benutzung der in der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt erschienenen Bilder für den Anschauungsunterricht" (Straßburg). Waren bei Huß namentlich die Charakteristiken, Vergleichungen und Sittenschilderungen rühmend zu erwähnen, so hier namentlich die Naturbilder und Schilderungen aus dem Leben innerhalb der vier Jahreszeiten. 4. Bohm „Französische Sprechschule auf Grundlage der Aussprache und Grammatik nach dem Prinzip der Anschauung" (Gera) war früher mit alleiniger Bezugnahme auf die Winkelmannischen Bilder ausgearbeitet, läßt aber jetzt auch andere zur Benutzung zu. Von

diesem Werke wurde besonders die streng methodische Durchführung und der didaktisch außerordentlich lehrreiche Inhalt rühmend hervorgehoben.

Von Hilfsmitteln der zweiten Gruppe (β) wurden erwähnt: 1. Graf „Cours élémentaire de la langue française" (Zürich), angeschlossen an ein Bilderbuch, welches „La journée d'un écolier" darstellt. Dieses Buch ist großartig durch seine wohlberechnete Verbindung von Konversation, Grammatik, Lesestoff und Übungsstoff; seine leçons de choses sind prächtig; seine lectures und leçons sur images wandeln in ganz neuen Bahnen, an deren ins achte Semester verlegtem Ende Formenlehre und Syntax in fast vollständigem Abschluß erscheinen. 2. Dreyspring „The Cumulative Method" oder „Leichte Aufgaben im Englischen. Naturgemäßer Aufbau der Sprache mit Anschauungsbildern" (Leipzig). Hier wurde namentlich auf den gelungenen Übergang vom Einzelgegenstande zum Gesamtbilde, von der Unterhaltung zur Erzählung und Beschreibung, sowie auf die Schilderungen eines wirklich nationalen Lebens in Familie und Haus aufmerksam gemacht. 3. Baumgartner „Lehrgang der englischen Sprache" (Zürich). Die schon in der ersten Auflage nicht gerade zahlreichen Bilder wurden in späteren Auflagen fast vollständig wieder ausgemerzt. Doch bleibt das Buch auch ohne die Bilder hervorragend durch die stetig und bewußt geübte Induktion der grammatischen Ergebnisse. 4. Haußknecht „The English Student" oder „Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde" (Berlin). Die wenigen Bilder, ebenso wie die sie zum Teil begleitenden Dialoge dürften wohl mehr als ein Zugeständnis an die auf Anschauung und Unterhaltung gerichtete Strömung unsrer Zeit zu bezeichnen sein. Dagegen fanden die Narratives und die Compositions dazu verdiente Anerkennung und volle Würdigung. Bei dieser Gelegenheit wurde darauf aufmerksam gemacht, daß höchstens die direkte Anschauung, nicht aber die indirekte die Gewinnung der verschiedenen Tempora und Modi vermitteln könnte; daß die auf die Anschauung eines vorgelegten Bildes gerichtete Besprechung naturgemäß sich immer nur im Präsens (3. Person) zu bewegen im stande sei und jede mit Heranziehung anderer Tempora

erfolgende Besprechung keine Anschauung mehr, sondern eine Abstraktion sei, die, oft an den Haaren herbeigezogen, immer nur unter einem gewissem äußerem Zwange und innerem Widerstreite erfolgen könne. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen gerade die erwähnten Glanzpunkte des Haußknechtischen Buches, durch welche allein ein umfassendes Leben in und mit der Sprache vermittelt wird, in ihrer Vorzüglichkeit verstanden werden.

Die Hilfsmittel der dritten Gruppe (γ) schließen sich sämtlich an Hölzels Wandbilder an. Diese sind entweder eingedruckt oder sonst beigegeben (γ_1). Bei ihnen ist wieder zu unterscheiden a) zwischen solchen, die gar keine Rücksicht auf die Grammatik bezw. ein grammatisches System nehmen, und b) zwischen solchen, die der Grammatik in irgend welcher Weise zu ihrem Rechte verhelfen. Zu der ersten Unterabteilung (a) gehören eigentlich nur: 1. Düraud und Delanghe „Übungen für die französische Konversationsstunde", im genauen Anschluß an 2. Towers-Clark, „Übungen für die englische Konversationsstunde" (Gießen). Diese Übungen sind in 8 Heften bezw. 2 Bänden erschienen. Die Bilder waren zunächst leider nicht bunt: ein Fehler, der in folgenden Auflagen vermieden werden soll. Trotz kleiner sprachlicher Versehen sind diese Übungen doch zu empfehlen; denn sie ziehen auf jeden Fall aus dem Bilde alles heraus, was wirklich darin liegt und sonst noch daraus zu gewinnen ist. Werden die Antworten auf die Fragen für sich allein zusammengestellt, so kommt eine ganz hübsche, abgerundete Beschreibung zusammen. Die den einzelnen Bildern angepaßten Gedichte sind eine dankenswerte Beigabe. Dagegen ist als entschiedener Fehler zu bezeichnen, daß eine sachlich gruppierende oder lexikalische oder nach grammatischen Kategorien angelegte Zusammenstellung des großartigen Vokabelmaterials vollständig fehlt. Daß in den Fragen (inhaltlich) und in der Art der Fragen (sprachlich) wenig Fortschritt zu verspüren ist, hängt mit der oben angeregten natürlichen Eigenart der indirekten Anschauung zusammen. Den Übergang zu der zweiten Unterabteilung (b) bezw. die erste Nummer dieser selbst bilden: L. Génin und J. Schamanek „Conversations françaises sur les tableaux d'E. Hölzel" (Wien): ebenfalls 8 Hefte mit denselben Bildern, aber

koloriert. Die Anlage ist vorzüglich: Vokabular, Beschreibung des Ganzen und seiner Einzelheiten, Analyse durch Fragen, freie Unterhaltung über das Wo? Wie? Wozu? u. s. w., Gesamtbeschreibungen der Einzelgegenstände mit Fragen darüber, Zusammenfassung des nicht gerade in die Augen Springenden, damit aber Überleitung zur indirekten Anschauung ohne Bild. Ein Supplementheft (das neunte) enthält eine Zusammenstellung der aus den beschreibenden Einzelsätzen gewonnenen grammatischen Ergebnisse. 2. Alge „Leitfaden für den ersten Unterricht im Französischen" (St. Gallen). Von ganz bescheidenen Anfängen sowohl in Bezug auf Vokabeln, wie auf Formenlehre und Syntax ausgehend, bietet das Buch sehr bald zusammenfassende Beschreibungen über die einzelnen Gegenstände, Persönlichkeiten und Thätigkeiten — aber leider nur der ersten vier Bilder! Die Beigabe gruppierender Zusammenstellungen von Wörtern nach sachlichen und sprachlichen Kategorien, von Fragestücken, Gallizismen u. s. w. macht das vielfach nachgeahmte Buch auch sonst wertvoll.

Die Hilfsmittel der dritten Gruppe enthalten zum Teil aber auch selbst gar keine Bilder, sondern begnügen sich in Bezug auf diese mit einfachem Verweis auf die Originale (γ_2). Hiervon wurden besprochen: 1. A. Bechtel „Enseignement par les yeux (Leçons de choses) basé sur les cartes murales d'E. Hölzel" (Wien). Es zergliedert den Anschauungsstoff jedes der 8 Bilder für drei Klassen, freilich ebensowohl ohne auffälligen und charakteristischen Unterschied innerhalb dieser Klassen, wie ohne bemerkbaren Fortschritt in Art und Form von Frage und Antwort. Nur in Bezug auf die Formenlehre des Nomens ist ein zielbewußter Plan nicht zu verkennen. Dagegen hat die Analyse der Bilder sprachlich wie sachlich eine geradezu erschöpfende Behandlung erfahren, und aus den Einzelfragen bezw. den darauf gegebenen Antworten können auch hier ohne Schwierigkeiten ganz nette Beschreibungen zusammengestellt werden. 2. E. Wilcke „Anschauungsunterricht im Englischen" (Leipzig): eine ganz gelungene Verbindung von lexikalischem und grammatischem Stoff, Analyse und Synthese. Beschreibungen des Ganzen und Einzelbeschreibungen, Aufgaben zu solchen u. s. w. machen das Buch um so wertvoller, als die Vor-

führung und Darstellung des Stoffes eine durchaus selbständige und eigenartige genannt werden muß.

Eine gelungene Verbindung von (erst) direkter und (später) indirekter Anschauung stellen die Lehr- und Lesebücher der französischen bezw. englischen Sprache von den Gebr. Lehmann (Mannheim) dar. Sie sind bis zur obersten Klasse durchgeführt, werden von besondern Lese-, Übungs- und Kompositionsbüchern begleitet und schließen mit einer zusammenhängenden politischen, wie Kultur- und Litteraturgeschichte Frankreichs (bezw. Englands) ab. Ihre Besprechung Lafontainischer Fabeln, mit denen sie schon sehr früh beginnen, darf für diese Art des Unterrichtsbetriebes immer noch als mustergiltig bezeichnet werden.

Der Vortrag schloß mit dem Hinweis darauf, daß absichtlich keine in Frankfurter Schulen eingeführten Bücher dieser Art und sonst nur solche behandelt worden seien, welche für Benutzung an öffentlichen Schulen mehr oder minder geeignet wären.

2.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1895 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr J. Goedecker, cand. phil., hier,

„ J. Rosenheim, Verlagsbuchhändler, hier.

Bei der im Oktober vorgenommenen Neuwahl des Vorstandes wurde zum Vorsitzenden Herr Direktor Dr. K. Rehorn, zum stellvertretenden Vorsitzenden Herr Dr. A. Krüger und zum Schriftführer Herr Dr. Fr. Rehorn gewählt.

In dieser Abteilung sprachen am

13. November Herr Dr. F. Rehorn über

„Agnes Bernauer, Trauerspiel von Martin Greif";

27. November Herr Dr. A. Krüger über
„Die klevische Schwanenrittersage";

11. Dezember Herr Dr. A. Pfungst über
„Hermann Gilm".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Der Klevische Schwanenritter von Herrn Dr. A. Krüger.

In keinem Teile Deutschlands ist die Gestalt des mit dem Schwanenschiff kommenden und scheidenden Ritters noch heute so durchaus volkstümlich wie am Niederrhein, vornehmlich im Klevischen. Hier gemahnt aus alten Zeiten die Schwanenburg, wie das klevische Schloß genannt wird, mit dem weithin sichtbaren Schwanenturm an diese Lichtgestalt des fahrenden Rittertums, aus neuerer Zeit das Standbild, das dem Schwanenritter in der Stadt Kleve errichtet worden ist, und Volkslied wie Volksbuch wissen allda noch immer von ihm zu singen und zu sagen. Sicherlich war es wohl gerade jener Zeuge aus alter Zeit, der Schwanenturm des Schlosses zu Kleve, der dazu beigetragen, die Erinnerung an den Schwanenritter in diesen Gegenden die Jahrhunderte hindurch wach zu erhalten; haftet doch eine Sage um so fester im Volke, wenn sie sich an etwas Positives anlehnen kann. „Wie oft," sagt darum auch Heine, „wenn ich den Rhein hinabfuhr und an dem Schwanenturm von Kleve vorüberkam, dachte ich an den geheimnisvollen Ritter, der so wehmütig streng sein Inkognito bewahrte und den die bloße Frage nach seiner Herkunft aus den Armen der Liebe vertreiben konnte." [1])

Wann und wodurch die Schwanenrittersage mit dem Hause Kleve verknüpft worden ist, hat man bisher noch nicht nachgewiesen, nur das war als ziemlich sicher anzunehmen, daß diese Vereinigung erst stattgefunden, nachdem die Sage bereits einem anderen Hause als Stammsage gedient hatte. Und das geschah in den Zeiten des ritterlichen Mittelalters, als unter der Fahne des

[1]) Heinrich Heine, Elementargeister (1834).

Kreuzes ein neues Heldentum aufblühte; damals ward die Sage vom Schwanenritter mit der ritterlichsten Gestalt jener Zeit, der Gottfrieds von Bouillon, verbunden, eine Verbindung, die lediglich in der Nachwirkung jener französischen Volksepen begründet ist, in denen die gewaltige Bewegung des ersten Kreuzzuges ihren lauten Widerhall fand. Denn als mit der Zeit das Publikum der fahrenden Spielleute, müde der immer wiederkehrenden Darstellungen des ersten Kreuzzuges, Neues zu hören begehrte, ward diesem naturgemäßen Verlangen nach Abwechslung dadurch entsprochen, daß man die Kreuzzugsepen durch Anfügung der Jugendgeschichte Gottfrieds von Bouillon und der sagenhaften Vorgeschichte seiner Ahnen der Zeit nach rückwärts erweiterte und so das Interesse an den alten Epen neu zu beleben suchte. Da bot sich nun den französischen Trouveres die Schwanenrittersage als willkommener Stoff dar: ihn, den Schwanenritter, machte man zum Großvater Gottfrieds von Bouillon, und indem man so über Gottfrieds Geschlecht den Glanz überirdischer Herkunft ausgoß, erwuchs ihm selbst in den Augen der Menge um so höherer Ruhm. Woher man freilich den Stoff nahm, mit anderen Worten wo die Heimat der Sage vom Schwanenritter ist, darüber herrscht noch mannigfacher Widerspruch. Verschiedene haben aus gewissen Übereinstimmungen einen indischen Ursprung der Sage angenommen, Jakob Grimm leitet sie auf die angelsächsische Sage von Sceaf zurück, andere suchen ihre Heimat auf wallonischem, fränkischem, friesischem Gebiete, so daß man sich nicht wundern kann, wenn einer der gründlichsten Forscher der Schwanenrittersage, der Franzose Pigeonneau, sich dahin äußert, daß gegenüber so verschiedenen und so wenig beweisenden Ansichten nichts übrig bleibe, als unsere Unwissenheit einzugestehen.[2]) Die Frage selbst erscheint damit jedoch keineswegs nebensächlicher Art, wie die kritische Betrachtung jeder Sage bei der Erkenntnis ihres Auf- und Ausbaues als Hauptziel stets die Frage nach Heimat und Ursprung der Sage ins Auge fassen wird; und ehe sich die Frage nach der Heimat des Schwanenritters nicht mit Sicherheit beantworten läßt, kann man noch nicht einmal

[2]) H. Pigeonneau, Le Cycle de la Croisade. Saint-Cloud 1877, S. 136.

sagen, daß diese Sage spezifisch deutsch ist, wie denn in der That französische Forscher die Sage vom Schwanenritter für Frankreich in Anspruch genommen haben.

Sei dem nun aber, wie ihm wolle, Thatsache ist, daß der Schwanenritter schon in Frankreich besungen wurde, lange bevor Wolfram von Eschenbachs Parzival entstand, das älteste deutsche Gedicht, das die Geschichte von Lohengrin, wenn auch nur episodenhaft, behandelt. Im französischen Gedicht heißt der Schwanenritter Helias. Zu Nymwegen, wo Kaiser Otto Hof hält, erscheint er als Retter der Herzogin von Bouillon und ihrer Tochter Beatrix, die beide des Kaisers Schutz gegen den Sachsenherzog Renier anflehen, der, Bouillon als männliches Erbe beanspruchend, ihnen das Land streitig macht. Es kommt zum Zweikampf, der mit dem Tode des Sachsenherzogs endigt. Beatrix wird die Gattin des Schwanenritters, und dieser Ehe entsprießt eine Tochter, Ida genannt. Schon ist diese sieben Jahre alt, da stellt Beatrix, von Unruhe gequält, die verbotene Frage, und schmerzlich bewegt zieht der Schwanenritter fort in unbekannte Fernen. Ida aber vermählt sich später mit dem Grafen Eustache von Boulogne und wird die Mutter Gottfrieds von Bouillon. Dieser einer bestimmten Zeit und Familie angepaßte Kern der Sage ist durch weitgehende Ausschmückungen und Nebenhandlungen zu einem umfangreichen Epos angewachsen, dessen Entstehung um die Mitte des 12. Jahrhunderts, jedenfalls nicht später als 1180 anzusetzen ist. Um diese Zeit nämlich giebt uns der Geschichtsschreiber Wilhelm von Tyrus das erste Zeugnis jener wunderbaren Abstammung Gottfrieds von Bouillon, die er allerdings als unglaubwürdige Fabel zurückweist. Die Nachkommen Gottfrieds aber hatten keinen Anlaß, einen so erlauchten Ursprung ihres Hauses zu verleugnen, und da Gottfrieds Nachfolger in der Herzogswürde von Niederlothringen die Herzöge von Brabant waren, ging auch auf dieses Geschlecht die nämliche Sage unter entsprechenden Variationen über. Nach dem Erlöschen der Häuser Boulogne und Brabant lehnte sich die Sage um so fester an das gräfliche, später herzogliche Haus Kleve, und gegen Ende des 13. Jahrhunderts hebt Konrad von Würzburg in seinem „Schwanritter" die Abkunft des klevischen

Geschlechtes von dem bei ihm namenlosen Schwanenritter ausdrücklich hervor.

Auch das gleichfalls dem Ende des 13. Jahrhunderts angehörende strophische Gedicht „Lohengrin" scheint auf die klevische Schwanenrittersage anzuspielen. Als das Brautpaar Lohengrin und Elsa den Kaiser, die Kaiserin und viele Fürsten zur Hochzeit nach Brabant geladen haben, befindet sich unter letzteren auch ein Graf von Kleve, der von Lohengrin beim Turnier in den Sand geschleudert wird. Den Besiegten, dessen Arm zerschmettert ist, zu rächen, unternimmt nun die Gattin des Grafen von Kleve, indem sie durch ihren Zweifel an Lohengrins Adel Elsa beschämt und zu der unseligen Frage drängt, die den Gemahl für immer von dannen treibt. Diese im Lohengrinepos episodische Figur der Gräfin von Kleve hat Richard Wagner in der dramatisch wirkungsvolleren Gestalt der dämonischen Ortrud aufgehen lassen. Der Dichter des Lohengrin aber mochte damit, daß er gerade den Grafen von Kleve Lohengrin gegenüberstellte, andeuten wollen, daß das Haus Kleve den Schwanenritter mit Unrecht als seinen Ahn betrachtete.

In Bezug auf Zeit und Ursache der Verknüpfung der Schwanenrittersage mit dem Hause Kleve wird man wohl nicht fehlgehen, sie durch eine Verbindung der beiden Häuser Kleve und Brabant zu erklären, die in das Jahr 1163 fiel, also in eine Zeit, als etwa das französische Epos vom Schwanenritter entstanden ist. Dietrich IV. von Kleve heiratete damals die Adelheit, Tochter des Herzogs Gottfried Barbatus zu Lothringen und Brabant. Was ist natürlicher, als daß auf diese Weise der viel gerühmte und besungene Schwanenritter mit der Zeit auch seitens des klevischen Hauses als Ahnherr angesehen wurde, eine Auffassung, die durch eine spätere Ehe zwischen beiden Häusern — im Jahre 1244 heiratete Dietrich VI. von Kleve die Isabella, Herzogs Heinrich zu Brabant Tochter — nur noch befestigt werden konnte.[3]) Die Gestalt, welche diese neue Geschlechtssage des klevischen Hauses an-

[3]) E. Hopp, Kurze Beschreibung des Klevischen Landes nebst angehängter Genealogie der Grafen und Herzoge desselben. Wesel und Eisenach 1781, S. 176 und 178.

nahm, entspricht nun auch vollständig der Grundform der Schwanenrittersage, wie sie uns das französische Gedicht bietet. Der dem 15. Jahrhundert angehörende klevische Chronist Gert von der Schueren verlegt die Sage in das Jahr 711 und erzählt, daß Beatrix, die einzige Tochter des verstorbenen Herzogs Dietrich von Kleve, als sie eines schönen Tages in der Burg zu Nymwegen war, auf dem Rheine ein wunderlich Ding erblickte: ein weißer Schwan trieb daher, der hatte eine goldene Kette um den Hals und daran hing ein Schiffchen, in dem ein schöner Ritter saß. Der Jüngling stieg ans Land, redete vieles mit der Jungfrau und sagte ihr, er sei gekommen, ihr Land zu beschirmen und ihre Feinde zu vertreiben. Er behagte ihr so gut, daß sie ihn liebgewann und zum Manne nahm; dabei sagte er ihr, daß er Helias hieße, und bat sie, nie nach seinem Geschlecht noch Herkommen zu fragen. Als seine Gattin jedoch später dieses Gebot übertrat, sprang er in das Schiffchen mit dem Schwan, und man sah ihn nimmer wieder. Beatrix härmte sich sehr und starb noch in demselben Jahre. Seinen drei Söhnen aber hinterließ Helias Schwert, Horn und Ring, und die Länder Kleve, Lonn und Hessen.

Wie der Ort der Handlung stimmen also auch die Namen der Hauptpersonen in diesem kurzen Bericht mit der auf breiterer Grundlage ruhenden französischen Fassung der Sage überein. Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts behaupten ebenso noch viele andere ernste Chronisten, daß die Herzöge von Kleve in gerader Linie von Helias abstammen, und erzählen, abgesehen von unbedeutenden Varianten, die Geschichte in übereinstimmender Weise. Auch eine andere Fassung der Schwanenrittersage ist mit der Zeit auf das Haus Kleve gedeutet, es ist ein etwa um das Jahr 1220 entstandener Bericht, den Vincent von Beauvais aus dem verlorenen 4. Buche der Chronik seines Landsmannes Helinand geschöpft und in seinem Speculum naturale wiedergegeben hat. Es heißt darin wie folgt: „Im Bistum Köln ist ein weitberühmter herrlicher Palast am Rhein, Juvamen genannt, wo vor Zeiten, als viele große Fürsten und Herren beisammen waren, unversehens ein Schifflein daher gefahren kam, das ein Schwan mit einer silbernen Kette am Halse zog. Aus diesem Schifflein

stieg ein männiglicher, unbekannter Kriegsmann ans Land, worauf der Schwan wieder wegschwamm. Der Ritter nahm sich dort eine Frau und zeugte Kinder mit ihr; als er aber einst in seinem Schlosse den Schwan samt Schifflein den Rhein herunterkommen sah, sprang er plötzlich in das Schiff, und man sah ihn niemals wieder. Seine Nachkommen aber sind noch vorhanden."

Nach v. d. Hagen setzt dieser ziemlich unbestimmte Bericht die vollständige Ueberlieferung mit Namen, Beweggrund und Frage deutlich voraus.[*]) Demgegenüber könnte man jedoch eher aus der schlichten Einfachheit dieser Erzählung, sowie der Namenlosigkeit der handelnden Personen darauf schließen, daß wir es hier mit einer Fassung der Sage zu thun haben, die möglicherweise verkürzt sein kann, aber doch wahrscheinlich ursprünglicher und jedenfalls volkstümlicher ist als alle übrigen. Zwar fehlt die verbotene Frage: der Ritter sieht nach Jahren das Schifflein mit dem Schwan wieder, und ein unwiderstehliches Sehnen erfaßt ihn, dahin zurückzukehren, woher er einst gekommen. Dazu aber finden sich in zahlreichen weiblichen Schwanensagen und -märchen entsprechende Analoga: die Schwanenjungfrauen, die durch Verlust ihrer beim Baden abgelegten Schwanenhemden als Gattinnen gewonnen werden, fliegen, wenn sie nach Jahren durch Zufall diese Hemden wiedersehen, damit auf und davon, den Gatten für immer verlassend. Es scheint demnach möglich, daß bei der Schwanenrittersage das Verbot der Frage nach der Herkunft nicht ursprünglich gewesen ist, daß hier vielmehr durch eine Art Sagenbildung die in mannigfachen Fassungen wiederkehrende verbotene Frage allmählich als neues Moment hinzugetreten ist. Eine derartige Erweiterung der Sage lag insofern nahe, als bei den Sagen, welche die verbotene Frage zum Grundtypus haben, dieselben Voraussetzungen zutreffen wie bei der Schwanenrittersage. Hier wie dort handelt es sich um Verbindungen der Menschen mit den Angehörigen einer höheren Welt. Aus Not oder Strafe wandern diese in irdische Hüllen, und nur die Erinnerung an ihr früheres Dasein, hervorgerufen durch die Frage nach der Herkunft

---

[*]) Abhandlungen der Akademie zu Berlin 1846, S. 555.

oder durch den Anblick ihrer einstigen Attribute, vermag sie den Himmlischen wieder zuzuführen.

Lokalisiert ist die Sage bei Helinand in einem im Bistum Köln gelegenen Palast, dessen Name Juvamen bisher in keiner Weise aufgeklärt ist. Zwingerus, der die Geschichte aus Wierus nacherzählt, sagt deshalb hierüber: „Weil man nicht wohl erraten kann, was der Skribent eigentlich durch den Palast Juvamen verstehe, auch man ungern mit Erklärung dessen irren wollte, mag es dabei bewenden." [5]) Da aber bei Helinand der Rhein wie auch in der französischen Fassung der Sage den örtlichen Hintergrund abgiebt, so liegt kein Grund vor, die Heimat der Sage anderen Ortes zu suchen als eben am Rhein, auf dem auch nach dem dänischen Volksbuch von Karl dem Großen Gerhard Schwan im Schwanenschiff zu Karls Hof nach Reinsborg gelangt. In den deutschen Bearbeitungen der Sage ist diese Beziehung freilich verwischt: Lohengrin fährt über das Meer und landet zu Antwerpen, und ebenso läßt Konrad von Würzburg seinen Schwanenritter, obwohl der Schauplatz auch bei ihm wie in dem französischen Epos Nymwegen ist, zur See kommen.

Der Bericht des Helinand ist in mancherlei spätere Schriften übergegangen. So giebt ihn auch der dem 16. Jahrhundert angehörende Wierus, herzoglich klevischer Leibmedicus, unverändert wieder, bezieht ihn aber auf die klevische Geschlechtssage, indem er hinzufügt, daß im Schloß zu Kleve noch ein Schwanenturm, auf dessen Spitze ein vom Wind herumgetriebener Schwan stehe, zum Gedächtnis an diese Begebenheit vorhanden sei, wie man auch auf der Burg zu Kleve den Ursprung des klevischen Hauses auf sehr alten Tapeten gemalt sehen könne.[6]) Dieser Schwanenturm, auf dessen Spitze sich noch heute ein weithin leuchtender Schwan als Wahrzeichen dreht, ist im Jahre 1431 von Herzog Adolph I. erbaut, das alte Grafen- und Herzogsschloß aber, das jetzt Sitz des Landgerichts und Gefängnisses ist, soll, wie eine Inschrift in einem der Säle besagt, schon von Julius Cäsar im Jahre 698

[5]) Lucae, Des Heil. Römischen Reiches uralter Grafensaal. Frankfurt a. M. 1702, S. 203.

[6]) De præstigiis Daemonum. Basileae 1566.

nach Erbauung der Stadt Rom angelegt sein. Die klevische Geschichtssage erzählt nun, daß, als Kleve nach der Vertreibung der Römer unter die Herrschaft der Franken kam, deren König Sigebert III. einem seiner Hofleute, Theodor Ursinus, mit Kleve und Nymwegen belehnt habe. Von dieser Familie der Ursiner wird als der letzte seines Geschlechtes Dietrich, Vogt zu Kleve und Nymwegen, genannt, dessen einzige Tochter Beatrix die Gattin des Schwanenritters Helias wurde. Dieser Helias soll dann um seiner geleisteten Dienste willen von König Theoderich IV. im Jahre 720 zum ersten Grafen von Kleve erhoben worden sein, worauf ihn eine ziemlich allgemein gewordene Version mit Karl Martell gegen die Sarazenen kämpfen und zu Narbonne im Jahre 734 seinen Tod finden läßt. Wie man mit solchem Ausspinnen der Sage das Dunkel über das Ende des klevischen Schwanenritters aufhellen wollte, suchte man ein Gleiches auch in Betreff seines Kommens zu thun. Damit aber geschah dem Charakter der Sage nur Abbruch, denn der Reiz des Ungewissen, der sich wie ein poetischer Schleier über den ursprünglichen Schwanenritter ausgebreitet hatte, schwand so hinweg, und der spätere Schwanenritter von Kleve rückte mehr und mehr in das Gebiet prosaischer Nüchternheit.

Die in der mittelalterlichen Kunstdichtung zu Tage tretende Verknüpfung des Schwanenritters mit der Gral- und Artussage hatte ihren Widerhall auch am Niederrhein gefunden, den alten aus der Volksdichtung überkommenen Namen des Schwanenritters jedoch nicht verdrängen können. Man benannte ihn nunmehr mit einem Beinamen Helias Grail und verstand unter Grail den Namen eines Ortes, der zum Teil als ein prächtiges Hoflager oder seliger Wohnsitz, zum Teil aber auch als das gerade Gegenteil hiervon angesehen wurde. Der Grund dieser sich widersprechenden Auffassungen ist wohl darin zu suchen, daß die Sage vom Parzival bei den Niederdeutschen keinen Boden gefaßt hat, daß ferner der Schwanenritter selbst am Niederrhein allmählich mit mißtrauischen Augen betrachtet wurde, womit auch der Gral in einem dämonischen Lichte erschien. So meinte man, Helias Grail sei durch des Satans Betrug gekommen und habe mit der Beatrix per modum incubi

et succubi Kinder erzeugt. Und wie sich hier ein Einfluß der Sage von Merlin kundgiebt, suchte man von anderer Seite den Schwanenritter mit Tannhäuser zu identifizieren. In diesem Sinne schreibt der holländische Chronist Veldenaer gegen Ende des 15. Jahrhunderts: „Einige Chroniken sagen, der Schwanenritter sei aus dem Grale gekommen, wie früher das Paradies auf Erden geheißen habe. Aber das ist das heilige Paradies nicht, sondern es ist ein sündiger Ort, wo man durch großes Abenteuer hineinkommt und durch großes Abenteuer und Glück wieder heraus.“ [7]) Eine sächsische Chronik aus derselben Zeit sagt noch deutlicher: „Die Historienschreiber meinen, dieser Jüngling Helias sei aus dem Berge gekommen, wo Venus in dem Grale ist“, und erklärt Gral als „eine Art eines Spielfestes, worauf es fein lustig und liederlich herzugehen pflegte.“[8]) Von Annalisten, die in klevischen Diensten standen, wurden derartige Auslegungen allerdings zurückgewiesen. Man suchte die Gestalt des Schwanenritters mehr natürlich aufzufassen, und so finden wir denn behauptet, Helias sei ein Blutsverwandter der Beatrix und vielleicht nächster Erbe von Kleve gewesen und entweder aus der Landschaft Gralitz oder aus einem bei der Stadt Konstanz gelegenen Orte gebürtig gewesen, der damals wegen seiner anmutigen Lage das Paradies genannt worden sei. Zum glücklichen Zeichen seiner Liebe habe er an seinem Schiff, womit er den Rhein hinabgefahren sei, das Bildnis eines Schwans gehabt, woher die Historie entstanden sei, daß ihn ein Schwan gezogen habe.[9])

Noch eine weitere Metamorphose war dem klevischen Schwanenritter beschieden: der Pedantismus der Renaissance ließ Helias zu den Griechen und Römern hinabsteigen. Es war die Zeit, wo Frankus, Sohn des Hektor und Ahn der Franken, in der französischen Epopöe Karl den Großen und König Artus ersetzte. Wenn die Könige von Frankreich von Priamus abstammten, erforderte

[7]) Wilh. Hertz, Die Sage vom Parzival und dem Gral. Breslau 1882, S. 36.

[8]) Caspar Abel, Sammlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken. Braunschweig 1732, S. 56.

[9]) E. Hopp, a. a. O., S. 161 f

es die Würde der Herzöge von Kleve, daß sie unter ihren Ahnen wenigstens einen einfachen griechischen oder römischen Ritter zählten. Diese neue Gestaltung der alten Tradition erschien zum ersten Mal in einem 1609 veröffentlichten Werke eines geistlichen Gelehrten, Vinandus Pighius, der Präzeptor des letzten Herzogs von Kleve war. In seinem Hercules Prodicius sagt er, Helias habe einer erlauchten römischen Familie angehört und statt Helias Grail ursprünglich Aelius Gracilis geheißen, von dem Tacitus in seinen Annalen berichte, daß er Statthalter im belgischen Gallien gewesen. Er sei mit einem Schiffe gekommen, das einen Schwan in der Flagge gehabt und daher der Schwan geheißen hätte. Gegenüber dieser sich ziemlich allgemeine Geltung verschaffenden Version glaubt Peter Streithagen eine griechische Herkunft des Helias annehmen zu müssen und nennt ihn Aelius Grajus, der in Griechenland geboren und sonst Spatharius geheißen hätte. Dieser habe dem Kaiser Justinian das Haupt abgeschlagen, solches seinem Obersten Philippicus geschickt und diesem an Justinians Stelle zum Kaisertum verholfen. Nach des Philippicus Tode aber hätte er fliehen müssen und wäre nach vielem Umherirren zu Karl Martell nach Nymwegen gekommen, wo er sich mit der Beatrix vermählt habe.[10])

Man sieht, wie der Schwanenritter, sonst überall vergessen, am Niederrhein noch eine wichtige Persönlichkeit war. Selbst nach dem Erlöschen des Hauses Kleve lebte das Andenken an Helias im Volke fort und gab den Gelehrten Veranlassung, über die Glaubwürdigkeit seiner Geschichte zu streiten oder sie mit mannigfachen Verdrehungen auszulegen. Aber trotz all dieser Klügeleien und Deuteleien haben Sage und Lied die Gestalt des klevischen Schwanenritters dennoch in der ursprünglichen Reinheit lebendig erhalten, wenn sich daneben auch manche Abweichungen in der Überlieferung, worauf hier näher einzugehen zu weit führen würde, mit der Zeit herausgebildet haben.

Noch eine andere vielverbreitete Sage hat das Haus Kleve mit ihrer Romantik umwoben: es ist die Sage von der weißen

---

[10]) E. Hopp, a. a. O., S. 160.

Frau, die wohl durch Einwirkung der Schwanenrittersage auch im klevischen Schlosse eine Heimstätte gefunden hat. In dieselbe Farbe wie der das Schiff führende Schwan gehüllt, ist die weiße Frau gleich diesem die Botin aus einer höheren Welt und wie die Schwanenjungfrauen und Walküren mit der Kraft der Weissagung begabt. Daraus erklärt sich die Deutung, daß die weiße Frau von Kleve niemand anders sei als die schöne Beatrix, des Helias Gattin, die voll Reue über ihre verhängnisvolle Frage ruhelos fortlebe, um von Zeit zu Zeit ihrem Geschlechte bedeutungsvolle Ereignisse durch ihr Erscheinen zu verkünden. Mit dem Aussterben des klevischen Hauses ging die Sage von der weißen Frau auf das Haus Brandenburg über, denn die älteste bekannte Erscheinung der weißen Frau im Berliner Schlosse fällt in das Jahr 1625, und 1609 starb Johann Wilhelm, der letzte Herzog von Kleve, durch dessen Enkelin, die Kurfürstin Anna, Witwe Johann Sigismunds, Kleve an Brandenburg kam. Auch im Düsseldorfer Schlosse läßt die Sage eine weiße Frau auftreten, die besonders häufig in einem Saale erscheine, der den Namen des Schwanenzimmers führt. Sie soll die Stammmutter des Altena-Berg-Brandenburgischen Hauses und aus dem Geschlechte der Schwanenjungfrauen sein. [11])

In Beziehung zur Schwanenrittersage steht auch der klevische Schwanenorden, der als Ordenszeichen einen sitzenden Schwan an goldener Kette führte. Geschichtlich weiß man ebensowenig über den Anfang wie über das Ende dieses Ordens. Verbürgt ist, daß Herzog Adolf von Kleve im Jahre 1453 zu Lille „im Namen des Schwanenritters“ zum Turnier ausrufen ließ, nachdem einige Tage zuvor bei einem Festmahle die Geschichte von Helias und Beatrix dargestellt war. Nach dem Absterben des klevischen Mannesstammes wollte Karl Gonzaga von Kleve, Herzog von Nemours, im Jahre 1615 den Schwanenorden wiederherstellen. Allein dieser Versuch schlug fehl, und ebenso erfolglos bemühte sich später ein Landprediger Le Paige, der sich für einen Grafen von Bar und Abkömmling eines der ersten Ritter dieses Ordens hielt, Friedrich

---

[11]) Montanus, Die Vorzeit. Elberfeld 1870, Band I, S. 39 f.

den Großen zur Wiederaufrichtung des klevischen Schwanenordens zu bewegen.[12])

3.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1895 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Referendar Otto Edenfeld, hier,
" Referendar Dr. M. Herz, hier,
" Rechtsanwalt A. Heine, hier,
" Rechtsanwalt Dr. H. Ebner, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Referendar E. Hochstaedter, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Neumann, als zweiten Vorsitzenden Herrn Landgerichtsrat H. Dove und als Schriftführer Herrn Dr. P. Zirndorfer.

In dieser Sektion sprachen am

11. November Herr Dr. P. Neumann über
1. „Die Stempel für exhibita"; 2. „Die Rechtsmittel in Sachen nicht streitiger Gerichtsbarkeit";

2. Dezember Herr Dr. P. Zirndorfer über
„Das Vereinsrecht des bürgerlichen Gesetzbuches".

---

[12]) Cassel, Der Schwan in Sage und Leben. Berlin 1872, S. 33 f.

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1895 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. Ph. Stein, hier,
„ Bankier Cäsar Strauß, hier,
„ Dr. phil. R. Thieß, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Referendar Dr. M. Herz, hier,
„ Rechtsanwalt A. Heine, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Stadtrat Dr. K. Flesch, als zweiten Vorsitzenden und Schriftführer Herrn J. H. Epstein.

In dieser Sektion sprachen am

30. Oktober Herr Stadtrat Dr. K. Flesch über „Die Beendigung des Arbeitsvertrags (sozialrechtliche Erörterungen)“;

13. November Herr J. H. Epstein über „Das Marx-Engels'sche Problem der Profitrate“;

27. November Herr Dr. J. Elkan über „Hasbach: Die englischen Landarbeiter in den letzten Jahrhunderten und die Einhegungen“.

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Die Beendigung des Arbeitsvertrags (sozialrechtliche Erörterungen)** von Herrn Stadtrat Dr. K. Flesch.

Der Arbeitsvertrag ist vom Standpunkt der Volkswirtschaft aus das Mittel durch welchen in einer auf persönliche Freiheit und Privateigentum an Produktionsmitteln begründeten Gesellschaft

einerseits der Unternehmer die Verfügung über die zur Durchführung seines Unternehmens erforderlichen Arbeitskräfte erhält und durch den andrerseits derjenige, der nicht selbst über Konsumtionsmittel verfügt und von keiner Seite unentgeltlichen Unterhalt empfängt, wirtschaftliche Güter erlangt, die er dazu verwenden kann, um sich und seinen Angehörigen den Lebensunterhalt zu verschaffen. Gelingt es dem Unternehmer — beziehungsweise den von ihm zur Förderung seines Unternehmens herangezogenen Personen (Lieferanten, Zwischenunternehmern, Akkordanten u. s. w.) — nicht, die notwendigen Arbeitsverträge abzuschließen, so kommt sein Unternehmen nicht zustande. Treten Umstände ein, welche den Abschluß von Arbeitsverträgen vielen oder allen Unternehmern eines Landes erschweren oder unmöglich machen, so stockt die Produktion innerhalb des betreffenden Gebiets. Gelingt es andrerseits einem vermögenslosen Manne nicht einen Arbeitsvertrag abzuschließen, so gerät er in die Notwendigkeit, die öffentliche Armenpflege oder Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen.[1]) Wird für eine größere Anzahl von Leuten der Abschluß von Arbeitsverträgen zeitweise oder dauernd unmöglich, so bedeutet dies eine schwere Schädigung des nationalen Wohlstandes und eine Gefahr für die gesamte gesellschaftliche Ordnung.

Der Inhalt des Arbeitsvertrags, die Leistungen, zu denen er den Arbeiter verpflichtet (Arbeitszeit, Unterordnung unter den Arbeitgeber u. s. w.) und die Leistungen, zu denen er die Arbeitgeber verpflichtet (Lohnhöhe, Fürsorge für Gesundheit und Wohlbefinden des Arbeiters) sind gleichmäßig maßgebend für die wirtschaftliche Lage des Arbeiters wie für die Produktionskosten der Unternehmer. Unsere Volkswirtschaft und unser Recht hat denn auch dem Inhalt des Arbeitsvertrags von jeher Aufmerksamkeit geschenkt, sie hat aber den Abschluß und die Beendigung des Arbeitsvertrags bisher fast ausschließlich vom Standpunkt des Unternehmers betrachtet und bezüglich der Arbeitnehmer alles auf die formale Gleichberechtigung beider Teile beim Abschluß des Vertrags gestellt.

[1]) Oder er muß sich außerhalb der Gesellschaft stellen: Das sizilianische Briganten-Unwesen; die Bettelmönche; Wilddiebe; Schmuggler in Grenzdistrikten.

Die Erschwerung des Abschlusses von Arbeitsverträgen für die Unternehmer des flachen Landes infolge des Wegzugs der Arbeiter vom platten Lande in die Städte, die Folgen der zeitweisen Unterbrechung und der vorzeitigen Beendigung der Arbeitsverträge durch Arbeitseinstellungen und die daraus erwachsenden Stockungen der Volkswirtschaft sind eingehend besprochen worden, während die Einwirkung der Erschwerung und der Unmöglichkeit des Abschlusses von Arbeitsverträgen oder die Folgen ihrer Beendigung für den einzelnen Arbeiter und infolgedessen für die Lage der Arbeiter gegenüber den Unternehmern noch wenig erörtert sind. Die folgenden Erörterungen wollen daher die Beendigung des Arbeitsvertrages vorzugsweise von diesem Standpunkte aus betrachten.

1. Die Fortdauer eines Arbeitsvertrages wird unmöglich, der Arbeitsvertrag muß also beendet werden, wenn seine Grundlage: die Arbeitsgelegenheit, wegfällt; die Fortdauer des Arbeitsvertrages wird aber ebenso unmöglich und seine Beendigung ist daher gleichfalls selbstverständlich, wenn der Arbeiter die Fähigkeit zum Weiterarbeiten verliert, oder wenn er sich in einer Art verhält, welche mit dem ungestörten Gange eines planmäßig organisierten wirtschaftlichen Unternehmens unvereinbar und geeignet ist, das Vertrauen, das der Arbeitgeber zum Arbeiter haben muß, zu zerstören. Wir finden es ganz selbstverständlich, daß der Arbeiter entlassen wird, wenn ein Stillstand im Geschäfte des Unternehmers eintritt, weil es an Bestellungen mangelt, oder weil die Mittel zum Weiterbetrieb ausgehen und eine Reduktion des Geschäfts erforderlich ist. Die Volkswirtschaft weiß selbstverständlich, daß mit der so erfolgenden Beendigung des Arbeitsvertrags Kosteneinbußen und Entbehrungen für den Arbeiter verknüpft sein könnten: sie glaubt aber bisher, da die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit noch in den ersten Stadien der Vorbereitung sich befindet, gegen derartige Thatsachen nichts weiter thun zu können, als daß sie der plötzlichen Stockung der Produktion durch Handelsverträge, Zölle, Exportprämien u. s. w., und der schleichenden Minderung durch alle Maßregeln der wirtschaftlichen Verwaltung (Wegebauten, Meliorationen u. s. w.) entgegenzuwirken sucht und sich im übrigen darauf verläßt, daß der Vorteil des Unternehmers

auch der des Arbeiters ist und daß der Arbeiter, der vom A. entlassen wird, wohl bei B. wieder eine Stelle finden wird. Erst in neuester Zeit hat die staatliche Fürsorge wenigstens in Deutschland angefangen, die letztere Frage (das Auffinden des Ersatzes für verlorene Arbeitsstellen) in den Bereich ihrer Thätigkeit zu ziehen; und das Hochstift kann sich rühmen, durch den Kongreß von 1893 hierzu den wesentlichsten Anstoß gegeben zu haben. Bezüglich der Beendigung des Arbeitsvertrages durch Krankheit hat die deutsche Sozialpolitik wirksamere Hilfen als die in allen anderen Ländern (durch die Kranken-, Unfall- und Altersversicherung) geschaffen, und es ist die wesentlichste Aufgabe der Gewerbegerichte dafür zu sorgen, daß auch eine plötzliche Auflösung der Arbeitsverträge wegen angeblicher Unbrauchbarkeit oder wegen Vergehungen der Arbeiter nur nach genauer Feststellung des Sachverhaltes erfolgen kann.

2. Die Beendigung des Arbeitsvertrages kann aber auch noch in anderer Art erfolgen, nämlich ohne das Vorhandensein solcher im Wesen des Arbeitsvertrages liegender Gründe. Der Arbeitsvertrag wird beendet, wenn ihn der Arbeiter aufgiebt, weil er ihn nicht fortsetzen will, und er wird beendet, wenn der Arbeitgeber den Arbeiter ohne einen mit dem Arbeitsvertrage zusammenhängenden Grund entläßt. Unser Recht und die herkömmliche Anschauung stellt beide Fälle vollständig gleich und glaubt alles gethan zu haben, wenn sie denjenigen Teil, der den Vertrag auflösen will, verhindert, dies allzu plötzlich ohne Kündigung zu thun. Der § 122 der Gewerbe-Ordnung hat in dieser Beziehung dem früher vielfach bestehenden Unwesen ein Ende gemacht, daß die Arbeitgeber sich kürzere Kündigungsfristen, d. h. das Recht schnellerer Auflösung des Arbeitsvertrags ausbedangen, als sie ihrerseits dem Arbeiter zugestanden. Gleichwohl verhält sich zunächst volkswirtschaftlich die vom Arbeiter ausgehende willkürliche Beendigung des Arbeitsvertrags ganz anders wie die vom Arbeitgeber willkürlich ausgesprochene. Je entwickelter eine Produktion ist und je mehr Arbeiter sie beschäftigt, um so weniger kommt es dem Unternehmer auf die Persönlichkeit des einzelnen Arbeiters an. Ein einzelner Arbeiter, der kündigt, wird, wenigstens in der größeren Industrie, im Betriebe nicht vermißt und ist leicht ersetzt. Umgekehrt ist für

den einzelnen Arbeiter die Beendigung seines derzeitigen Arbeitsvertrags von um so ernsterer Bedeutung, je maßgebender das Unternehmen, in dem er thätig war, für die Industrie seines Wohnortes ist. Selbst wenn er nicht in einer dem Unternehmer gehörigen Arbeiterwohnung wohnt, so wird doch sogar seine Hauswirtschaft, die Gelegenheit zu Nebenverdienst für ihn und seine Frau, sein ganzes Familienleben aufs stärkste davon beeinflußt, ob er in der einen oder der anderen Fabrik arbeitet; und wenn das Unternehmen, für das er arbeitet, einen großen Umkreis beherrscht, so ist die Beendigung des Arbeitsvertrages für ihn gleichbedeutend mit der Notwendigkeit zum Wechsel des Wohnortes und des Berufes. Kündigt hiernach der Unternehmer dem einzelnen Arbeiter ohne einen im Wesen des Arbeitsvertrages liegenden Grund, so ist dieser willkürliche Akt von der schwersten Bedeutung für das ganze Schicksal des Arbeiters. Kündigt der einzelne Arbeiter dem Unternehmer, so ist es für den Unternehmer ohne jeden Belang. Das Recht des Unternehmers zur Kündigung des Arbeitsvertrages aus beliebigen Gründen macht den Arbeiter von ihm abhängig, auch über den Arbeitsvertrag hinaus. Es steht insofern mit dem einen Grundprinzip unserer Volkswirtschaft, der persönlichen Freiheit des Arbeiters, in einem Widerspruch, der sozialpolitisch von der ernstesten Bedeutung ist. Das Recht des Arbeiters zur beliebigen Kündigung ist volkswirtschaftlich gleichfalls von größter Bedeutung, aber nur weil jede Beschränkung dieses Rechts den Arbeiter im Aufsuchen besserer Erwerbsgelegenheit, in der Ausnützung günstiger Chancen u. s. w. beeinträchtigt.

Genügt es unter diesen Umständen, wenn die Volkswirtschaft beide Arten der nicht durch das Wesen des Vertrages bedingten Beendigung: die willkürlich vom Unternehmer ausgehende und die willkürlich vom Arbeiter ausgehende, vollständig gleich behandelt, und daß das Recht hierin nachfolgt? Man darf hierauf nicht antworten, daß die gleichartige Behandlung durch das Wesen des Arbeitsvertrags als freier Übereinkunft gegeben sei, denn die Freiheit der Übereinkunft ist eben durch die ökonomisch verschiedene Lage der Parteien beschränkt. Man darf aber auch nicht antworten, daß in der Regel ja der Arbeitgeber den Arbeitsvertrag

nicht willkürlich beendigen, sondern die Kündigungsfrist einhalten müsse. Es macht eben für einen Arbeiter z. B. bei Krupp nichts aus, wenn das Recht des Arbeitgebers, ihn zum Verlegen des Wohnsitzes, zum Aufgeben des Berufes, zum Nachsuchen der öffentlichen Armenpflege zu zwingen, an eine vorherige zweiwöchentliche Anzeige geknüpft ist. Man darf endlich aber auch nicht einwenden, daß das Recht, den Arbeitsvertrag jederzeit zu beendigen, dem Unternehmer im Interesse der Produktion zustehen müsse. Gerade die letztere Notwendigkeit ist nicht zuzugeben, wenn von unserer Betrachtung die Fälle ausdrücklich ausgenommen sind, in welchen der Fortbestand des Vertragsverhältnisses mit dem Wesen des Arbeitsvertrages unvereinbar wäre, in denen also gekündigt wird, weil die Arbeitsgelegenheit fehlt, oder weil sonstige objektiv nachweisbare, vom Willen des Arbeiters abhängige oder unabhängige Gründe der Beendigung vorhanden sind.

3. Andrerseits werden aber unsere Argumente nicht außer Auge lassen dürfen, daß die Verhältnisse verschieden für das Kleingewerbe und verschieden für das Großgewerbe stehen. Ein Mann, der nur 1—2 Gesellen beschäftigt, lebt mit diesen in der engsten persönlichen Gemeinschaft, die vielfach bis zur Haus- und Familiengemeinschaft geht, und muß in der Lage sein, sich solcher Gehilfen, die ihm zu dieser Gemeinschaft ungeeignet scheinen, leicht und schnell zu entledigen. Die Gesellen im Kleingewerbe ihrerseits finden erfahrungsgemäß leicht wieder Arbeit, weil eben der eine Arbeitgeber, dem sie gegenüber stehen, nur einer von den vielen Inhabern der von ihnen gesuchten Arbeitsgelegenheit ist, während der Arbeitgeber, der Großindustrieller ist, die Arbeitsgelegenheit häufig direkt oder indirekt (schwarze Listen u. s. w.) monopolisiert. Es fallen also beim Kleingewerbe alle Gründe weg, die darauf hinzuweisen scheinen, daß bei der Großindustrie das willkürliche Beendigungsrecht für Arbeitnehmer und Arbeitgeber verschieden geregelt sein muß.

Hiernach scheint sich für die Beendigung des Arbeitsvertrages (de lege ferenda) eine verschiedene Beordnung zu empfehlen, je nachdem es sich um Kleinindustrie und um Großindustrie handelt. Bei der ersteren (Unter-

nehmer, die z. B. weniger als fünf Leute beschäftigen) wird das beiderseitige Recht zur willkürlichen Beendigung des Arbeitsvertrages nicht zu entbehren sein, ohne daß die Frage, ob das Recht an Einhaltung einer Kündigungsfrist gebunden ist, von besonderem Belang ist. Bei der Großindustrie dagegen wäre zwar den Arbeitern ein möglichst unbeschränktes Kündigungsrecht zuzugestehen, bei den Arbeitgebern aber dessen Ausübung zu erschweren, z. B. durch Forderung des Nachweises der dazu veranlassenden Gründe und durch Auflegung einer Entschädigung (oder einer Zahlung an eine öffentliche Kasse z. B. an die früher oder später doch einzurichtenden Arbeitslosen-Versicherungskassen) für den Fall des Fehlens solcher Gründe. Nicht berührt hiervon müßte selbstverständlich das Recht der Reduktion oder Einstellung des Betriebs, sowie die Notwendigkeit der Änderung der gesamten Arbeitsbedingungen sein. Der Großindustrielle könnte also nach wie vor, je nach seiner Arbeitsordnung, mit oder ohne Kündigungsfrist seine gesamten Arbeiter entlassen, wenn er die Arbeitsbedingungen ändern will (Lohnreduktion, Arbeiterausschließungen u. s. w.), er könnte einen Teil von ihnen entlassen, wenn es sich um Änderungen seines Betriebes handelt (Eingehen einzelner Betriebszweige, Einführung neuer, arbeitsparender Maschinen), er könnte den Vertrag mit einzelnen Arbeitern beendigen, wenn diese unbotmäßig, faul u. s. w. sind, also z. B. wenn für einzelne Arbeiter die Gründe Platz greifen, welche derzeit zur *sofortigen* Entlassung berechtigen; aber er müßte, und dies wäre der wesentliche Unterschied gegen das derzeitige Recht, *das Vorhandensein solcher Gründe dem Gewerbegericht nachweisen*; er könnte einen Arbeiter nicht entlassen, wenn solche Gründe nicht klar erkennbar sind, er hätte das Recht verloren, Arbeiter für ihr Verhalten in öffentlichen Angelegenheiten u. s. w. durch Ausstoßung von der Arbeit zu strafen.

Man wird kaum behaupten können, daß hierdurch die für jeden gewerblichen Betrieb notwendige Disziplin verloren ginge und ich glaube auch nicht, daß es z. B. einem Gewerbegericht schwierig wäre, den Fall einer chikanösen Maßregelung eines Arbeiters von dem Fall einer durch sein Verhalten im Interesse des Fortganges der Arbeit nötig gewordenen Entlassung zu unterscheiden.

Die Aussagen des Entlassenen selbst, die Vernehmung der Vorarbeiter, der Zeugen der die Entlassung begleitenden Umstände, werden ebenso genügendes Material zur Entscheidung diese Frage geben wie dies jetzt der Fall ist; wenn es sich z. B. darum handelt, ob eine „beharrliche" Arbeitsverweigerung (§ 123 [3]) eine „grobe" Beleidigung (§ 123 [5]) u. s. w. vorliegt, oder wie es häufig der Fall sein wird, wenn nach dem bürgerlichen Gesetzbuche darüber entschieden werden muß, ob „ein wichtiger Grund" zur sofortigen Aufhebung des Arbeitsverhältnisses gegeben ist. Daß aber die Änderung, wenn sie möglich ist, auch notwendig und heilsam wäre, das lehrt die Betrachtung aller weitgreifenden Arbeiterbewegungen der letzten Tage, bei denen es sich stets — wir erinnern nur an den Strike von Carmaux — viel mehr um Lohnerhöhung u. s. w. als um den Schutz gegen die Maßregelung einzelner Arbeiter durch Entlassung, d. h. um den Schutz aller Arbeiter gegen willkürliche Behandlung handelte. Die soziale Frage ist eben nicht blos Magenfrage, sondern auch Freiheitsfrage, und unser jetziges Arbeitsverhältnis wird um so länger dauern, je weniger es den Arbeitgebern gestattet, die Arbeiter durch das Schreckmittel der beliebigen, von Laune und Willkür abhängigen Entlassung zu Hörigen zu machen.

* * *

2. Das Marx-Engels'sche Problem der Profitrate von Herrn J. H. Epstein.

Nur die Ansicht, daß ein volkswirtschaftlich-litterarisches Ereignis, wie das vor etwa Jahresfrist erfolgte Erscheinen des dritten Bandes von Karl Marx' „Kapital" nicht ohne jede Beachtung an dieser Stelle vorübergehen sollte, läßt es mich wagen, eine damit in Verbindung stehende, ebenso bedeutungsvoll als schwierig sich darstellende Materie hier vorzuführen. Es liegt mir ferne, eine auch nur einigermaßen eingehende Kritik des Buches oder selbst eine Übersicht über dessen Inhalt geben zu wollen; ich beabsichtige lediglich eine einzelne Frage herauszugreifen und kurz zu besprechen. Ihre Behandlung in diesem dritten Bande wurde von

dem Herausgeber Friedrich Engels bereits vor Jahren in der Vorrede zum zweiten Bande angekündigt und zugleich als Rätsel, als Kampfsobjekt, als Probierstein der Marxischen Theorie der sozialwissenschaftlichen Welt hingeworfen. Der Handschuh wurde von einer nicht sehr großen Anzahl von Fachmännern, wohl auch einigen Laien aufgenommen, sowohl von Anhängern wie von Gegnern von Marx; nicht einer von ihnen hat zu Engels' Zufriedenheit das Rätsel gelöst, und die meisten werden nun in der Vorrede zum dritten Bande von ihm abgeköpft, wie die unglücklichen Freier der Turandot. Ebenso fein als bescheiden erklärt er zum Schluß: „auch mit Bezug auf die vorliegende Frage ist es wieder nur die Marxische Schule, die etwas geleistet hat". Es stimmt dies überein mit der Gepflogenheit dieser Schule, alle diejenigen, die sich nicht zu dem Marxischen Ideenkreise bekehren lassen konnten, in der Sprache des Meisters als „Vulgär-Ökonomen" zu bezeichnen, und solche, die in diesem Ideenkreise nicht viel Neues zu entdecken vermochten, wie z. B. hier Professor Lexis, als „verkappte Marxisten" anzureden.

Die zu behandelnde Frage betrifft die Profitrate, und das Problem lautet in der Engels'schen Formulierung (im Vorwort zum zweiten Bande) wie folgt:

„Nach dem Ricardo'schen Wertgesetz produzieren zwei gleich große Kapitale, die gleich viel und gleich hoch bezahlte lebendige Arbeit anwenden, alle anderen Umstände gleich gesetzt, in gleichen Zeiten Produkte von gleichem Wert und ebenfalls Mehrwert oder Profit von gleicher Höhe. Wenden sie aber ungleiche Mengen lebendiger Arbeit an, so können sie nicht Mehrwert oder, wie die Ricardianer sagen, Profit von gleicher Höhe produzieren. Nun ist aber das Gegenteil der Fall. Thatsächlich produzieren gleiche Kapitale, einerlei wie viel oder wie wenig lebendige Arbeit sie anwenden, in gleichen Zeiten durchschnittlich gleiche Profite. Hier liegt also ein Widerspruch gegen das Wertgesetz vor, den schon Ricardo fand und den seine Schule ebenfalls . . . . . . zu lösen unfähig war."

Die Lösung dieses Widerspruches also ist es, die für den dritten Band des „Kapital" zugesagt wird.

**

In der That ist die hier angeregte Frage nicht nur für die Marx'sche Theorie, sondern ganz besonders für die Ricardo'sche Werttheorie, auf welcher die ganze ökonomische Wissenschaft des zu Ende gehenden Jahrhunderts beruht, von entscheidender Bedeutung. Wenn die Ricardianer hier auf einen Widerspruch stießen, der die Giltigkeit — das kann doch nur heißen: die unbedingte Anwendbarkeit — des erwähnten Gesetzes in Frage stellt, und auf diesen Widerspruch keine Antwort fanden, hat, so fragt es sich, Karl Marx die unvollendete Aufgabe zu Ende zu führen gewußt? Es möge nun gleich gesagt sein, daß die Frage, die sich in der durch Karl Marx in die ökonomische Litteratur eingeführten Darstellungsweise sehr gelehrt ausnimmt, in die Sprache des Verkehrslebens übersetzt leicht verständlich erscheint. Nach Marx ist der Mehrwert der Vorteil, welchen der Unternehmer bei jeder einzelnen produktiven Operation aus der von ihm entlohnten lebendigen Arbeit und auf Kosten des Arbeiters zu ziehen weiß; der Mehrwert wird bestimmt nach seinem Verhältnis zum variablen, d. h. in Arbeitslohn ausgelegten Kapitale; der Profit ist das Verhältnis des Mehrwerts zum Gesamtkapitale, d. h. zu dem teils in Arbeitslohn, teils für die sonstigen Produktionsbedingungen, wie Rohstoffe, Maschinen und Gebäude, ausgelegten Beträge, und zwar gemessen in einem gewissen Zeitraum, gewöhnlich einem Jahre. Wenn also nur die lebendige Arbeit den Mehrwert und folglich den Profit erzeugt, so muß ein Kapital um so rentabler sein, ein je größerer Teil von ihm variabel ist, d. h. als Arbeitslohn zur Verwendung kommt, und ein je geringerer Teil von ihm konstant, d. h. in Gebäuden, Maschinen und Rohstoffen angelegt worden ist. Es müßte also auch ein industrielles Kapital rentabler sein als ein merkantiles. Thatsächlich aber, dies wird von den Marxisten zugegeben, ist dies alles nicht der Fall, sondern gleiche Kapitale ergeben durchschnittlich die gleiche Profitrate, ganz einerlei, wie viele lebendige Arbeit sie in Thätigkeit setzen, oder mit anderen Worten, in welchem Verhältnis ihr variabler zu ihrem konstanten Teile steht. Dieses letztere Verhältnis nennt Marx die organische Zusammensetzung des Kapitals. Nun erscheint die Antwort gewöhnlichen dummen Leuten sehr einfach. Wenn in der That alle Kapitale die gleiche Profit-

rate haben, so ist es ja gar nicht möglich, daß diese Rate in einem proportionellen Zusammenhange mit ihrer sogenannten organischen Zusammensetzung stehe, so ist es folglich nichts mit der Theorie vom Mehrwert. Aber nein, sagen die Marxisten, die Theorie vom Mehrwert steht fest, daran ist nicht zu rütteln und nicht zu deuteln: wie aber kommen wir über diesen Widerspruch hinaus? Und dieses ist der kurze Sinn des langen Problems von der Profitrate.

Es liegt mir nun durchaus ferne, über das große Werk von Karl Marx leichtfertig oder geringschätzig urteilen zu wollen. Schon die ersten Kapitel des neuen Bandes, in welchen er die bereits im ersten Bande eingeführte Lehre von der organischen Zusammensetzung der Kapitale theoretisch ausarbeitet und mit vielen anziehenden Beispielen aus der Praxis des Geschäftslebens erhärtet, sind, wenn man die Eigentümlichkeiten des Stiles und der Beweisführung gelten läßt, einfach bewunderuswürdig. Aber sehen wir doch zu, was es ist, das uns da bewiesen werden soll. Einfach dies, daß der Geschäftsmann durch die Praxis darüber belehrt wird, daß es die Tendenz der industriellen Entwickelung ist, den Umfang der menschlichen Arbeit innerhalb der Produktion zu Gunsten der maschinellen Erweiterung einzuschränken, daß, indem die Vorteile dieser maschinellen Fortschritte allen gleichmäßig zugute kommen, eben diese Vorteile durch die Einwirkung der Konkurrenz auf ein gleichmäßiges Minimum beschränkt werden, daß folglich besondere Vorteile und eine Erhöhung der Profitrate für den einzelnen auf zwei verschiedenen Wegen zu erzielen sind: entweder durch einen zu erlangenden Vorsprung auf dem Wege des technischen Fortschrittes, bestehend in der Vereinfachung und Verbilligung der Verfahren mittelst neuer maschineller Einrichtungen, wodurch lebendige Arbeit erspart wird, oder dadurch, daß diese lebendige Arbeit, intensiver oder produktiver gestaltet, auf eine höhere kulturelle Stufe geführt wird. In beiden Fällen erhöht sich natürlich nach der Marxischen Auffassung die Rate des Mehrwertes, und es wird ihm leicht, dies besonders im ersteren Falle darzuthun, in welchem die organische Zusammensetzung sich derart modifiziert, daß nun weniger Arbeitslöhne bezahlt werden: da nur

die lebendige Arbeit es sein soll, welcher das ganze Verdienst des erhöhten Nutzens beizumessen ist, dieser Nutzen also einen vergrößerten Zähler über einem verminderten Nenner ergiebt, so stellt sich also eine vergrößerte Bruchzahl heraus, welche eben die Rate des Mehrwertes ist. Dieser selbe Zähler, also die Summe des Mehrwertes mit dem vergrößerten Nenner des Gesamtkapitals (= konstantes Kapital + variables) ergiebt einen kleineren Bruch, welcher die Profitrate ist. Es scheint mir aber, als ob der Unterschied zwischen dieser sich aus der einzelnen geschäftlichen Operation ergebenden Profitrate und derjenigen, welche ihre Verteilung über eine gewisse Periode, also in der Regel ein Jahr, berücksichtigt, und welche also das jährliche Brutto-Erträgnis des industriellen Kapitals bezeichnet, nicht immer genügend im Auge behalten sei. Was also Marx hier vorträgt, ist sehr belehrend inbezug auf thatsächliche Entwickelungen, aber theoretisch beweist es nichts, sondern ist nur ein Beharren bei dem Grundsatze der ganzen großartig angelegten Monographie, daß eben nur die lebendige Arbeit den Mehrwert erzeuge; ein neuer Beweis hierfür wird durch die Darstellung nicht einmal zu erbringen versucht, es wird nichts, was dagegen vorzubringen ist, widerlegt, und den Bestreitern der Theorie wird es leicht sein, gerade hier neue Angriffspunkte zu finden. Denn in dem hier so lebendig geschilderten Kampfe ist es nicht die Arbeit, welche für die Erhaltung und die Erhöhung des gefährdeten Mehrwertes eintritt, sie verhält sich als solche passiv oder nachgebend den mächtigen Zeitströmungen gegenüber; auch das Kapital als solches ist es nicht, welches neue Funktionen entwickelt, sondern allein die durch die Bedrohung seiner Existenzbedingungen angestachelte geistige Kraft des Unternehmers, welche neue Wege bahnt und neue Bedingungen schafft. Der sogenannte Mehrwert zeigt sich auch hier als geistiges Produkt.

Die Antwort nun, welche Marx auf das von Engels gestellte Problem geben soll, ist in dem neuen Bande zwar enthalten, aber in der That nicht ohne Mühe aufzufinden und klar zu verstehen. Es bedarf einer strengen Aufmerksamkeit, um bei dem Lesen des Werkes den Faden der Beweisführung festzuhalten und sich der Marxischen Terminologie und Dialektik gegenüber immer klar

bewußt zu bleiben, welche wirtschaftlichen Vorgänge der Gegenstand der Darstellung seien. Denn darauf allein scheint es mir doch anzukommen. Wenn sich die Verallgemeinerungen der Betrachtung nicht jederzeit auf bestimmte Faktoren der aktuellen Erscheinungen anwenden lassen, so ist die Gedankenarbeit des Lesers eine nahezu verlorene. Ich wage es, diese meine persönliche Erfahrung als einen Beweis gegen die reale Anwendbarkeit der Marxischen Aussprüche zu betrachten. Denn wie mir ist es sicher sehr vielen von denen ergangen, die sich der schweren Arbeit dieses Studiums unterzogen haben. Die Zeiten sind vorüber, in denen Schwerverständlichkeit schon an und für sich für Tiefsinn, und Absonderlichkeiten des Stils und der Bezeichnungen für Originalität gehalten wurden. Die großen deutschen Schriftsteller der letzten Jahrzehnte in allen Fächern der geistigen Interessen haben bewiesen, daß sich die verwickeltesten natürlichen und geschichtlichen Vorgänge, die subtilsten Verzweigungen der Gedankenbahnen in klassisch klarer Darstellung wiedergeben lassen. Warum sollte gerade auf dem Gebiete der Sozialwissenschaft dies anders sein? Warum sollte gerade hier, wo jeder einzelne Vorgang so anschaulich und in seinen Motiven so faßlich uns entgegentritt, die Zusammenfassung der Erscheinungen und ihre Prüfung auf ihre gemeinsamen Gesetze einen so überaus schwerfälligen Apparat zur Durchführung des logischen Prozesses erfordern? Der erste Band des „Kapital“ zeigte diesen äußerlichen Charakter noch in weit geringerem Grade: seine ersten Kapitel namentlich sind gut lesbar und sind wohl in der That auch alles, was bei weitem die Mehrzahl von Marx' Jüngern wirklich von ihm gelesen haben; die Ausführungen betreffend die Eruierung des Mehrwertes lassen in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. Aber je mehr es sich darum handelt, das gefundene Gesetz in seiner Wirkung zu zeigen und ihm die Anwendungen zu geben, in denen seine sozialpolitische Bestimmung besteht, desto weitschweifiger und schwerverständlicher wird sein Verkündiger. Es wird wohl kaum die Behauptung Widerspruch finden, daß der zweite Band so gut wie überhaupt nicht gelesen, und daß nicht nur von dem großen Publikum, sondern auch von der engeren Schar der Anhänger, der „Zirkulationsprozeß des Kapitals“ für eine

langweilige Geschichte erklärt wurde. Ed. Bernstein sagt zwar von solchen Leuten, daß sie dadurch nur ihre totale Unfähigkeit und Unlust kundgeben, wissenschaftliche Arbeiten überhaupt zu lesen (Neue Zeit XIII. I. S. 333): aber es darf wohl gefragt werden, wie es denn komme, daß gerade diese Untersuchungen, deren Verständnis für alle Gebildeten nicht nur, sondern für die breitesten Volksschichten als so sehr wichtig bezeichnet wird, so äußerst ungenießbar sind; wie es denn komme, daß auch alle Popularisierungsversuche von sehr geringer Wirkung geblieben sind, und daß selbst die Männer der That unter den Marxisten in ihren Schriften diesen Untersuchungen so scheu aus dem Wege gehen, daß der Verdacht entsteht, auch sie seien nur sehr wenig in sie eingedrungen und hätten ihnen nicht viel mehr als die wenigen allbekannten Schlagwörter entnommen. Das Schicksal des dritten Bandes wird von dem der vorhergehenden wenig verschieden, aber doch etwas besser sein als das des spurlos vorübergegangenen zweiten Bandes. Es werden hier eben doch einige bedeutende Folgerungen gegeben, die wieder auf die wirklichen wirtschaftlichen Vorgänge lebhafteren Bezug nehmen. Wir können Marx als großen Denker bewundern, wir können seine Kraft als eine hochragende anerkennen, wir können zugeben, daß das alltägliche Verständnis nicht beanspruchen darf, es müsse jede kühn vordringende Gedankenarbeit auf seinen kleinen Umfang zurückgestutzt werden. Aber es handelt sich hier nicht um dem täglichen Leben fernliegende Gebiete, auf denen wir die Denkresultate der Autoritäten auf Treu und Glauben hinnehmen mögen; es handelt sich um das Wohl und das Wehe der Millionen, um den gesellschaftlichen Frieden, um unsere Rechte und Pflichten in den allerwichtigsten Beziehungen, und diese Dinge sollten so schwer faßlich, so verwickelt, so anscheinend widerspruchsvoll, so langweilig sein? Wir können es nicht glauben; wir verlangen, daß die Rechnungen nicht lediglich in unbekannten und unbenannten Größen geführt werden, daß jeder Formel eine Wirklichkeit, jedem Begriffsausdrucke eine anschauliche Sache entspreche. So erblicken wir denn auch darin, daß Engels das in Rede stehende Problem aufstellt, die Anerkennung von seiner Seite, daß dieses Verlangen ein berechtigtes sei, und wir fragen, auf

unsern Gegenstand zurückkommend, mit ihm: Wenn es wahr ist, daß die einzige Quelle des Unternehmergewinnes die entlohnte Arbeit ist, ist es möglich, und wie ist es möglich, daß zwei, gleiche Kapitalien beanspruchende Unternehmungen, bei denen unterschiedliche Verhältnisse des bezahlten Arbeitslohnes zum Gesamtkapitale bestehen, den gleichen Nutzen ergeben, daß also ihre Profitrate gleich ist?

Wir sagen natürlich: unter der gegebenen Voraussetzung ist es nicht möglich. Wenn die Profitrate von der Höhe der bezahlten Löhne oder dem Umfange der entlohnten Arbeit abhängt und diese Größen verschieden sind, so muß es auch die Profitrate sein. Oder wenn die Profitraten gleich sind, der Umfang der entlohnten Arbeit aber verschieden war, so muß dieser Umfang für die Höhe der Profitrate wenn auch nicht gleichgiltig, so doch nicht allein bestimmend sein. Es scheint da keine andere Folgerung möglich. „Es scheint also," sagt Marx selbst (III. I. S. 132), „daß die Werttheorie hier unvereinbar ist mit der wirklichen Bewegung, unvereinbar ist mit den thatsächlichen Erscheinungen der Produktion, und daß daher überhaupt darauf verzichtet werden muß, die letzteren zu begreifen." Wenn Marx hier davon ausgeht, daß die Erscheinungen der Produktion überhaupt nur mittelst der Werttheorie, d. h. seiner Werttheorie, begreiflich seien und gleichzeitig auf diese Unvereinbarkeit hinweist, so setzt er selbst diese Theorie der schärfsten Probe aus. Und wie nun löst er selbst und mit ihm Engels diese Unvereinbarkeit in die theoretische Harmonie auf, deren jedes Lehrsystem vor allem bedarf?

Er thut es auf eine scheinbar sehr einfache Weise. Nachdem er (a. a. O. S. 132) deutlich ausgesprochen, daß nur für Kapitale von gleicher organischer Zusammensetzung das Gesetz (der allmeinen Tendenz nach) gelte, daß die Profite sich verhalten wie die Größen der Kapitale — gleiche Umschlagszeiten vorausgesetzt —, daß also bei Kapitalen von ungleicher organischer Zusammensetzung die Profite nicht gleich sein können, macht er folgenden sehr merkwürdigen Vorbehalt: „Das Entwickelte gilt auf der Basis, welche überhaupt bisher die Basis unserer Entwickelung war: daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden." Und dann giebt

er zu, daß in der Wirklichkeit, von unwesentlichen, zufälligen und sich ausgleichenden Unterschieden abgesehen, die Verschiedenheit der durchschnittlichen Profitraten für die verschiedenen Industriezweige nicht existiert und nicht existieren könnte, ohne das ganze System der kapitalistischen Produktion aufzuheben. Also: die Gleichheit der Profitraten besteht bei verschiedener organischer Zusammensetzung der Kapitale, dies ist aber nur dadurch möglich, daß die Waren nicht zu ihren Werten verkauft werden. Würden die Waren zu ihren Werten verkauft, so müßten unter den angegebenen Bedingungen die Profitraten ungleich sein.

Das Motiv, welches bestimmt, zu welchen Preisen die Waren verkauft oder doch angeboten werden, ist nach der allgemeinen Auffassung und auch nach Marx die Durchschnittsprofitrate. Wir können uns dem anschließen. Der Unternehmer wird freilich unter allen Umständen den höchstmöglichen Preis zu erzielen suchen, aber indem er sich über die Höhe seiner Preisforderung schlüssig macht, wird er sich unter normalen Bedingungen danach zu richten haben, welches die derzeitig geltende durchschnittliche oder allgemeine Profitrate ist. Nachdem er seinen Kostpreis berechnet, wird er diese Rate als seinen Gewinn daraufschlagen und so den Preis oder seine Forderung bestimmen. Weniger daraufzuschlagen liegt nicht in seinen Gewohnheiten; schlägt er mehr darauf und sucht er sein Kapital abnorm profitabel zu machen, so zieht er sich die Konkurrenz auf den Hals. Marx bewegt sich hier trotz seiner so sehr vornehmen Haltung durchaus auf dem Boden der „Vulgär-Ökonomie", und wir haben es für jetzt nur mit der genannten Einschränkung zu thun, mit der von ihm für die Lösung unseres Widerspruchs gestellten Bedingung, „daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden".

Marx giebt also zu, daß die Waren im allgemeinen nicht zu ihren Werten verkauft werden, (d. h. zu ihren Werten nach der seinem Systeme zugrundeliegenden Feststellung dieses Begriffes), sondern zu Preisen, welche von ganz anderen und hier gleichgiltigen Bedingungen abhängen. Wenn aber die Waren, die Arbeitsprodukte, nicht zu ihren Marxischen Werten verkauft werden, wo und wann denn haben dann diese Werte Gelegenheit, wo ist

ihnen die Möglichkeit geboten, überhaupt in die Erscheinung zu treten? überhaupt ihre Existenz zu beweisen? Vergegenwärtigen wir uns doch wie bei Marx der Begriff des Wertes entstanden ist. Die Arbeitsprodukte als solche „stellen nur noch dar, daß in ihrer Produktion menschliche Arbeitskraft verausgabt, menschliche Arbeit aufgehäuft ist. Als Krystalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind sie — Werte". (Kapital I. 13.) Man wird zugeben, daß in dieser Auffassung die Werte absolut unmeßbare Größen sind. Wir können die Krystalle der gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz gelten lassen, aber vorerst wissen wir praktisch durchaus nichts mit ihnen anzufangen. Es läßt sich vielleicht noch deutlicher so ausdrücken, daß wir die Werte und ihre reale Form, die Waren, als latente Energie auffassen, daß wir diese Energie in ihnen vorhanden wissen, daß wir aber die Wirkung, ihren Nutzwert nicht bestimmen können, bis sie in irgend einer Weise zur Äußerung gelangt. Diese Belebung der latenten Energie der Ware, wodurch sie bestimmbar und meßbar wird, vermag ich mir in keiner andern Form vorzustellen, als in der des Preises. Denn die Ware als solche, das Produkt, insofern es Ware ist, hat ja gar keine andere Bestimmung als die, getauscht, d. h. verkauft zu werden, und die Weise und der Umfang, in welchen sie diese Bestimmung erfüllt, läßt sich gar nicht anders ausdrücken, als indem ihr Preis genannt wird. Wir mögen also dem Wertbegriffe eine ideale, in höherem Sinne absolute Bedeutung beimessen oder nicht, in der Welt der wirtschaftlichen Vorgänge ist der Wert identisch mit dem Preise, und die Arbeitsprodukte können gar nicht anders verkauft werden, als zu ihrem Preise, d. h. zu dem Werte, den sie in dem Momente haben, in welchem allein ihre latente Energie effektiv, die gebundene Kraft frei wird. Also nur in dem Momente, in welchem die Ware verkauft wird, kann ihr Wert gemessen werden, und das so gefundene Maß ist der Preis. Dieser also ist das bestimmte und bestimmbare, das Positive, und nur wenn Preis und Wert sich decken, kann dem letzteren die Realität zugesprochen werden. Decken sie sich nicht, so verschwindet der Wert als wirtschaftliche Größe oder Funktion, so ist ihm nur die Rolle einer Brücke für die

Begriffsbildung beizumessen, welche ohne jeden Nachteil abgebrochen werden kann, sobald wir den festen Boden der thatsächlichen Vorgänge wieder betreten haben. Wenn also Marx zugiebt, daß in der Regel die Waren nicht zu ihren Werten verkauft werden, daß also Wert und Preis sich nicht decken, so vermögen wir nicht zu erkennen, wie nach seinem Wertgesetz die Erscheinungen der kapitalistischen Produktion sich vollziehen können.

Auf die Frage also, wie es kommt, daß Kapitale von ungleicher organischer Zusammensetzung gleiche Profitraten ergeben können, bleibt uns die einzige Antwort, daß diese Zusammensetzung für die Bildung der Profitrate durchaus unwesentlich sei. So merkwürdig es erscheinen mag, so ist es doch nicht anders, als daß Marx selbst hierfür den Beweis erbringt und seinen mühsamen Bau selbst zerstört, indem er im neunten Kapitel des dritten Buches zeigt, wie sich die Durchschnitts-Profitrate bildet, und wie sich die Waren*werte* in Produktions*preise* verwandeln. Er thut dies in seiner Weise unter Zuhilfenahme sehr umständlicher Berechnungen, aus denen sich aber lauter Dinge ergeben, die uns, sobald wir ihren Sinn durchdrungen haben, ganz selbstverständlich erscheinen; er thut es auf einem langwierigen und ganz unnötigen Umwege. Er nimmt für das gesellschaftliche Gesamtkapital verschiedene Produktionssphären an, in welchen je nach speziellen Verschiedenheiten sich die Profitrate verschieden gestaltet, läßt aus diesen verschiedenen Profiten die Durchschnittsrate hervorgehen, welche, auf die einzelnen Kostpreise geschlagen, die Produktionspreise erzeugt, und sagt damit also absolut nichts anderes als, was jeder Lehrling weiß, daß nämlich jeder Kapitalist auf seine Kostpreise den Nutzen schlägt, welcher den Umständen angemessen ist. Wenn Marx dabei selbstverständlich auch dem Mehrwert seinen ursprünglichen Platz anweist, so ist es gerade in dieser Darstellungsweise augenscheinlich, wie dieser unter der Wucht der äußeren Bedingungen in die Ecke gedrückt wird und nichts von ihm übrig bleibt, als das Bestreben des Kapitalisten, seinen Profit zu machen. Aber wer hat je an diesem Bestreben gezweifelt? Der Mehrwert hat nur dann einen Sinn, wenn er in einem bestimmten, wenn auch nicht konstanten Verhältnisse zu den Arbeits-

löhnen steht. Daß der Profit an Arbeitsprodukten im allgemeinen gemacht wird, ist ja selbstverständlich, denn woran sonst sollte er denn im Produktionsprozesse gemacht werden? Aber die Konstruktion des Unternehmergewinnes vollzieht sich nicht auf der Basis der Anwendung von lebendiger Arbeit, sondern auf der ganz verschiedenen der Spekulation im weitesten Sinne, wenn wir unter diesem Begriffe alle Unternehmungen zusammenfassen, die in der Absicht der Profitmachung ins Werk gesetzt werden. In diesem Sinne ist nicht die proletarische Arbeit das Primäre, sondern die Initiative des Unternehmers, für den die Erkaufung dieser Arbeit in einer Reihe steht mit der Erwerbung der Produktionsmittel. Und auch in einer sozialistischen oder kommunistischen Wirtschaftsordnung könnte es nicht anders sein; auch hier wäre die geistige Leistung der Initiative, der Erkenntnis und Bestimmung des Bedarfs, der Organisation der Produktion und überhaupt der Bedarfsbeschaffung das Primäre, und die sogenannte eigentliche Arbeit nichts anderes als Produktionsmittel. Auch werden fast alle diese Dinge von Marx zugegeben, aber trotz alledem und alledem ist der Begriff des Mehrwertes nun einmal die Grundlage seines Systems, und wir begreifen, daß er mit fanatischer Zähigkeit an ihm festhält, selbst da, wo sein Aufgeben mit einem Schlage Ordnung und Klarheit in ganze Reihen von Zusammenhängen und Folgerungen bringen würde. Es zeigt sich dies besonders in den letzten, d. h. zuletzt stehenden Kapiteln des leider unvollendet gebliebenen Werkes, in welchen der weiteste Überblick über das Gebiet der kapitalistischen Funktionen gegeben wird.

Hier sei nur noch eine Seite der Frage berührt. Der Mehrwert besteht in dem Bruchteil der Gesamtmasse der Produkte, oder in den während eines gewissen Teils der Arbeitszeit erzeugten Produkten, welche der Unternehmer sich anzueignen gewußt hat. Der Mehrwert besteht also in erster Linie aus Gegenständen des Verbrauchs, welche nun der Konsumtion der Arbeiter entzogen sind. Was wird denn aber nun aus diesen Produkten? Es wird niemand behaupten wollen, daß sie alle von den Kapitalisten für ihren persönlichen Bedarf verbraucht werden, oder daß der verbleibende Überschuß sich in der Akkumulation der Warenvorräte

darstelle. Marx läßt folgerichtig auch die Reproduktion der Produktionsmittel aus dem Mehrwert hervorgehen, aber auch dies genügt nicht, um die Lücke auszufüllen. Es ist gewiß, daß der Arbeiter nicht um so viel weniger konsumiert, als er Mehrwert erzeugt hat. Die Erklärung liegt einfach darin, daß der Unternehmergewinn sich nur zum kleinsten Teile in materiellen Gegenständen und hauptsächlich in Kreditformen, in Forderungen, in Scheinkapital niederschlägt. Dieses Scheinkapital hat nicht die Arbeit, sondern der Kredit erzeugt, es übersteigt um Vielfaches den Wert der Arbeitsprodukte, es bewegt sich in allen seinen Funktionen außerhalb der Welt der produktiven Arbeit. Und es verdankt seinen Ursprung zwar zum großen oder größten Teile dem Unternehmergewinn, aber es ist nicht möglich, diesen Ursprung auf den Mehrwert zurückzuführen, weil eben der Mehrwert seiner Definition gemäß aus dem materiellen Produkte stammt. Wir können hierauf jetzt nicht näher eingehen, die Bedeutung des Verhältnisses liegt für die uns beschäftigende Frage darin, daß dieses Scheinkapital bei der Bildung der Durchschnittsprofitrate und bei der Gestaltung der Preise eine sehr bedeutsame Rolle spielt, weil es eben zum großen Teile bewirkt, daß die Arbeitsprodukte nicht, wie die Lösung des Marx-Engelsischen Problems es verlangt, zu ihren Werten verkauft werden.

Daß Karl Marx selbst die wirtschaftlichen Vorgänge kennt und durchschaut, mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen, daß er der größte Nationalökonom unseres Jahrhunderts und einer der größten aller Zeiten ist, daran läßt das Studium seines Hauptwerkes wohl kaum einen Zweifel. Aber zweierlei möge erlaubt sein gegen seine Größe einzuwenden: daß er mit der Formulierung des Mehrwertes sich auf einem Irrwege befunden und dadurch der sozialistischen Theorie eine unsichere Grundlage gegeben hat, und sodann, daß seine Darstellungsweise seinen Bewunderern und seinen Gegnern, sowie den Vielen, die beides zugleich sind, es gar so schwierig macht, ihn kennen zu lernen.

4.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. O. Rausenberger, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. H. Dobriner und als Schriftführer Herrn Dr. Gg. Knies.

In dieser Abteilung sprachen am

18. November Herr Dr. med. Ransohoff über „Demonstration des Augenspiegels";

13. Dezember Herr Dr. Dobriner über
1) „Das einfache Pascalsche Sechseck",
2) „Die bevorstehende Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Das einfache Pascalsche Sechseck von Herrn Dr. H. Dobriner.

Ein Sechseck, dessen Ecken auf einem Kegelschnitt liegen, heißt bekanntlich ein Pascalsches Sechseck nach dem Entdecker des Lehrsatzes (B. Pascal 1640), daß sich in jedem Sechseck dieser Art die drei Paare von Gegenseiten in drei Punkten einer Geraden schneiden.

Ich beabsichtige einen neuen Beweis dieses Satzes zu geben unter der beschränkenden Annahme, daß der Kegelschnitt in ein Linienpaar zerfällt, daß also die Ecken des Sechseckes abwechselnd auf zwei Geraden liegen. Die Figur dieses einfachen Pascalschen Sechseckes setzt sich aus 9 Geraden und 9 Punkten von der eigentümlichen gegenseitigen Lage zusammen, daß immer drei Gerade durch einen Punkt und drei Punkte auf einer Geraden liegen; sie stellt das einfachste Gebilde der Geometrie der Lage dar. Die 9 Geraden sind die 6 Seiten des Sechseckes, die beiden Träger seiner Eckpunkte und die zugehörige Pascalsche Linie; ihnen stehen

die 6 Ecken des Sechseckes und die 3 Schnittpunkte seiner Gegenseiten gegenüber.

Gewöhnlich führt man den Beweis des Pascalschen Lehrsatzes durch Rechnung, indem man den Satz des Menelaus wiederholt (6 mal) zur Anwendung bringt;[1]) die rein synthetische Behandlung stützt sich auf die grundlegenden Eigenschaften projektivischer Strahlenbüschel.[2])

Das zweite Fundamentalgebilde der Geometrie der Lage, die Figur des Desargues, läßt sich bekanntlich durch Zuziehung einer einfachen räumlichen Konstruktion begründen, eines durch zwei Ebenen geschnittenen Dreikants. Für die Pascalsche Figur ist keine stereometrische Ableitung von gleicher Einfachheit bekannt. Ich habe 1889 im 12. Bande der Acta mathematica[3]) einen

[1]) Vgl. Rausenberger, Elementargeometrie des Punktes, der Geraden und der Ebene (Leipzig 1887) S. 131—133.

[2]) Vgl. Kruse, Elemente der Geometrie (Berlin 1875). I. Abteilung S. 214/15 und S. 232/33.

[3]) „Über das räumliche Achteck, welches die Schnittpunkte dreier Oberflächen zweiter Ordnung bilden."

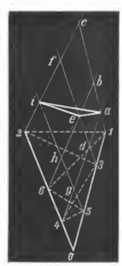


Fig. 1.

Es sei mir gestattet, den Beweis auf den vorliegenden Fall zu spezialisieren.

Sind 1, 2, 3, 4, 5 und 6 die Ecken eines einfachen Pascalschen Sechseckes, so legt man (Fig. 1) durch 1 und 3 zwei windschiefe Linien in den Raum und konstruiert von den Punkten 2, 4 und 6 aus die Geraden, die jene in den Punkten c und f, a und d, b und e schneiden. Dann muß sich nach einem bekannten Satze der Stereometrie (vgl. Rausenberger l. c. S. 223 Nr. 4) auch durch 5 eine Linie legen lassen, welche die zuletzt genannten Geraden in i, g und h schneidet. Betrachtet man nun das Dreieck aei, so erkennt man, daß ai sowohl mit 12 als mit 45 in einer Ebene liegt, also durch den Schnittpunkt von 12 und 45 gehen muß, und in gleicher Weise, daß ie durch den Punkt (23, 56) und ea durch den Punkt (34, 61) geht. Die drei Punkte (12, 45), (23, 56), (34, 61) liegen aber auf einer Geraden, dem Durchschnitt der Ebene (aei) mit der Ebene des Pascalschen Sechseckes.

Beweis veröffentlicht, der bei aller Einfachheit doch in seinen Voraussetzungen über die ersten Begriffe der Stereometrie hinausgeht.

Der Versuch, den Pascalschen Lehrsatz neu zu begründen, wurde veranlaßt durch das Bestreben, die Grundlagen der elementaren Planimetrie von dem Begriff der Irrationalzahl unabhängig zu machen. Über meine dahin zielenden Bemühungen habe ich wiederholt der Sektion zu berichten die Ehre gehabt. Man kann der rechnenden Geometrie (Trigonometrie, analytische Geometrie) eine reine Geometrie gegenüberstellen, die auf den Begriff des Zahlenverhältnisses inkommensurabler Größen verzichtet und nur mit geometrisch zu definierenden Größen operiert, wenn man die in der üblichen Behandlung der Elementargeometrie völlig vernachlässigte Flächenvergleichung als vollgiltiges Beweismittel verwertet.

Die Begründung des Pascalschen Lehrsatzes, die ich vorzutragen gedenke, macht wiederholt von dem Satze des Desargues Anwendung. Zwischen beiden besteht eine enge Beziehung, die ich am Schlusse klarlegen will, und zwar indem ich den auf perspektivische Dreiecke bezüglichen Teil des Vortrages zum Abdruck bringe, den ich am 1. März 1889 in dieser Sektion gehalten habe.[*])

I.

Wenn in einem einfachen Pascalschen Sechseck zwei Paare von Gegenseiten parallel sind, so ist auch das dritte Paar parallel.

Sind 1, 2, 3, 4, 5, 6 die Ecken des Sechseckes, 0 der Schnittpunkt seiner Träger (Fig. 2), so muß,

weil $12 \parallel 45$ ist, $\triangle 014 = \triangle 025$ sein,

und

weil $23 \parallel 56$ ist, $\triangle 025 = \triangle 036$;

hieraus folgt, daß

$\triangle 014 = \triangle 036$ und $16 \parallel 34$ ist.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dieser grundlegende Satz als unmittelbare Folgerung aus dem Grundsatz hervor-

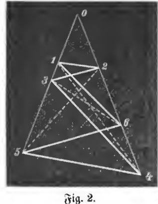
*) Vgl. Berichte des Hochstiftes, Jahrg. 1889 Heft 3, S. 445—47.

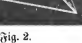
*

geht, daß zwei Flächen, die einer dritten gleich sind, selbst gleich sein müssen.

II.

Besitzt ein einfaches Pascalsches Sechseck nur zwei parallele Gegenseiten, so schneiden sich die beiden anderen Paare von Gegenseiten in zwei Punkten einer Linie, die den ersten parallel ist.




Fig. 2.

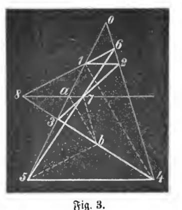


Fig. 3.

Ist (Fig. 3) 7 der Schnittpunkt von 23 und 56, 8 der Schnittpunkt von 34 und 61, so setze ich zunächst voraus, daß 45 || 78 ist, und beweise, daß dann auch 12 || 78 sein muß. Die Behauptung des voranstehenden Lehrsatzes wird dann leicht indirekt als richtig erkannt.

Der Träger der ungeraden Ecken schneide (Fig. 3) die Linie 78 im Punkte a und die durch 5 zu 16 gelegte Parallele die Linie 34 im Punkte b; dann muß nach I

im einfachen Pascalschen Sechseck (ba8145) Seite ab || 14 sein, und

im einfachen Pascalschen Sechseck (b78645) Seite b7 || 64.

Nun liegen aber die Ecken der Dreiecke 124 und a7b auf drei vom Punkte 3 ausgehenden Strahlen, folglich sind nach dem Satze des Desargues die Seiten 12 und 7a parallel.

III.

Hauptsatz: In jedem einfachen Pascalschen Sechseck schneiden sich die Gegenseiten in drei Punkten einer Geraden.

Man legt (Fig. 4) durch 1 die Parallele zu 78, die 56 in a und 23 in b schneidet, bestimmt die Schnittpunkte von b6 mit 34 (c) und von a2 mit 45 (d) und zieht zum Schluß die Linien c5 und d3. Dann ist in dem einfachen Pascalschen Sechseck (1b3c56) nach II die Linie 1b || c5; ferner, da die Ecken der Dreiecke ab2 und 5c4 auf drei von 6 ausgehenden Strahlen liegen, nach dem

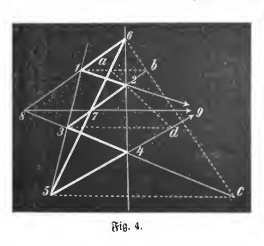


Fig. 4.

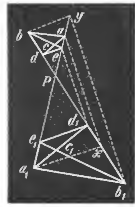


Fig. 5.

Satze des Desargues die Linie 3d || 1b. In dem einfachen Pascalschen Sechseck (123d5a) sind also die Voraussetzungen von II erfüllt, mithin müssen sich 12 und 45 in einem Punkte 9 der Linie 78 schneiden. Das war zu beweisen.

IV.

Der Satz des Desargues.

In der obenstehenden Figur 5 sei de || d_1e_1, da || d_1a_1 und ab || a_1b_1; man zieht a_1x und by parallel ed und verbindet e mit d_1, a mit x und y mit b_1. Dann müssen nach I in dem einfachen Pascalschen Sechseck ($eda x a_1 d_1$) die Gegenseiten ed_1 und xa,

ferner in dem einfachen Pascalschen Sechseck ($aby b_1 a_1 x$) die Gegenseiten xa und $b_1 y$ parallel sein. Es ist also $ed_1 \parallel b_1 y$ und deshalb in dem einfachen Pascalschen Sechseck ($eby b_1 e_1 d_1$) auch $eb \parallel e_1 b_1$; es gilt mithin der Satz:

1) Wenn in zwei vollständigen Vierecken fünf Seiten paarweise parallel sind, so sind auch die sechsten Seiten parallel.

Wendet man ihn auf die Vierecke $Pdce$ und $Pd_1c_1e_1$ an, so erkennt man, daß die Linien Pc und Pc_1 eine Gerade bilden müssen. Dies liefert für die Dreiecke cde und $c_1d_1e_1$ den neuen Satz:

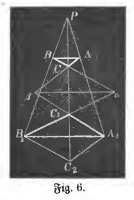


Fig. 6.

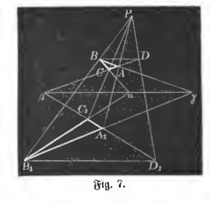


Fig. 7.

2) Sind die Seiten zweier Dreiecke parallel, so gehen die Verbindungslinien entsprechender Ecken durch einen Punkt — oder in anderen Worten — so sind die Dreiecke perspektivisch.

3) Umgekehrt: Sind in zwei perspektivischen Dreiecken zwei Seiten paarweise parallel, so sind es auch die dritten.

Haben zwei perspektivische Dreiecke ABC und $A_1B_1C_1$ (Fig. 6) nur die Seiten AB und A_1B_1 parallel, während sich die Seiten BC und B_1C_1 in α, AC und A_1C_1 in β schneiden, so konstruiert man das zu ABC perspektivisch ähnliche Dreieck $A_1B_1C_2$. Dieses ist perspektivisch zu $\beta\alpha C$ in bezug auf das Projektionszentrum C_1, und überdies ist $\alpha C \parallel B_1C_2$ und $\beta C \parallel A_1C_2$; folglich (3) ist auch $\alpha\beta \parallel A_1B_1$:

4) Wenn zwei perspektivische Dreiecke nur ein Paar paralleler Seiten besitzen, so liegen die Schnittpunkte der beiden anderen Paare entsprechender Seiten auf einer zu den ersten parallelen Geraden.

5) Umgekehrt: Zwei Dreiecke mit einem Paar paralleler Seiten sind perspektivisch, wenn die Schnittpunkte u. s. w.

Zum Schluß betrachten wir perspektivische Dreiecke ABC und $A_1B_1C_1$ mit durchweg verschieden gerichteten Seiten (Fig. 7). Schneiden sich AC und A_1C_1 in β, BC und B_1C_1 in α, so ziehe man von B und B_1 die Parallelen zu $\alpha\beta$ und bestimme ihre Schnittpunkte mit AC und A_1C_1. Dann sind die Dreiecke CBD und $C_1B_1D_1$ nach 5) perspektivisch, mithin auch die Dreiecke ABD und $A_1B_1D_1$. Wendet man auf diese den Satz 4) an, so findet man, daß sich AB und A_1B_1 auf $\alpha\beta$ schneiden:

6) Die entsprechenden Seiten perspektivischer Dreiecke schneiden sich in drei Punkten einer Geraden.

7) Umgekehrt: Zwei Dreiecke sind perspektivisch, wenn die Schnittpunkte entsprechender Seiten auf einer Geraden liegen.

5.

Abteilung für Geschichte (G).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1895 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr J. Goedecker, cand. phil., hier.

Die im November vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. O. Liermann, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. F. Orth.

In der Sitzung vom 12. Dezember wurde mit der gemeinsamen Lektüre und Interpretation ausgewählter Stücke der „Bonifazischen Briefsammlung“ begonnen.

Herr Professor Dr. Oelsner hielt einen in die Lektüre der Briefe einführenden Vortrag.

Am 19. Dezember sprach Herr Rabbiner Dr. M. Horovitz über „Zur Statistik der jüdischen Bevölkerung im alten Frankfurt“.

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Zur Einführung in die Lektüre der Bonifazischen Briefe von Herrn Prof. Dr. Oelsner.

Die Briefe des Wynfreth-Bonifatius gliedern sich, wie sein Leben selbst, in drei bestimmt begrenzte Hauptabschnitte: die Zeit seiner Jugend bis zur definitiven Übersiedelung nach Deutschland (um 675—718), die Zeit seiner eifrigsten Missionsthätigkeit (719—740) und die Zeit seiner amtlichen Stellung im Frankenreich bis zu seiner letzten Reise nach Friesland und seinem Tode daselbst (741—754).

Wir kennen genau weder den Geburtsort, noch das Geburtsjahr Wynfreths. Dieses schwankt zwischen 672 und 680; und was seine Heimat betrifft, so war er wohl ein echter Angelsachse, der sich des nationalen Zusammenhanges mit den blutsverwandten „Altsachsen“ in Deutschland deutlich bewußt geblieben; aber wir wissen nur, daß seine Geburtsstätte im südwestlichen Teile des damaligen Königreiches Wessex, in der Nähe der Grenze von Wales, zu suchen ist. Der Vater, ein begüterter Mann, wünschte den Sohn zum Erben seines Besitztums zu erziehen; aber schon in der Kindheit zeigte sich als ein Grundzug in dessen Wesen die Willensfestigkeit, die, allen Hindernissen und Gegenstrebungen zum Trotz, nur ihren eigenen Impulsen folgt. Den Knaben zog es nach dem Klosterleben, und der Vater gab schließlich nach. In zwei Klöstern, zu Adescancastre (Exeter in Devonshire) und Nhutscelle

(zwischen Winchester und Southampton), verbrachte der junge Mönch seine Jugend, bis der amor peregrinationis, der Zug in die Ferne, der Drang zur Mission ihn mächtig ergriff und über das Meer führte.

Im Jahre 716, also etwa 40 Jahre alt, landete er in Friesland, wo seit Jahren schon Willibrord, der Apostel der Friesen, an der Heidenbekehrung arbeitete und Wynfreth sich ihm anzuschließen gedachte. Aber gerade damals hatte der Friesenfürst Ratbod den Zeitpunkt großer Verwirrungen im Frankenreiche dazu benutzt, die fränkische Herrschaft und das auf sie sich stützende Bekehrungswerk in seinem Lande zu vernichten; für eine christliche Propaganda fehlte im Augenblicke also der günstige Boden. Wynfreth kehrte daher noch im Herbst 716 wieder in sein angelsächsisches Kloster zurück, und fast wäre es nun dazu gekommen, daß man ihn dauernd in der Heimat festgehalten hätte. Der Abt von Nhutscelle war nämlich gestorben, und die einstimmige Wahl der Brüder berief ihn zum Nachfolger. Es bedurfte abermals seiner ganzen Willensstärke, um sich durch ein solches Amt nicht von seinem innersten Berufe ablenken zu lassen. Er widerstand siegreich, begab sich Ende 718 zum ersten Male nach Rom, um sich vom Papste zur Predigt unter den Heiden ermächtigen zu lassen, und erschien im Jahre 719 zum zweiten Male in Friesland, wo inzwischen durch den Tod Ratbods die Verhältnisse sich zum Bessern gewendet hatten. Hier wirkte er drei Jahre lang, 719—722, als des alternden Willibrord eifriger Mitarbeiter. Wieder wollte man ihn an die Scholle fesseln, indem Willibrord ihm zur dauernden Sicherung der christianisierten Gebiete die Nachfolge im Bistum Utrecht antrug; wiederum behauptete er seine Selbständigkeit, indem er zum zweiten Male nach Rom ging und nach Empfang der Bischofsweihe, mit päpstlichen Empfehlungsschreiben an Karl Martell und andere mächtige Männer versehen, Ende 722 zur Bekehrung der deutschen Heiden auszog.

Jetzt beginnt für Bonifatius die Zeit des freudigsten Schaffens, der begeisterten Predigt, erst in Bayern, dann in Hessen und Thüringen. Das ist die Zeit, da er die Donnereiche bei Fritzlar fällt, Kirchen und Kapellen baut und die schon bestehenden, sowie

die neuen christlichen Pflanzungen durch Einsetzung von Priestern, durch Gründung von Klöstern und Bischofssitzen befestigt und sichert. Er selbst bleibt ohne Amt und kann, durch keine staatlichen Pflichten gebunden, in regem mündlichen und brieflichen Verkehr mit seinen zahlreichen jüngeren Genossen und Genossinnen, die in ihm ihren Lehrer und Führer verehren, vor allem im engen Zusammenhange mit Rom, sich ganz seiner Missionsaufgabe widmen.

Dies ändert sich mit dem Tode Karl Martells, 741. Karls Söhne, Karlmann und Pippin, von dem Wunsche beseelt, die zerrütteten kirchlichen Zustände ihrer beiden Reichshälften zu heilen, berufen zum ersten Male wieder nach länger als einem halben Jahrhundert ost- und westfränkische Konzilien und stellen Bonifatius an die Spitze dieser reformatorischen Bewegung. Er, der bisher nur als Legat der römisch-apostolischen Kirche in Deutschland gewirkt hat, wird jetzt zum Primas der fränkischen Kirche, dem erst Köln, dann Mainz als erzbischöflicher Sitz zugewiesen wird; es beginnt die Zeit seiner kirchenpolitischen Thätigkeit, die ihn in nahe Beziehungen zu den Fürstenhöfen bringt und oft zur verhaßten Begegnung mit ketzerischen Priestern nötigt. In der Stille seiner Lieblingsstiftung Fulda sucht er von Zeit zu Zeit eine kurze Erholung. In jene Jahre fällt die vielerörterte Palastrevolution (751), welche unter Zustimmung des Papstes und kraft der Huldigung der geistlichen und weltlichen Großen (cum consecratione episcoporum et subjectione principum), der sich auch Bonifatius nicht entziehen konnte, die Familie der Karolinger auf den fränkischen Thron erhob. Zwei Jahre später lehnt sich seine starke Eigenart zum letzten Male gegen Verhältnisse auf, die ihm von außen her aufgedrungen worden sind; er zerreißt die Bande, welche ihn an das Staatsamt und die davon unzertrennlichen politischen Geschäfte gekettet haben; er setzt seinen Jünger Lul zum Nachfolger in Mainz ein und kehrt trotz hohen Greisenalters zur Bekehrung der Friesen zurück, bei welcher er 754 den Märtyrertod findet. —

An die vorstehend skizzierte Schilderung des Lebenslaufes und der Individualität des Bonifatius schloß sich ein Wort über seine welthistorische Bedeutung. Auch sie weist nach seiner Heimat zurück und beruht auf deren kirchengeschichtlicher Entwickelung. Schon in

der Römerzeit hatte das Christentum auf den britischen Inseln Wurzel gefaßt und nach der angelsächsischen Eroberung als iro-schottische Kirche, die von Neueren, besonders von Ebrard („die iro-schottische Missionskirche“, Gütersloh 1873), gern als die Kirche der Culdeer bezeichnet wird, in Schottland, Wales und Irland eine von Rom unabhängige Blüte behauptet. Um das Jahr 600 wurde der Mönch Gregor zu Rom, der nachmalige Papst Gregor der Große, durch den Anblick heidnischer Angelsachsen auf dem Sklavenmarkte in Rom zu dem Entschlusse gebracht, diesen schönen Menschenschlag für das Christentum zu gewinnen, und da er den Plan für sich selbst hatte aufgeben müssen, bewog er den Mönch Augustin, mit einigen Gefährten die weite Reise zu unternehmen. So wurde dieser der Apostel der Angelsachsen. Die Folge davon war, daß die angelsächsische Kirche sich eng an Rom anschloß und zu der Unabhängigkeit der Iroschotten in schroffen Gegensatz trat. In diesen Vorstellungen von der römischen Kircheneinheit, die auch in den vorbonifazischen Briefen unserer Sammlung wiederholt zum kräftigen Ausdruck kommen, war Wynfreth aufgewachsen. Darum hatte er sich gleich beim Antritt seiner festländischen Mission zunächst nach Rom gewandt, um vom Papste Vollmacht, Fürsprache und Richtschnur zu empfangen; darum ist antirömisch und ketzerisch für ihn gleichbedeutend, und unbedingte Unterwerfung der fränkischen Christenheit unter das Papsttum bildet recht eigentlich sein Lebenswerk. Gerade das 8. Jahrhundert aber bedrohte Rom mit dreifacher Gefahr: in Spanien durch die siegreiche Begründung des Islam, in Italien durch das feindliche Vordringen der Longobarden, in Konstantinopel durch den zwischen Kaiser und Papst entbrannten Bilderstreit. In dieser schweren Krisis fand das Papsttum Rückhalt und Hilfe bei den Karolingern: bei Karl Martell, König Pippin und Karl dem Großen, drei hervorragenden Herrschern, die in unmittelbarer Aufeinanderfolge die Sache der in Rom verkörperten katholischen Kirche ergriffen und ihre romanisch-germanischen Unterthanen mit sich fortrissen. Daß Fürsten und Volk der Franken in solcher Weise die Retter des Papsttums wurden und damit die ganze weitere Entwickelung des Mittelalters bestimmten, dafür hatte mehr als irgend ein anderer Bonifatius sowohl durch seine

Bekehrungsthätigkeit, als auch durch sein hierarchisches Wirken den Boden geebnet.

Es ist freilich, wie bei den meisten Helden der Geschichte, nicht anzunehmen, daß er sich dieser seiner historischen Stellung deutlich bewußt gewesen. Dies gilt selbst dem Umsichgreifen der Araber gegenüber. „Bonifatius wußte recht wohl, was in Spanien geschehen war," sagt Ranke in seiner Weltgeschichte gewiß mit Recht; doch er sah in den Kriegszügen der Sarazenen, wo er in seinen Briefen darauf zu reden kommt, nur eine Störung der öffentlichen Sicherheit, ein materielles Unglück der betreffenden Länder, auch wohl ein Strafgericht Gottes für die Sündhaftigkeit der Völker und einen Antrieb zur Besserung, aber nicht eigentlich eine Gefahr für die Existenz des Christentums, eine Aufforderung zur Abwehr des Islam.

Mit der römisch-angelsächsischen Glaubenslehre brachte Bonifatius auch eine erhöhte Pflege der antiken Kulturelemente ins Land. Die englische Geistlichkeit hatte sich in allerlei Studien vertieft, die an das Altertum anknüpften; sie betrieb Astronomie, Mathematik, römisches Recht, lateinische Grammatik, Poetik, und eine besonders bezeichnende Frucht dieser Geistesbildung war die gewandte Handhabung des lateinischen Ausdrucks. Die Redeweise ermüdet zwar durch Wortschwall und Phrasen und bewegt sich oft in den gewagtesten Wendungen; aber selbst der schwerfälligste Satzbau kommt doch meist ohne logische oder sprachliche Mißgriffe zu glücklichem Abschluß. Die noch am Vortragsabend durchgenommenen Eingangsbriefe boten hierfür reiche Belege. Bonifatius' Stil zeigt, besonders in der früheren Zeit, eine gleiche Überladung, wird aber, wohl unter dem Einfluß seiner römischen Korrespondenten oder des konkreteren Inhaltes der Briefe, allmählich einfach und bündig.

Zum Schluß besprach der Vortragende den Handschriften- und Ausgaben-Apparat der Bonifazischen Briefsammlung. Von der überraschend großen Anzahl noch erhaltener Texte sind die drei ältesten und wichtigsten die dem 9. bezw. 10. Jahrhundert angehörigen Codices von München, Karlsruhe und Wien. Philipp Jaffé hat aus ihnen, an das „Incipit epistola beati Bonifatii ad Nithardum" im Eingange des 9. Briefes anknüpfend, mit großem

Scharfsinn ermittelt, daß die päpstliche Korrespondenz und die Freundesbriefe anfangs zwei gesonderte Sammlungen bildeten, die erst durch die Abschreiber zu einer einzigen verschmolzen worden sind. Er hat aus jenen drei Manuskripten mit allen Mitteln moderner Kritik den möglichst ursprünglichen Wortlaut hergestellt und teils aus dem Inhalt der meist undatierten Briefe, teils aus der dreifachen Datierung von etwa 20 päpstlichen Schreiben — nach Jahren der Indiktion, des kaiserlichen Imperiums und des kaiserlichen Konsulates — eine sichere chronologische Grundlage für die Reihenfolge der Briefe gewonnen. Dadurch hat seine Ausgabe in den Monumenta Moguntina (Berlin 1866) alle früheren, von Serarius, Würdtwein, Giles, Migne, weit überholt und einen so wohlgefügten Bau geschaffen, daß Ernst Dümmler, der die neueste Edition in den Monumenta Germaniae historica, Epistolarum T. III. (Berlin 1892), besorgt hat, in den meisten Punkten, in Einleitung und Text, in chronologischer Anordnung und kritischem Kommentar, wie er dankbar anerkennt, fast nur eine Wiedergabe der Arbeit seines verstorbenen Freundes zu bieten brauchte. Natürlich hat er jede fragliche Einzelheit selbständig nachgeprüft und dazu die seit 1866 erschienene Bonifatius-Litteratur mit größter Umsicht verwertet, so namentlich die Kirchengeschichte Deutschlands von Albert Hauck (B. I., Leipzig 1887) und das vortreffliche Buch Heinrich Hahns, „Bonifaz und Lul" (Leipzig 1883), das die angelsächsischen Beziehungen auf das eingehendste erläutert und dadurch auch ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Interpretation der Briefe bildet.

* * *

2. **Zur Statistik der jüdischen Bevölkerung im alten Frankfurt** von Herrn Rabbiner Dr. M. Horovitz.

Die große Bedeutung, die die Statistik in unseren Tagen gewonnen hat, verdankt sie offenbar ihrem Zusammenhang mit den sozialen, besonders wirtschaftlichen Fragen, die in den Bewegungen unserer Zeit im Vordergrunde stehen. Die genaue Kenntnis der Zahlenstärke der einzelnen Stände, Volksstämme und Berufsarten von der einen Seite und die Zahlenstärke der Erzeugnisse,

des Verbrauchs und des Verkehrs von der andern Seite giebt dem Bilde des gegenwärtigen Lebens erst die Vollständigkeit. Dagegen ist der entgegengesetzte Weg, aus den wirtschaftlichen Zuständen einer Zeit auf die Zahl ihrer Bevölkerung einen Schluß zu ziehen, mit großer Vorsicht zu betreten, schon aus dem Grunde, weil die Volkszahl doch nur einer der Faktoren ist, von denen die Gestaltung der Dinge abhängt. Nur der fast vollständige Mangel an Zahlen über die Verhältnisse der alten Zeit hat die Forscher förmlich gezwungen, diesen mit Vermutungen gepflasterten Weg der Wissenschaft zu gehen, wollte man nicht auf einem Gebiete, das man mit so glühendem Eifer ergriffen hat, auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Fragen und des ganzen sozialen Lebens darauf verzichten, die Kenntnis der Vergangenheit zur Lehrmeisterin zu haben.

Einen größeren, umfassenderen Versuch auf diesem Gebiete hat Prof. Dr. Karl Bücher in seinem Buche gemacht, das im Jahre 1886 erschienen ist, und das den Titel hat: „Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im 14. und 15. Jahrhundert. Sozial-Statistische Studien."

Bücher hat in dieser Arbeit das Menschenmöglichste geleistet im Zusammentragen von Materialien, besonders aus dem hiesigen städtischen Archiv; aus den verstecktesten Ecken hat er alles herbeigezogen, was das Bild vom wirtschaftlichen Leben dieser beiden Jahrhunderte, des 14. und des 15., vervollständigen könnte.

Dennoch bleiben alle diese Dinge oft unerbittlich, wenn es gilt, aus ihnen eine Zahl herauszubringen, und ich freue mich darum, im weiteren Verlaufe meines Vortrages einige Beiträge geben zu können, die mir der Beachtung wert erscheinen.

Vergegenwärtigen wir uns vor allem den Boden, auf dem die Statistik der Juden sich zu bewegen hat. Die Geschichte der Juden in Frankfurt gruppiert sich fast naturgemäß nach drei Ereignissen. Die erste Epoche ist bis zum Jahre 1241, wo die sogenannte erste Judenschlacht die Juden zum Teil vertrieben, zum Teil getötet hat. Die zweite Epoche ist von 1241, oder sagen wir etwa 1246, von welchem Jahre wir schon annehmen können, daß Juden da waren, bis zum Jahre 1349, in welchem Jahre die zweite Judenschlacht sich abspielte und die Juden abermals vertrieben wurden. Um das Jahr 1354 kamen wieder Juden her, und nun konnten

sie ununterbrochen bis zur Vertreibung zur Zeit des Fettmilchischen Aufstandes, 1614 wohnen. Die letzte Periode, die vierte, ist dann die von 1616, wo sie nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder hierherkommen durften, bis auf die neuere Zeit.

Das erste statistische Blatt der Frankfurter Judengeschichte ist das Verzeichnis der in der ersten Judenschlacht gefallenen Opfer. Ein Geretteter hat die Namen seiner Bekannten, die in der „Schlacht" gefallen waren, in frommer Erinnerung in das Gedächtnisbuch (Memorbuch) der Mainzer israelitischen Gemeinde eingeschrieben. Es sind da die Namen von 159 Menschen angegeben. Selbstverständlich ist das nicht ein vollständiges Verzeichnis der Gefallenen, noch weniger der gesamten jüdischen Bevölkerung, denn der Verfasser hat diese Namen aus dem Gedächtnis geschrieben und konnte natürlich nicht alle kennen. In einem Klagelied, das diesem Ereignis gewidmet ist und das im Ritus seine Aufnahme gefunden hat, wird angegeben, daß 175 gestorben seien, und manche werden in der jüdischen Litteratur jener Zeit genannt, die als Flüchtlinge Frankfurt verlassen hatten.

Es ist aber nötig, besonders jetzt, da wir in die Epoche treten, in der von den in Frankfurt lebenden Juden schon geschichtliche Thatsachen zu verzeichnen sind, uns das Verhältnis der Juden zur Stadt und zum Kaiser vorzustellen. Die Juden waren die Kammerknechte des Kaisers, der Kaiser durfte sie verkaufen, verpfänden, kurz, behandeln wie sein Eigentum und vor allem von ihnen Steuern erheben; verkauft und verpfändet hat sie der Kaiser ebenfalls nur zum Zweck der Steuererhebung an einzelne Städte, an Fürsten, an kleinere Ortschaften. Kaiser Konrad IV. hat schon im Jahre 1246 dieses Eigentumsrecht an den Juden Frankfurts ausdrücklich geltend gemacht, indem er es für nötig hielt, den Frankfurtern einen förmlichen Absolutionsbrief zu schreiben, in welchem er ihnen Verzeihung gewährt, daß sie ihm die Juden in der Judenschlacht getötet haben (vergl. Privilegia et pacta II 1728 S. 4). Bald darauf giebt er ihnen wieder Erlaubnis einige Juden aufzunehmen, und das sind dann diejenigen, die mit den später neu Hinzugekommenen bis zur zweiten Judenschlacht die jüdische Gemeinde bildeten.

Die Kaiser haben die Juden oft gegen die Städte in Schutz genommen. In seiner Dauer war aber dieses Verhältnis keineswegs eine Wohlthat für die Juden. Daß sie Kammerknechte des Kaisers waren, und nun auch ihre Steuern an die kaiserliche Kasse gingen, hat sie vielleicht mehr als alles andere in der Stadt als Fremde erscheinen lassen. Das mußte den Juden klar sein, denen wohl schon aus diesem Grunde die Verhandlungen willkommen waren, welche schon vor der zweiten Judenschlacht mit dem Kaiser geführt wurden, um die Judensteuer in den Besitz der Stadt zu bringen.

Auch der Bischof von Mainz hatte Anrecht auf einen Teil der Einnahmen aus der Frankfurter Judensteuer. Unter diesen Verhältnissen lebten sie längere Zeit, bis nach und nach die Juden ganz an die Stadt gekommen waren, während sie staatsrechtlich nach wie vor kaiserliche Kammerknechte blieben und der Kaiser sich ausdrücklich das *Recht vorbehielt, die Judensteuern wieder der Stadt abzunehmen*.

Sehen wir uns nun die Zeit nach der ersten Judenschlacht an. Die Anzahl der Juden vor 1349 läßt sich in keiner Weise feststellen; aber eins ist sicher, daß sie nämlich 1387½ Gulden an Steuer jährlich zahlten. Das ist für Bücher die Grundlage, folgenden Schluß zu ziehen. Er rechnet: die Einnahmen aus der Judensteuer im Durchschnitt der Jahre 1360—1400 betrug 344 Gulden das Jahr. Das führt ihn zu der Vermutung, daß vor 1349 die Zahl der Juden in Frankfurt eine viel größere gewesen sein müsse, als in den Jahren 1360—1400. Denn vor 1349 betrug die von den Juden bezahlte Steuer 1387½ Gulden, also etwa viermal soviel als in den Jahren 1360—1400. Da nun in diesen Jahren 16 Haushaltungen unter den Juden waren, so mußten vor 1349 viermal soviel, also 64 Familien Steuer gezahlt haben. Bücher hält aber schließlich diese Zahl von 64 für die Zeit vor 1349 nicht aufrecht und zwar, weil die Zahl aller in den Jahren 1311—1349 an Juden verliehenen Bürgerrechte nach den erhaltenen Quellen bloß 40 betrugen. Er nimmt daher für die Zeit um 1346 bloß „wenigstens 30" Haushaltungen an.

Wenn man bedenkt, daß verschiedene Behörden, das Steuererhebungsrecht nicht in gleicher Strenge anwenden, und die Steuer-

zahler in den verschiedenen Jahrhunderten nicht die gleiche Steuerkraft besitzen müssen, so ist es klar, wie unsicher und schwer es ist, von der Steuer auf die Bevölkerungszahl zu schließen.

Es kommt aber noch etwas ganz anderes hinzu, was jene Berechnung sehr fraglich erscheinen läßt. Es ist nämlich nicht alles von den Frankfurter Behörden aufgeschrieben worden, und wir haben es in dem meisterhaften Vortrag, den Bücher hier auf dem Historikerkongreß in diesem Jahre gehalten hat, gehört, wie Bücher selbst die Buchführung unserer guten Stadt im Mittelalter so anschaulich und so drastisch geschildert, wie er uns insbesondere klar gemacht hat, daß durch das Prinzip der Gegenrechnungen alle Kontrolle vereitelt war. Man hat nämlich, wenn die Stadt einem etwas schuldig war und dieser etwas zu zahlen hatte, wenn das sich gegenseitig aufgehoben hat, einfach beides nicht gebucht. Wie sollen wir nun das, was gebucht ist, als statistische Grundlage für unsere Schlußfolgernng annehmen? Finden wir sonach schon in der Art der Buchführung jener Zeit einen Erklärungsgrund für das Fehlen eines erschöpfenden Einnahmenverzeichnisses, so kommt für unsere Frage noch folgendes inbetracht.

Am 25. Juni 1349 hat Kaiser Karl IV. die Juden an die Stadt Frankfurt für die große Summe von 15 000 Pfund Heller verkauft. Kaum war ein Monat verflossen, am 24. Juli, fand die „zweite Judenschlacht“ und mit ihr die Vertreibung der Juden statt und die Stadt erhielt als Entschädigung für das viele Geld, das sie an den Kaiser gezahlt hatte, die Häuser und alles andere festliegende Eigentum der getöteten und der vertriebenen Juden.

1358 kaufte die Stadt dem Bischof von Mainz den ihm gehörigen Teil der Judensteuer für 7500 Gulden ab, und 1360 gab der Kaiser der Stadt die Erlaubnis, wieder Juden aufzunehmen mit der Bedingung, daß die Hälfte der Einnahmen der Stadt gehören, die andere Hälfte aber an die Kaiserliche Kammer gezahlt werden solle. Aus dem ganzen Ton des betreffenden kaiserlichen Schreibens und aus dem Fehlen irgendwelcher Aufzeichnungen in den Rechneibüchern schließt Bücher, daß von 1349—1360 überhaupt keine Juden in Frankfurt lebten. Man kann sich die Mühe vorstellen, die nun darauf verwendet werden muß, um den zwischen

dem Bischof von Mainz und der Stadt zu einer Zeit, in der es gar keine Juden hier gegeben haben soll, vollzogenen Kauf zu erklären. 1372 endlich kauft die Stadt auch dem Kaiser die ihm noch gehörende Hälfte der Einnahmen aus der Judensteuer und zwar für 6000 Gulden ab.

Wir sehen also das gewiß berechtigte Bestreben der Stadt, ihre eigene Herrin zu werden, hier mit einer Deutlichkeit hervortreten, die nichts zu wünschen übrig läßt. Sie wollte ihre Juden für sich und für sich allein haben. Nur fallen uns die gewaltigen Summen auf, die sie dafür an den Bischof von Mainz und an den Kaiser zahlte. Bücher begnügt sich hier mit der Bemerkung, daß der Kauf den erhofften Ertrag für die Stadt nicht brachte, da, wie wir aus den Rechneimeisterbüchern ja bereits wissen, der Durchschnitt der Einnahmen von 1360—1400 bloß 344 Gulden jährlich betragen hat. Wir wollen inbezug auf den Handel mit dem Bischof von Mainz alles Mögliche gelten lassen; aber eine Antwort muß es auf die Frage geben: warum hat die Stadt nach den schlechten Erfahrungen in den zehn mageren Jahren, die mit einer durchschnittlichen Jahreseinnahme von 215 Gulden gebucht sind, im Jahre 1372 an den Kaiser die große Summe von 6000 Gulden für die von ihm beanspruchte Hälfte bezahlt? Das alles muß uns gegen die Aufzeichnungen der Rechneimeisterbücher vorsichtig machen.

Bücher selbst steht nicht an, bei einer anderen Gelegenheit (S. 569, wo es sich um die Juden des Jahres 1616 handelt) zu schreiben: „Allein es ist der Verdacht nicht ausgeschlossen, daß entweder der Rat die Kommissäre über die wirkliche Zahl der verliehenen Stättigkeitsbewilligungen absichtlich getäuscht hat u. s. w." Um wieviel mehr darf das angenommen werden in dem Falle, mit dem wir uns hier beschäftigen und bei dem sowohl das ganze planmäßige Vorgehen der Stadt als auch alle die berührten, sonst fast unerklärlich bleibenden Fragen geradezu darauf hinzuweisen scheinen. Die Stadt wollte mit Recht in den Besitz der Judensteuer kommen, der Kaiser aber war dafür natürlich um so leichter zu gewinnen und mit einer um so geringeren Summe zu befriedigen, je niedriger die Einnahmen von den Juden erschienen.

Nun kommt noch ein Umstand hinzu, der, wie ich glaube, in überzeugender Weise zeigt, daß das keine Vermutungen mehr sind. Das Jahr 1372, eines jener von Bücher angeführten Durchschnittsjahre, figuriert in der Steuerrubrik mit 446 Gulden, aber an einer anderen Stelle erscheint eine außerordentliche Steuer von 1390 Gulden, die in demselben Jahre 1372 von den Juden erhoben wurde. Bücher nennt diese 1390 Gulden drei Seiten später (S. 541) und sagt von ihnen: „Im Jahre 1372 wurde zum erstenmal eine Übereinkunft auf zwei Jahre getroffen, wofür die Juden außer ihrer Steuer im ganzen 1390 Gulden an die Stadt zahlten."

Ich meine, es wäre klar genug, daß man nicht 1390 Gulden zahlt, um dadurch den Steuersatz von 446 Gulden für noch ein Jahr zu erhalten! Die Ausnahme ist vielleicht weniger in dieser „außer"ordentlichen Steuer selbst als darin zu erblicken, daß die erhaltenen Aufzeichnungen von ihr sprechen. Bemerkt soll noch werden, daß diese 1390 Gulden in ihrer abgerundeten Form, wie man sieht, der Summe von 1387½ Gulden sehr nahe kommen, welche die alte Steuer der Juden vor der zweiten Judenschlacht gebildet hatte. Oder sollten jene 1390 Gulden vielleicht ein Beitrag gewesen sein zu den 6000 Gulden, um welche die Stadt in demselben Jahre 1372 die Judensteuer dem Kaiser abgekauft hat? Dann könnten die großen Summen, welche die Stadt an den Kaiser zahlte, in einem ganz neuen Lichte erscheinen: die Stadt vereinbarte den Kaufpreis und die Juden zahlten ihn.

Schließlich sind wir hier in der Lage sogar das zu widerlegen, was bei Bücher aus dem Tone der kaiserlichen Schreiben und aus dem vollständigen Fehlen von Steuerlisten feststeht, daß nämlich von 1349—1360 keine Juden in Frankfurt lebten.

Wir haben gesehen, daß das erste, was wir an Statistik haben, ein Verzeichnis von Toten war. Es ist merkwürdig: was die Lebenden uns absichtlich oder unabsichtlich oft verschwiegen haben, das erfahren wir manchmal von den Toten. Was in Archiven verloren gegangen, auf den Friedhöfen ist es oft gefunden worden.

Wir haben hier einen alten jüdischen Friedhof, der schon gleich nach der ersten Judenschlacht dort auf derselben Stelle war,

wo er sich jetzt befindet. Es sind hier ungefähr 6000 Grabsteine, von denen die Inschriften mit Ausnahme von etwa 1000 auch nach dem Datum genau entziffert werden konnten. Es war die Arbeit vieler Jahre und sie ist jetzt vollendet. Die Inschriften sind chronologisch geordnet und werden im Augenblicke gedruckt. Sie werden wohl im Laufe des nächsten Jahres mit einer Einleitung, die ich schreibe, erscheinen. Wir haben hier Inschriften, die in einer Sprache zu uns reden, welche die verschiedenen Jahrhunderte, aus denen sie stammen, in ihrem Wesen charakteristisch wiedergiebt, kulturgeschichtlich eine wahre Fundgrube für den Forscher! Zwischen der ersten und der zweiten Judenschlacht, 1241—1349, finden wir im ganzen 6 Steine, deren Inschriften, knapp und kernig in biblischem Hebräisch gehalten und in den Zügen deutlich ausgeprägt sind, wie durch ein Wunder gerettet durch alle Stürme der Zeiten.

Aus den Jahren 1354 und 1359 sind zwei Grabsteine erhalten und beweisen allen Vermutungen und Berechnungen entgegen, daß schon vor 1360 Juden in Frankfurt gelebt haben. — Aus den von Bücher mit besonderer Sorgfalt untersuchten Jahren 1360—1400 sind 62 Steine erhalten mit Inschriften, die von der alten Schlichtheit sehr abweichen und mehr kunstvollere Formen aufsuchen. Es muß bemerkt werden, daß nach den Fettmilchischen Verfolgungen in den Jahren 1614—1616, wo kein Jude hier gewohnt hat, nachweislich Steine zu verschiedenartigen Bauzwecken verwendet worden sind.

Fassen wir ins Auge, daß gewiß viele Steine von der Zeit, auch ohne das Zuthun von Menschen, zerstört wurden, verteilen wir die 1000 Steine, deren Inschrift ohne Datum erhalten ist, nach Verhältnis auf die verschiedenen Jahrhunderte, bedenken wir, daß, je weiter die Zeit zurückliegt, um so weniger allgemein Grabsteine gesetzt worden sind und diesen der Widerstand gegen die zerstörende Macht der Zeit um so schwerer geworden ist, so werden wir erkennen, daß 62 Steine aus diesen 40 Jahren doch immerhin etwas ist, was bei den Berechnungen über die Volkszahl wohl in Betracht zu kommen hat. Größer könnte der Wert dieser Inschriften für die Statistik werden, wenn wir zum wenigsten annähernd fest-

stellen könnten, wie groß das Verhältnis der aus einem Jahr erhaltenen Steine zur Gesamtzahl der Verstorbenen desselben Jahres war.

Durch eine glückliche Fügung sind wir nun in der Lage, hier uns helfen zu können.

Der hiesige israelitische Beerdigungsverein, der seit vielen Jahrhunderten besteht, und der den Zweck hat, den Verstorbenen den letzten Liebesdienst zu erweisen, hat ein altes Buch, das ein fortlaufendes ununterbrochenes Verzeichnis aller Beerdigungen enthält, die in den letzten 200 Jahren, 1624 bis anfangs der 20er Jahre unseres Jahrhunderts, auf dem israelitischen Friedhofe stattgefunden haben. Diese kurzen Aufzeichnungen sind ergreifend und lehrreich für den Forscher, der da den Tod fast jeden Tag an der Arbeit sieht, und wenn hin und wieder ein Wort fällt, den ursprünglichsten Ausdruck des Tages vernimmt. Denn nicht selten entfließt dieser abgehärteten Feder, die Tag für Tag vom Sterben schreibt, ein rührendes Wort von der Not der Zeit, in der man lebt, bald in den weichen Tönen des Gebetes an den Gott, „der tötet und belebt", bald in der lebendigen Sprache des Chronisten, der unter dem frischen Eindrucke der Stunde schreibt, wie z. B. am „Neumond Elul" (August) 1635: Am Vormittag waren zwei Kinder, deren eins „an der Pest" gestorben war, beerdigt worden. Am Nachmittag gab es abermals zwei Leichen zu bestatten. Zur selben Stunde richteten sich die großen Geschosse aus dem „Judeneckthurm" nach Sachsenhausen, wo der Häuptling Hans Fitztum sich hielt, „der sich gegen den Rat, den Gott schützen möge, empört hat. Die Streitkräfte der Stadt laufen gegen die Brückenmühle Sturm, von beiden Seiten fallen Unzählige, über uns krachen die Geschütze, unsere Herzen erbeben, aber wir harren aus und thun unsre Pflicht!"

Ich habe diese Verzeichnisse nach den Jahren geordnet und in drei Rubriken: Männer, Frauen und Kinder geteilt, dann die Gesamtsumme eines jeden Jahres zusammengestellt. Wir machen, wenn wir die Zahlen dieser 200 Jahre etwa in vier Hauptgruppen von je 50 Jahren teilen, schon eine nicht unwichtige Wahrnehmung. Die ersten 50 Jahre verzeichnen 3571 Tote, die zweiten 50 Jahre schon 4529, die dritten 5415, die vierten gehen aber wieder zurück um 1000: 4519.

**

Das Wachsen der drei Gruppen erklären wir uns selbstverständlich in der natürlichsten Weise durch das Anwachsen der Gemeinde. Das Abnehmen der letzten 50 Jahre inbezug auf Todesfälle können wir aber nicht anders erklären — denn die Gemeinde ist immer größer geworden — als dadurch, daß im Ausgang des vorigen Jahrhunderts und anfangs dieses Jahrhunderts doch die Lebensbedingungen schon etwas besser, die Zustände gesünder, die Verhältnisse freundlicher waren. Die Judengasse war nicht mehr die einzige Stätte, wo die Juden wohnen durften, und wir erkennen den greifbaren Unterschied.

Lehrreich für die Gesundheitskunde wäre ein Blick in die sanitären Verhältnisse jener Zeit, die uns wohl folgende Thatsache erklären könnten.

1703 hat es in Frankfurt 436 jüdische Haushaltungen gegeben, bei 60 Fremden, die aus Mannheim sich hierher geflüchtet hatten. Eine Visitation hat die Anwesenheit von im Ganzen 2364 jüdischen Seelen ergeben. Unser Beerdigungsbuch verzeichnet aus jenem Jahre 126 Verstorbene. 114 Jahre später, 1817, gab es hier 4309 jüdische Seelen, also fast zweimal so viel, und nur die Hälfte, 79, Verstorbene. Da haben wir das frappanteste Beispiel für den Fortschritt in gesundheitlicher Beziehung: die Volkszahl verdoppelt sich, und die Sterbefälle gehen auf die Hälfte zurück.

Kommen wir 60 Jahre näher zu uns. 1881 zählen wir 13856 jüdische Seelen und 170 Verstorbene. Die Zahl ist also eine dreifache geworden für die Lebenden und nur eine zweifache für die Verstorbenen. Welch ein düsteres Bild aber erblicken wir, wenn wir unser Auge wiederum der alten Zeit zuwenden! Da sehen wir z. B. 1632 mit 164 Toten, 1634 mit 173, also solche Zahlen wie 1881 bei einer fünffach so großen Seelenzahl. Freilich zeigt sich auf den traurigen Zahlen jener Zeit der düstere Schatten des dreißigjährigen Krieges, aus dessen Verlauf wir nur noch das Schauerjahr 1636 nennen wollen, das die erschreckende Zahl von 223 Toten hat und zwar 70 männliche, 40 weibliche und 113 Kinderleichen. Man muß sich fast wundern, daß in dem darauf folgenden Jahre noch 44 Kinder zum Sterben geblieben wareu.

Sehen wir, in welcher Weise beide hier angeführten Quellen, dieses Beerdigungsverzeichnis und die Grabinschriften, zu gemeinsamer Verwendung für die Statistik gelangen können, wenn diese es für zulässig hält, auf Grund bestimmter Zahlen auf dem Wege des Schlusses andere „annähernde" Zahlen zu suchen und mit diesen dann weiter zu arbeiten.

Nehmen wir das Jahr 1703, das für unseren Zweck nach allen Seiten hin klar liegt. Wir kennen die Zahl der jüdischen Haushaltungen: 436, wir kennen die Seelenzahl: 2364. Die 60 Fremden wollen wir nicht ausschließen, weil ja der Tod alle als seine Bürger anerkennt und auch noch darum, weil die Fremden zu jeder Zeit nach Verhältnis bei den Juden Aufnahme gefunden haben. Die Totenliste jenes Jahres verzeichnet 126 Namen, und unter den Grabsteinen finden wir 16 jenes Jahres. Das war übrigens die jährliche Durchschnittszahl von 1701—1710. Stellen wir diesen Zahlen beispielsweise das Jahr 1586 gegenüber, von welchem auf dem Friedhof 8 Grabsteine erhalten sind. Man hat in jener Zeit verhältnismäßig noch weniger Steine gesetzt und man war noch vor dem Fettmilchischen Aufstand. Wir könnten demnach mit dem, was wir 1703 sehen, also ein Jahrhundert nach den größeren Zerstörungen, die jenem Aufstande gefolgt waren, mit einiger Sicherheit einen Vergleich anstellen. Wenn 1703 auf 2364 Seelen 16 Grabsteine kamen, könnten wir für das Jahr 1586 auf die Hälfte, also acht, erhaltener Steine etwa 1182 Seelen rechnen. Das stimmt auch mit allem, was aus diesem Jahre bekannt ist, und die Haushaltungen würden 120 betragen: auch das stimmt ungefähr mit dem, was aus der Zeit unmittelbar vor der Fettmilchischen Bewegung berichtet wird. Ebenso stimmt das Beispiel, wenn wir es auf 1587 anwenden. Da sind 9 Steine erhalten. Wir sehen an diesen beiden Beispielen, daß es nicht gar zu gewagt ist, so etwas zu versuchen.

Wenden wir das so gut erprobte Exempel auf 1380 an, von dem Bücher spricht und das mit 4 Steinen figuriert, so ließe das auf 30 Sterbefälle und 109 Haushaltungen oder 681 Seelen schließen. Von 1384 mit 5 Steinen könnten wir eine noch größere Zahl annehmen, während die Berechnungen nach den Steuernotizen

für das Jahr 1380 nur 16 Haushaltungen ergeben, also eine verschwindend kleine Zahl, so daß auch hier der Verdacht der Unzuverlässigkeit auf die offiziellen Steuerverzeichnisse fällt, sobald sie für statistische Zwecke Verwendung finden sollen.

Endlich noch ein Beispiel. Im Jahre 1491 waren aus Nürnberg vertriebene Juden in großer Anzahl nach Frankfurt gekommen. Bücher ist erstaunt, den vielen allgemeinen Klagen über das zahlreiche Einwandern von Nürnberger Juden zu begegnen, während er in den Steuerlisten nur drei finden konnte! Bücher weist (S. 569) mit Recht auf folgenden Widerspruch hin. Ein gedrucktes Verzeichnis ergiebt für das Jahr 1613: 453 Haushaltungen, während die 1616 von dem Kaiserlichen Kommissär veröffentlichte Stättigkeit von „fünfhundert etlichen und zwanzig“ in die Stättigkeit aufgenommenen jüdischen Familien spricht. Eins war also sicherlich falsch. Bücher traut der letzteren, also offiziellen Zählung, die auf Angaben des Rats beruht, nicht! Warum soll aber der Rat sogar „absichtlich“ hier eine größere (nach unserer Vermutung diesmal die richtige) Zahl angegeben haben? Das ist, wie ich glaube, sehr einfach. Bei der Vertreibung der Juden während der Fettmilchischen Bewegung hat die Judensteuer augenscheinlich eine wichtige Rolle gespielt. Der Rat hatte, in anderen Einnahmen durch den Aufstand stark geschädigt, in der Judensteuer eine Stütze. Die Empörer wollten aber in den Juden, die treu zum Rat hielten, wohl zugleich eine Einnahmequelle des Rates vernichten.

Nachdem 1616 der Aufstand niedergeworfen war, brachte man die Juden wieder zurück. Aber die Kaiserlichen Kommissäre sollten die Zahl Judenstättigkeiten auf den status quo ante beschränken. Da ist es natürlich, daß der Rat die Zahl richtig oder nach Bücher höher, keineswegs aber niedriger angegeben hat, als sie in Wirklichkeit gewesen war.

Diese große Zahl hat dann auch ohne Zweifel das beschleunigt, was so lange Zeit die stille Furcht der Stadt gewesen: im Jahre 1685 forderte Kaiser Leopold die Judensteuer zurück, indem er auf die großen Einnahmen hinwies, durch welche die Stadt für das an Karl IV. gezahlte Geld reichlich entschädigt sei.

Die Stadt machte Rechtsgründe geltend, die aber erst anerkannt wurden, nachdem die Stadt 20000 Gulden an die Kaiserliche Kammer gezahlt hatte (Priviligia et pacta S. 496 u. S. 501 ff). Die Rücksicht auf den Steuerertrag hat in allem, was inbezug auf die Juden geschehen und unterblieben ist, eine Rolle gespielt. Bücher wundert sich, daß es unter den Juden in Frankfurt im 14. und 15. Jahrhundert, da gegen sie noch keine einschränkenden Gesetze vorhanden waren, keine Handwerker u. s. w. und fast nur Geldhändler gab. Das ist sehr einfach. Man hat das Handwerk den Juden nicht verboten. Aber unter den Juden, die nach dem vielbegehrten Frankfurt hatten kommen wollen, wählte der Rat natürlich diejenigen für die Stättigkeit aus, von denen er sich die größten Einnahmen versprechen konnte. Ohne „Stättigkeit“ konnten, abgesehen vom Rabbiner, als welcher im 14. und 15. Jahrhundert oft eines der angesehenen Gemeindemitglieder, natürlich ohne Gehalt zu beziehen, fungierte, nur „Lehrmeister“, Schreiber und Dienstboten in einer der in die Stättigkeit aufgenommenen Haushaltungen oder im Armenhause leben.

Dem Wohlthätigkeitssinn, der in der alten Judengasse herrschte, zollt Bücher warme Anerkennung mit dem Hinweise, daß z. B. 1473, wo nur 12 jüdische Steuerzahler genannt sind, nicht weniger als 23 Arme da waren, von denen ein großer Teil in einem eigenen Armenhause unter besonderer Leitung versorgt wurde.[1])

Bücher fallen die vielen Dienstboten auf, deren es in einem Hause sogar vier gab. In vielen dieser „Dienstboten, Schreiber, Lehrmeister und Bewohner des Armenhauses“ dürften aber „Nürnberger“ und andere Flüchtlinge zu erkennen sein, die an den

---

[1]) Bücher fügt S. 548 bei der Erwähnung des Gemeindehauses in einer Note die Bemerkung hinzu: „Auch wohl der „Juden Heckhus“ oder „Danzhus“. Es hat schon einmal einer dieses „Heckhus“ für ein Haus gehalten, in dem die Gemeinde alles mögliche „ausgeheckt“ hat. Die Wahrheit ist, daß dieses „Heckhus“ nichts anderes ist als Kranken- und Armenhaus, das immer „Hekdesch“, das heißt: „dem Heiligen geweiht“, genannt wurde. An einigen Stellen der im Archiv befindlichen Verzeichnisse wird auch ein Blinder als Einwohner des „Heckhauses“ angeführt. In den Verzeichnissen der späteren Jahre findet sich übrigens die richtigere Schreibart: „Hekdes“.“

Pforten Frankfurts Schutz begehrten und von der wohlwollenden Nachsicht des Rats als Hausgenossen einer wohlthätigen Familie oder Anstalt Aufenthaltsrecht erhielten.

6.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. V. Valentin, als zweiten Vorsitzenden Herrn O. Donner-von Richter und als Schriftführer Herrn M. Sondheim.

In dieser Abteilung sprach am

11. und 19. November Herr O. Donner-von Richter über „Ältere Kunst in Frankfurt a. M."

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Ältere Kirchenmalerei in Frankfurt a. M., von Herrn Otto Donner-von Richter.

So reich auch Frankfurt im Mittelalter an Kirchen war, so reich sie in ihrem Inneren mit künstlerischem Schmuck ausgestattet gewesen sind, so ist uns doch wenig davon geblieben: denn teils sind diese Kirchen selbst dem Neuerungsdrange zum Opfer gefallen, teils, sofern sie erhalten sind, ihres Schmuckes verlustig gegangen. Zwar sind ihre Tafelgemälde zum großen Teil in unser städtisches Museum gerettet worden, ihre Wandmalereien aber mußten der Moderichtung weichen und sind meist fein säuberlich übertüncht worden. Erst in neuester Zeit haben wir, gerade durch die Entfernung dieser oft wiederholten Übertünchungen, wieder Kenntnis von der Existenz solcher Kunstwerke bekommen, und darauf gründet sich mit wenigen Ausnahmen unsere Bekanntschaft mit ihnen.

Die ältesten dieser Malereien, welche sich der Zeit nach am nächsten an die Skulpturwerke der Liebfrauenkirche anschließen,

sind uns in der Deutschherrn-Ordenskirche zu Sachsenhausen in einer ihrer kapellenartigen Nischen der Nordseite erhalten. Die Kirche selbst ist 1309 vollendet worden, die fraglichen Malereien sind aber erst etwas später entstanden, was ich bei einer früheren Arbeit über diese[1]) durch die Beobachtung nachgewiesen habe, daß sie auf den ersten, ursprünglichen Anstrich der Wände, welcher rote Sandsteinquader mit weißen Fugen nachahmt, a tempera aufgesetzt sind. Ihrem Stile nach, namentlich aber auch nach der Kostümierung der in ihnen dargestellten Profanfiguren, ist ihre Entstehung mit Bestimmtheit in das erste Viertel des 14. Jahrhunderts zu setzen. Sie sind in vier Reihen übereinander angeordnet, je drei in einer Reihe. Die neun untersten Gemälde enthalten in Figuren von 40 cm Höhe die Passionsgeschichte. In den drei spitzbogenförmig abgeschlossenen Bildern der obersten Reihe finden wir Maria mit dem Christuskinde dargestellt, rechts von ihr stehend die heilige Elisabeth mit dem knieenden Donator, der durch das Wappen als ein Ritter von Praunheim gekennzeichnet ist, zur Linken die heilige Katharina mit der gleichfalls knieenden Gattin des Stifters, nach dem Wappen eine Angehörige der oberhessischen Familie der Herdan. Der Hintergrund für alle Gemälde ist ein einfacher hellblauer Ton, Landschaftliches ist nicht angegeben; einfache gelbe Borten bilden die trennende Einteilung der einzelnen Gegenstände.

Sehr bemerkenswert tritt bei allen Figuren in dem innerlich empfundenen Ausdruck der Köpfe das lebhafte Bestreben nach Individualisierung hervor, eine warme Empfindungsweise zieht uns trotz vieler Mängel der Formen unvermerkt an, fesselt unser Interesse und zeigt uns dadurch, daß wir uns hier dem Werke eines echten Künstlers gegenüber befinden. Ungemein lieblich ist die Erfindung der Gruppe der Maria und des Christuskindes; dieses hält in der rechten Hand ein Vögelchen und greift mit der linken nach einer Blume, welche die Mutter mit ihrer linken Hand ihm scherzhaft fern hält. In dieser anmutigen Darstellung ist also vollständig mit dem ernsten, majestätischen, byzantinisch-romanischen

[1]) Mittheil. d. Vereins f. Gesch. u. Alterth. B. VI. S. 421 ff.

Madonnentypus gebrochen, und an dessen Stelle ist eine genreartige, durchaus individuelle neue künstlerische Auffassung getreten, die bis zu Raffaels Madonna mit dem Distelfinken die mittelalterliche Kunst in unzähligen Variationen beherrscht hat. Unser Gemälde der Deutschherrnkirche kann somit in dieser Richtung einen hervorragenden Platz in der Kunstgeschichte beanspruchen. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß diese Auffassungsweise bereits die Anlage zu der etwas gekünstelten, ja man kann sagen affektierten Bewegungsweise in sich trägt, welche wir an figürlichen Darstellungen in Miniaturen und Skulpturen des 14. Jahrhunderts beobachten können, und welche Hand in Hand geht mit der Verfeinerung höfischer Sitten und der vielfach affektierten Eleganz des Minnegesanges.

Die malerische Behandlung der Gemälde in der Deutschherrnkirche geht aber über die einfachste Art der Kolorierung, gerade so wie wir sie in gleichzeitigen Miniaturen finden, kaum hinaus, und dies leitete mich zu einer Spur über die Herkunft ihres mutmaßlichen Autors hin. Es befindet sich nämlich auf der Bibliothek zu Kassel ein 1334 im Auftrage des Landgrafen Heinrich von Hessen geschriebenes Exemplar des Wilhelm von Oranse, in welchem die neben ihrem Gemahle sitzend dargestellte Landgräfin in dem Stile der Zeichnung, sowie in den Faltenmotiven des von der Schulter herabfallenden Mantels die auffälligste Übereinstimmung in Zeichnung und Anordnung mit der Madonna in der Deutschherrnkirche zeigt. Da die Stifterin der Passionsbilder der in Fulda ansässigen oberhessischen Familie der Herdan angehört, so liegt die Vermutung nahe, daß sie die Veranlassung gab, zur Ausführung jener Wandgemälde einen in ihrer Heimat geschätzten Künstler hierher kommen zu lassen, welchem das kirchliche Fulda Gelegenheit zu reichlicherer Beschäftigung und Ausbildung seiner Kunst gegeben haben mochte.

Ich muß jedoch hier ganz besonders darauf aufmerksam machen, daß diese Gemälde bei der Restaurierung der Kirche von einem Maler der älteren Münchener Schule (Weinmayer) fast gänzlich übermalt worden sind und dadurch ihren ursprünglichen, naiven Charakter durchaus eingebüßt haben, so daß dieser jetzt kaum mehr

beurteilt werden kann. Auch in einigen andern dieser Seitenkapellen zeigten sich nach Entfernung der Tünche noch Reste von Wandmalereien; sie waren aber so zerstört, daß von ihrer Restaurierung abgesehen wurde, ebenso bei den auf den schrägen Chorwänden zu Tage tretenden Resten. Besser erhalten erwiesen sich zwei unter den Fenstern des Langschiffes von dessen Mitte bis an den Beginn des Chors hinlaufende, einen Meter hohe Friese. Der auf der Nordwand befindliche stellt in einer Reihe von Einzelbildern das Leben des St. Georg, jener der Südwand das Leben der h. Elisabeth dar, welchen beiden Heiligen die Kirche geweiht ist. Sie wurden gleichfalls restauriert und haben damit auch ihre Originalität durchaus eingebüßt. Sie gehören jedoch einer weit späteren Zeit, der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an und lassen in ihrer Komposition auf einen durchaus gewandten Künstler schließen. Die vorgeschrittene allgemeine Entwickelung der Malerei zeigt sich bei ihnen in der Ausbildung des Landschaftlichen und des Interieurs.

Wenn ich auf die Malereien in der Deutschordenskirche etwas genauer einging, so geschah dies, weil wir in dieser Kirche die älteste malerische Gesamtausschmückung einer solchen in unsrer Stadt besitzen und weil sie als Anhalt dienen kann für die Ausschmückungsweise, welche in ähnlicher Art auch bei den uns nicht mehr erhaltenen Kirchen zur Anwendung gekommen sein mag. Reste einer solchen sind noch in der Weißfrauenkirche in dem großen jüngsten Gericht hinter der jetzigen Orgel und in einem friesartigen, neuerdings auch restaurierten Gemälde auf der südlichen Längswand erhalten, beides Werke von geringer künstlerischer Bedeutung, welche aber doch das Bedürfnis nach Verwendung der Kunst im Dienste der Kirche bezeugen. Reste eines Gemäldes, „Christus mit den Jüngern" darstellend, auf der Westwand der Kirche, verschwanden bei ihrer Restaurierung 1856—57 wieder unter neuer Tünche. Auch in der St. Leonhardskirche wurden bei deren Restaurierung im Jahre 1885 Wandmalereien unter der Tünche blosgelegt. Bei dem Gemälde, welches über dem Triumphbogen angebracht war, dem jüngsten Gericht, ist es von Interesse, daß es nach einem Holzschnitt von Albrecht Dürer gemalt ist. Auf der nördlichen Langseite des Chors fand sich der Stamm des Christentums mit

Christus in der Krone und den Aposteln in den Zweigen, alle in Halbfiguren dargestellt. Diese beiden Malereien sind restauriert worden (durch Maler Witkopp aus Westphalen) und haben damit auch kein anderes Interesse mehr als das des Gegenständlichen. Auf der Südseite der Langwand des Chores ließ sich eine Kreuzigung Christi erkennen. Im Sommer 1894 wurden auch auf den beiden schrägen Chorwänden Reste von Wandgemälden entdeckt, von welchen das zur Linken des Hochaltars befindliche den englischen Gruß, das zur Rechten, wie es scheint, die Geburt Christi darstellte. Die Feststellung von Malereien auf diesen beiden Wänden ist für die Ausschmückungsweise unsrer mittelalterlichen Kirchen von Bedeutung, da wir sie bereits in der Deutschordenskirche gefunden haben, und da sie in dem Dome wiederkehrt, zu welchem ich nunmehr übergehe.

Auf den beiden erwähnten schrägen Wänden des Chores unter den Fenstern finden wir links die Himmelfahrt Mariä, rechts die Begegnung Christi mit Magdalena im Garten dargestellt. Beide Gemälde sind von dem Scholaster Frank von Ingelheim laut der Inschrift im Jahre 1427 gestiftet worden, ebenso wie die beiden Friese, welche, an den Langseiten des Chores unter den Fenstern hinlaufend, die Geschichte des h. Bartholomäus enthalten. Sie wurden im Jahre 1827[2]) unter der Tünche aufgefunden und 1854—56 restauriert. Dadurch haben sie die ursprüngliche Künstlerhandschrift eingebüßt; doch läßt das Übriggebliebene auf das Unzweifelhafteste noch erkennen, daß sie von einem Künstler der kölnischen Schule, vielleicht einem Schüler des Meisters Stephan, herrühren. Der Ruf dieser Schule mußte in Frankfurt die entsprechende Anerkennung gefunden und die Berufung des Künstlers veranlaßt haben, dessen Namen uns keine Urkunde erhalten hat.

Dagegen besitzen wir aus dem Jahre 1382 eine höchst interessante Urkunde von der Hand des Künstlers selbst, welcher den ältesten Hochaltar im Chore im Auftrage des Bartholomäus-Stiftes mit einem großen Mittelgemälde und zwei Seitenflügeln schmückte. Er nennt sich in jener Urkunde: Meister Johann, Schilder, d. h. Maler, von Babinberg, d. h. Bamberg, Bürger zu

---

[2]) Vgl. Gwinner, Kunst und Künstler, S. 475.

Oppenheim, und quittiert über die erhaltene Bezahlung für seine Arbeit in dem für jene Zeit ganz außergewöhnlich hohen Betrage von 800 fl. und 8 fl. für Kleider. Sein Werk aber ist spurlos verloren gegangen, nachdem 1663 der alte Altar entfernt und ein neuer mit der Himmelfahrt Mariä nach Rubens an seine Stelle gesetzt worden war. Nur in dem Krönungsdiarium des Kaisers Matthias vom Jahre 1612 sind uns noch Abbildungen des alten Altares und seiner Gemälde, wenn auch sehr ungenügende, erhalten. Was das Altarwerk selbst anbetrifft, so läßt uns sein Rundbogenstil voraussetzen, daß es aus der alten, restaurierten Salvatorkirche, welche 1239 dem h. Bartholomäus geweiht worden war, in den gegenwärtig noch bestehenden, 1338 vollendeten Chor versetzt, aber später mit dem neuen Gemälde von Meister Johann versehen worden ist. In dem Mittelbilde ist der auf Wolken thronende Christus zu erkennen, mutmaßlich als Weltenrichter, mit erhobenen Armen. Auf der Basis des Bildes wie auf den Seitenflügeln sind knieende Einzelfiguren dargestellt, zu welchen aus Wolken Strahlen hinabdringen. Landschaftlicher Hintergrund ist nicht angegeben, und es hat sich Meister Johann ohne Zweifel statt dessen des Goldgrundes bedient, wie es zu jener Zeit bei Altargemälden üblich war. In dem Verbrauch eines bedeutenden Quantums von Gold mag sich auch einigermaßen der für jene Zeit ganz außergewöhnlich hohe Preis von 800 fl. erklären, wenn wir ihn auch zum größeren Teil der hohen Schätzung zuschreiben müssen, in welcher die Werke des Meisters Johann zu jener Zeit standen.

In Franken, der Heimat Meister Johanns, stand zu jener Zeit die Kunst der Tafelmalerei noch in den ersten vorbereitenden Anfängen zu ihrer späteren Glanzperiode, welche in Albrecht Dürer gipfelte; von Bamberg kann also Meister Johann seine Kunst nicht nach Oppenheim gebracht haben. Aber in Köln, dem Sitze einer alten, höheren Kultur, war die Tafelmalerei in jener Zeit durch die Meister Wilhelm und Stephan schon zu einer hohen Blüte gelangt, und so liegt die Annahme nahe, daß er sich dorten zum Künstler ausgebildet habe. Wir haben gesehen, daß auch für die Wandmalereien im Chor ein kölnischer Künstler berufen worden war: diese Beziehungen Frankfurts zu Köln und der rheinischen

Kunst lassen sich noch durch ein anderes uns erhaltenes Werk bis in das 15. Jahrhundert verfolgen; ich meine damit das bedeutende Flügelgemälde, welches sich ehedem in der Peterskirche befand und nun eine Zierde unsres städtischen Museums bildet.

Die Peterskirche wurde erst 1417 aus einer kleinen Kapelle in ihre gegenwärtige Gestalt umgebaut[3]) und zwar durch den frommen Sinn zweier Frankfurter Bürger, des Johann von Ockstädt und des Jakob von Humbracht. Der erstere stiftete sodann noch mit Johann von Glauburg und Johann von Reiffenberg in dieser Kirche einen Altar, welchen mutmaßlich das erwähnte Bild schmückte; seinem Stile und den auf ihm vorkommenden Trachten nach muß es jedoch wohl als eine damals schon vorhandene, dem Beginn des 15. Jahrhunderts angehörige Arbeit betrachtet werden. Die Mitteltafel enthält in sehr figurenreicher Anordnung die Kreuzigung Christi auf Goldgrund; die in je vier Tafeln eingeteilten Seitenflügel, von welchen leider zwei zu dem linken Flügel gehörige verloren gegangen sind, zeigen Darstellungen aus dem Leben Christi, gleichfalls auf Goldgrund. Ein helles, sanftes Kolorit des Fleisches, anmutig geformte Frauenköpfe von rheinischem Typus, charaktervolle Männerköpfe voll wahren Ausdrucks, reicher Faltenwurf und eine geschickte Anordnung der Gruppen macht diese Gemälde trotz mancher Mängel in der Behandlung des Nackten und der Hände und trotz dem gänzlichen Mangel von Luftperspektive zu einer sehr bemerkenswerten Arbeit der Kölner Schule und zu einem kunsthistorisch besonders wertvollen Besitz unsres Museums.

Auf eine wahre Perle seiner Gemäldesammlung komme ich jetzt zu sprechen, ein Gemälde, welches, aus der ehemaligen Waisenhaus-Kapelle stammend, dem städtischen Museum übergeben worden ist (vgl. die Abbildung). Es stellt den Gekreuzigten mit Maria und Johannes, zu beiden Seiten des Kreuzes schmerzerfüllt stehend, dar; drei Engel umschweben das Kreuz, ein vierter fängt in einem Kelch das den Füßen enttäufelnde Blut auf. Auch dieses Bild ist noch auf Gold-

---

[3]) Vgl. Lersner; 1452 zur Pfarrkirche erhoben, Johannes Lupi ihr erster Pfarrer.



Lichtdruck: Kühl & Co., Frankfurt a. M.

Christus am Kreuz.

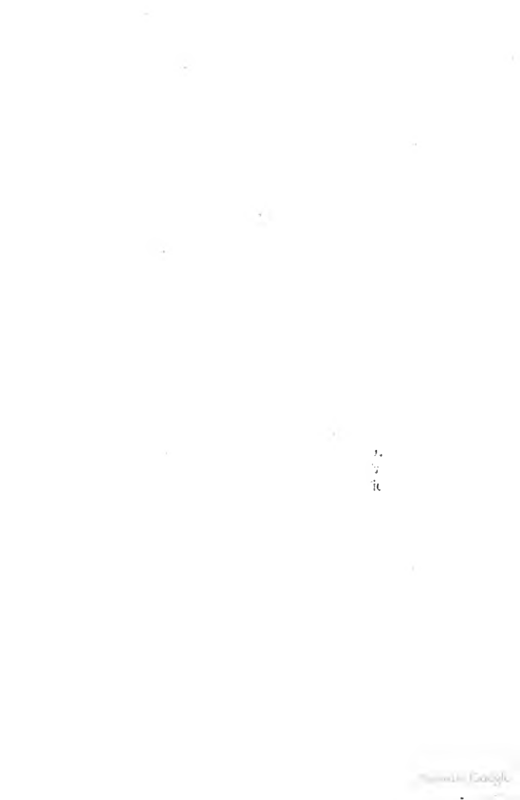
Ölgemälde im Historischen Museum zu Frankfurt a. M.



Lichtdruck: Kühl & Co., Frankfurt a. M.

Christus am Kreuz.

Miniatur in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.



grund gemalt, zeigt aber gegen das vorerwähnte Bild der Kölner Schule einen höchst interessanten und gewaltigen Fortschritt in der Vervollkommnung des Studiums nach der Natur und in der Farbenanschauung. Was diese aubetrifft, so ist in diesem Bilde der freilichtartige, helle Ton jenes vorbeschriebenen Temperabildes und so vieler anderer der kölnischen Schule verlassen; statt dessen tritt bei den Gewändern der Wunsch nach stark gesättigten Farben, ungefähr so wie sie sich dem Auge der damals Lebenden durch die Entwickelung der Glasmalerei im 15. Jahrhundert in allen Kirchen aufdrängen mußten, lebhaft hervor. Dieses Bestreben beeinflußte die Tafelmalerei noch fast während des ganzen 15. Jahrhunderts so sehr, daß sie Mühe hatte, sich von ihm später wieder zu befreien und die Wirkungen einfacher Tagesbeleuchtung, sei es in geschlossenem Raume oder im Freien, zu erreichen, ein Ergebnis, welches wir in seiner ganzen Vollkommenheit erst den Venezianern verdanken. Aber merkwürdiger Weise ist es gerade bei dem Gekreuzigten dem Künstler unsres Bildes gelungen, die Karnation in so weicher Behandlung, in so feiner Farbenempfindung darzustellen, daß sie uns wie eine Vorahnung jenes höchsten Zieles berührt und uns zugleich mit Bewunderung über den außerordentlichen Fortschritt und die feine Beobachtung in der Behandlung des Nackten erfüllt. Dabei ist der Kopf der Maria so liebenswürdig in Form und Ausdruck, die Gewandanordnung so geschmackvoll und vorzüglich, die Hände so natürlich gebildet, daß wir den Schöpfer dieses Bildes als einen Künstler ersten Ranges betrachten müssen. Leider fehlt uns über ihn jede Nachricht. Auf fränkische Schule weist das Bild nicht hin, auf kölnische auch nicht, eher auf burgundisch-niederländische Richtung mit van Eykischem Einfluß, worauf die Behandlung des Faltenwurfes und die Verwendung der Ölfarbe hindeutet. Wir hätten demnach das Gemälde in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zu setzen und mit dieser Annahme stimmt in merkwürdiger Weise ein Pergament-Quartblatt des Manuskriptes Nr. 29 in unsrer Stadtbibliothek, (vgl. die Abbildung) welches aus dem Besitz des Bartholomäus-Stiftes stammend, aus jener Zeit herrührt, und gleichfalls auf Goldgrund den Kruzifixus und die Maria fast identisch mit den Figuren des großen Bildes wiedergiebt, so daß

kaum ein Zweifel sein kann, daß diese Pergamentmalerei von demselben Künstler herrührt, der das große Bild gemalt hat. Nur die Figur des Johannes ist anders in Kostüm und Bewegung, aber von dem gleichen innigen Gefühl durchdrungen. Es liegt hiermit alle Wahrscheinlichkeit vor, daß der Künstler eine Zeit lang in unsrer Stadt verweilt hat: diese Annahme erhält noch größere Wahrscheinlichkeit durch eine höchst interessante Urkunde, welche Herr Stadtarchivar Dr. Jung vor kurzem aufgefunden hat und demnächst publizieren wird.

Diese Urkunde enthält einen Vertrag zwischen der St. Niklas-Bruderschaft und „Meister Hans von Metze, dem Maler“ über die Ausschmückung einer Kapelle der Barfüßerkirche mit Wandgemälden und einer Altartafel, welche „ein Cruzifix mit unsres Herrn Verscheidung, Maria und als vil daby gestehen mag“ darstellen soll. Zu dieser Arbeit sollen die Goldfolien von der Bruderschaft geliefert werden: es ist also auch Goldgrund vorgesehen. Alles dies paßt durchaus auf das in Rede stehende Gemälde, und es wäre nicht unmöglich, daß es bei dem Abbruch der Barfüßerkirche in die Kapelle des Waisenhauses übertragen worden sei. Es wird auch in dem Vertrag die Verwendung von Ölfarbe ausdrücklich bedungen, und dieser Umstand ist von Wichtigkeit. Denn in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnt der bewundernswürdige Aufschwung, welchen die Malerei diesseits der Alpen nahm und zwar infolge der von den van Eyks übernommenen, stets allgemeiner angewendeten Ölmalerei, und der durch sie ermöglichten Vervollkommnung malerischer Wirkungen in allen Einzelheiten des Darstellbaren. Aus allen deutschen Gauen, vom Rhein, von Franken und aus Schwaben, wanderten die Künstler in die Niederlande, um die neue Technik an der Quelle zu studieren. Die Zurückkehrenden verbreiteten das Erlernte weiter und damit zugleich auch die um die sorgfältigste Durchbildung aller Einzelheiten an den Figuren und ihrer landschaftlichen Umgebung bemühte Richtung der niederländischen Kunst.



III. Litterarische Mitteilungen.

1.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XII.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Von Kuno Fischers „Goetheschriften", deren glänzende Vorzüge an dieser Stelle schon bei Erwähnung der vorangehenden drei Bändchen wiederholt gerühmt wurden, ist ein viertes Heft erschienen, das eine „zweite Reihe" der Sammlung eröffnet.[1]) Einen Teil der Schrift über „Goethes Sonettenkranz" bildet die Umformung eines älteren Aufsatzes, mit dem Fischer 1870 die Veröffentlichungen F. J. Frommanns über sein väterliches Haus begrüßte. Als zweiter Teil erwächst aus der Untersuchung über Goethes Verhältnis zu Minna Herzlieb, der Pflegetochter des Frommannischen Hauses, eine Besprechung der siebzehn Sonette. Die Verfechtung ihrer Einheit als eines Sonettenkranzes, für Minchen geflochten, ist Fischers Hauptabsicht. Vor einem Jahrzehnt hat Düntzer in seinen „Abhandlungen" die einschlägige Litteratur über „Minna Herzlieb und Goethes Wahlverwandtschaften" besprochen. Nachdem eben Düntzer mit einer weit über das Ziel getriebenen Schroffheit den Zusammenhang zwischen Minna und Ottilie bestritten hatte, baute Gäbertz auf einigen ziemlich gleichgiltigen Briefen Minchens an eine Freundin (vgl. V, 243) sein Luftgebäude von einer erwiderten Leidenschaft Goethes auf. Kuno Fischer, der diese Briefe zur Charakteristik des jungen Mädchens verwertet, unter ausdrücklicher Zurückweisung von Gäbertz gewalt-

---

[1]) Goethes Sonettenkranz. Goethe-Schriften 4. Band. Heidelberg 1896 (Karl Winters Universitätsbuchhandlung).

samer Auslegung, läßt die Thatsachen, soweit sie uns zuverlässig überliefert sind, selbst sprechen. Weder die Neigung Goethes noch die Beziehungen zwischen Minchen und der Ottilie der „Wahlverwandtschaften" und den Sonetten, denen Fischer auch noch Beziehungen zwischen Minchen und „Pandora" beifügt, sind in Zweifel zu ziehen. Aber weder sind für eine Liebesneigung des jungen Mädchens zu dem bejahrten Freunde ihres väterlichen Hauses Zeugnisse vorhanden, noch darf die von der dichterischen Phantasie gesteigerte Neigung des Dichters als eine im Leben fordernde Leidenschaft angesehen werden. Fischer zieht mit Recht die Parallele zwischen den Sonetten und den Suleikaliedern. Die Ansprüche, die Bettina auf jene Sonettenreihe erhob, werden mit feinsinnigem Eingehen auf die Natur von Bettinens wirklich geführtem Briefwechsel und seine gedruckte Form zurückgewiesen. Der Zusammenhang der ganzen Sonettenreihe wird klargelegt, jede einzelne Untergruppe erläutert. Die Sonette sind übrigens außer mit Minna Herzlieb und Bettina auch einmal mit einer andern Schönen in Verbindung gebracht worden. Graf Baudissin schrieb am 19. Dezember 1808 seinem Freunde Hudtwalker: „Goethe ist sehr wohl und hat in Karlsbad eine Menge Sonette gemacht auf ein Schätzchen, das er sich dort zugelegt hat." Das braucht freilich nicht erst eigens widerlegt zu werden. Allein wie manches Selbstverständliche erst erwiesen, wie viel Unglaubliches erst widerlegt werden muß, zeigt ein anderes Bändchen Kuno Fischers, seine „Kritischen Streifzüge wider die Unkritik".[2]) Das im Jahre 1889 erschienene erste Bändchen der „kleinen Schriften" handelt bekanntlich über die Entstehungsart und die Entwickelungsformen des Witzes. Das Schlußbändchen der „ersten Reihe" liefert in Fischers Abwehr der Erläuterungen und Angriffe von Louvier, Düntzer und Kern nicht üble thatsächliche Beiträge zur Geschichte des Witzes. Der methodische Unsinn von Louviers Fausterklärungen (vgl. V, 233 u. IX, 79) ist freilich zu arg, als daß es komisch erscheinen könnte, wenn ein Mann, der Jahrzehnte lang ein höheres Schulamt innegehabt hat, sich von krank-

---

[2]) Kleine Schriften. 4. Band. Heidelberg 1896 (Karl Winters Universitätsbuchhandlung).

haften Ideen erfüllt zeigt. Dagegen wird die Art, in der Kuno Fischer Stellen aus Düntzers Fausterklärung anführt, Düntzers Angriff auf seinen Weimarischen Vortrag über Iphigenie (vgl. V, 511), Düntzers und Kerns Polemik gegen seine Tassoschrift (vgl. V, 572 u. VIII, 254) widerlegt, zu einem wirklich ergötzlichen Satyrspiele, das wohl bei jedem Leser außer den beiden Hauptbeteiligten unauslöschliches Gelächter wecken muß. Doch nicht nur die Lacher weiß Kuno Fischer auf seine Seite zu bringen: er führt Düntzer und Kern gegenüber seinen Beweis mit solch zwingender Sachlichkeit, daß der kritische Streifzug zu einem gründlichen Verheerungszuge der feindlichen Verschanzungen auswächst. Ein ganz anderes Gebiet als das der Goetheauslegung, auf dem Kuno Fischers Streifzüge sich bewegen, hat der Dorpater Professor A. Rauber in seinen „Fragen der Liebe“ [3]) zu erleuchten gesucht. Wir müssen ihm aber doch besonderen Dank dafür abstatten, daß er bei Besprechung der „Wahlverwandtschaften“ sich nicht bei den Irrtümern aufhalten wollte, „welche der Dichtung den Namen gaben; dem jugendlichen Goethe“ — er zählte damals erst 60 Jahre! — „und der damals ebenfalls noch jugendlichen chemischen Wissenschaft kann man derartige Vergleichungen nicht übelnehmen“. Diese Nachsicht ist doch wirklich hübsch und liebenswürdig. Recht gut gemeint aber höchst sonderbar ausgedrückt ist es auch, wenn der neueste Herausgeber von „Eckermanns Gesprächen mit Goethe“ [4]) A. von der Linden diese Gespräche der reiferen Jugend beiderlei Geschlechts als besseren Ersatz für „die überspannten Romane einer Marlitt und Konsorten in die Hand“ geben will. Ich glaube, daß der Lesung der Gespräche, wenn sie nutzbringend sein soll, doch die Lesung von Goethes Werken vorausgehen muß: die reifere Jugend wird mit diesen genug zu thun haben. Niemand kann höheren Wert auf Goethes Gespräche legen und ihre allgemeine Kenntnisnahme mehr wünschen, als ich es thue. Allein zur Jugendlektüre sind sie wohl nicht geeignet. Zwischen ihnen und den Marlittischen Romanen gibt es doch noch manche Zwischenglieder. Übrigens hat der Heraus-

[3]) Eine biologische Studie, der Dichtkunst des scheidenden Jahrhunderts gewidmet. Leipzig 1895 (Verlag von Eduard Besold).

[4]) Drei Bände. Leipzig 1895 (Verlag von H. Barsdorf.)

geber die notwendigen Vorbedingungen für eine wirkliche Volksausgabe der Eckermannischen Gespräche im Vorworte wohl erwähnt, aber keineswegs auch nur annäherungsweise zu erfüllen versucht. Das Dutzend ganz willkürlich ausgewählter Anmerkungen kann nicht einmal als Probe von Erläuterungen gelten, und selbst das Register ist lückenhaft und unzuverlässig. Moldenhauers Ausgabe bei Reclam verdient noch immer den Vorzug vor diesem neuen Abdruck.

Nichts Erfreuliches läßt sich leider auch einem Buche nachsagen, das zwar nicht der Goethelitteratur im engeren Sinne angehört, aber seinem Hauptinhalte nach doch von Goethes Einfluß handelt oder handeln sollte, Wilhelm Streulis Arbeit über „Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Litteratur und deutschen Geistes“ [5]). Wie schon in den beiden ersten Berichten über die Leistungen der englischen Goethegesellschaften (V, 248 u. VIII, 261), so ward erst neuerdings (XI, 260) auch bei dem Hinweise auf Bernays' gehaltvolle Untersuchungen über Walter Scotts Verhältnis zu Goethe warm Thomas Carlyle gerühmt als der einzige Engländer, der noch bei Goethes Lebzeiten nicht nur selber volles Verständnis für deutsches Geistesleben besessen, sondern auch unerschrocken Zeugnis dafür abgelegt hat. Gerade den letzten häßlichen Ausbrüchen englischen Deutschenhasses und englischer Selbstüberhebung gegenüber werden wir uns dankbar erinnern, daß Carlyle 1870 der Franzosenfreundlichkeit seiner Landsleute scharf entgegengetreten ist. v. Treitschke hat ihn als den einzigen Engländer gerühmt, der deutsches Wesen wirklich verstanden habe. Für Carlyle war aber Goethe die Verkörperung deutscher Bildung. Wieviel auch gerade in den letzten Jahren über Carlyle geschrieben worden war, eine selbständige Behandlung des von Streuli gewählten Themas blieb noch immer wünschenswert. Aber die Untersuchung durfte sich dann nicht auf ein Aneinanderreihen von Zitaten aus Goethes und Carlyles Schriften und Briefwechsel beschränken. Streuli scheint das Verständnis für Carlyles Persönlichkeit und Bildungsgang durchaus zu fehlen. Er klammert sich an widersprechende Einzelheiten, staunt und tadelt, daß der feurige Bewunderer Goethes

[5]) Zürich 1895 (Druck und Verlag von Fr. Schultheß).

und Schillers gar kein Verhältnis zur Kunst gehabt hätte. Allein dies ist gerade einer der wichtigsten Züge in Carlyles Verhältnis zu den beiden deutschen Heroen, daß er, der sinnenfremde schottische Puritaner, dem es überall auf das Ethische ankam, Goethe und Schiller als die großen ethischen Führer anerkannte. Daraus könnten auch die Deutschen noch heutzutage manches lernen. Es kann kein schwererwiegendes Zeugnis für den sittlichen Bildungswert des Goethischen „Wilhelm Meister" geben, als daß Carlyle, dem das rein Ästhetische stets ziemlich gleichgiltig blieb, den Kunstroman übersetzen mochte. Die noch immer fehlende Untersuchung über die Eigenart von Carlyles Übersetzung hat Streuli trotz einzelner Bemerkungen über Carlyles Stil nicht geliefert. Seine Behauptung (S. 96), daß Carlyle und Scott „beide sich ernstlich mit deutscher Litteratur beschäftigten", bedarf nach Bernays' sachkundiger Auseinandersetzung nicht mehr eigener Widerlegung. Auf Streulis Klage (S. 33), daß Carlyles frühester Faustaufsatz von 1822 nie wieder gedruckt wurde, ist mit dem Hinweise auf seinen 1888 erfolgten Neudruck im vierten Bande der Schriften der Goethe-Society zu antworten. Sonderbarer Weise weiß Streuli nicht einmal von der Existenz des ersten Bandes der Transactions, den Max Müllers Monographie „Goethe and Carlyle" bildet. Streulis einleitendes Kapitel „Beziehungen Englands zur deutschen Litteratur vor dem Auftreten Carlyles" verrät keine Kenntnis der neueren, gerade für Schiller und Goethe wichtigen Arbeiten von Alford, Bernays, Boyesen, Brandl, Singer, Süpfle. Von den genannten sind Boyesen und Süpfle im vorigen Herbste noch in voller Arbeitskraft geschieden. Boyesens reichhaltige Essays sind erst IX, 194 besprochen worden. Die großen Verdienste, die Theodor Süpfle sich um Klarstellung der Geschichte von Goethes Werken in Frankreich und England erworben hat, sowohl in seinem gediegenen großen Werke über die „Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich" wie in Einzeluntersuchungen im Goethejahrbuch und in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, möchte ich bei seinem zu frühen Tode doch eigens noch einmal rühmend hervorheben.

Goethes Stellung innerhalb der neueren internationalen Entwickelung des Romans hat Hans Gerschmann kurz festzustellen

gesucht[6]). Er betont vor allem das weite Kunstgebiet, das Goethe auch hier beherrsche, vom allegorischen Märchen bis zur realistischen Skizze. Der Behauptung, „Wilhelm Meister“ sei unter den Goethischen Romanen bereits am stärksten nachgedunkelt, „die Wahlverwandtschaften“ seien das modernste der drei großen Werke kann man unbedingt zustimmen. Gerschmann nennt die Wahlverwandtschaften „geradezu eine Antizipation des neuesten realistischen Romans“, abgesehen von veralteten stilistischen Formen. Die Mystik des Schlusses, an der nach Gerschmanns Ansicht Neuere Anstoß nehmen müßten, wäre doch mit einem Werke wie Zolas „Rêve“ recht gut vereinbar. Dem Symbolismus der allerneuesten Schule müßte er völlig entsprechen. Ob, wie Heinemann meint, der Tod Ottiliens und Eduards wirklich der Ausgangspunkt für den Dichter war, ist mir aus Goethes Worten, „die Darstellung einer sich ereigneten unerhörten Begebenheit“ noch nicht zweifellos.

Dem ersten Bande von Karl Heinemanns „Goethe“,[7]) dem ich in meiner letzten Übersicht rückhaltlose Anerkennung aussprechen durfte, ist nicht nur rasch der abschließende zweite Band gefolgt, sondern mit dem ersten Bande von Albert Bielschowskys „Goethe“[8]) auch ein würdiger Rivale zur Seite getreten. Es wäre kleinlich, im einzelnen den Vorzug der einen oder der andern Arbeit nun gegen einander abzuwägen, da wirklich beide hervorragend tüchtige und gelungene Leistungen sind. Nur in der Einleitung hat Bielschowsky einen gesuchten und überladenen Stil (z. B. S. 75) eingeführt, der auf mich wenigstens unerfreulich wirkt. Im weiteren Verlaufe seines Werkes kann man dem Inhalte wie der Darstellung nur Anerkennung zollen, wenn auch ihm wie Heinemann gegenüber manche Einwände nicht verschwiegen werden sollen. Bielschowsky und Heinemann haben eine wirkliche Goethe-

[6]) Studien über den modernen Roman, Königsberg 1894 (Beilage zum Jahresbericht des städtischen Realgymnasiums).

[7]) Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Zweiter Band. Leipzig 1895 (Verlag von E. A. Seemann).

[8]) Sein Leben und seine Werke. Erster Band mit einer Photogravüre Goethe in Italien von Tischbein. München 1896 (C. H. Beckʼsche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck).

biographie, eine Schilderung von Goethes Leben und Werken geliefert, nicht ein Buch über Goethe, wie Richard M. Mayer es gestaltet hat. Bielschowsky ist dabei aber doch etwas subjektiver als Heinemann verfahren; er urteilt mehr und strebt neue Anschauungen zu vertreten, wo Heinemann, seinem ausgesprochenen Grundsatze getreu, nicht loben oder tadeln, sondern nur „die Entwickelung Goethes darstellen" will. In der Einteilung hat es wohl Bielschowsky glücklicher getroffen, wenn er die Besprechung von Iphigenie und Tasso noch dem ersten Bande einfügt: beide Dramen sind doch von der italienischen Reise nicht zu trennen; in der Charakteristik beider Dramen selbst möchte ich dagegen Heinemann den Vorzug geben. Bielschowsky, der auch sonst, (z. B. S. 61, 85, 128, 151, 161) gerne zu längeren Zitaten neigt, giebt die Inhaltsangaben ausführlicher als es bei so bekannten Werken nötig wäre. Aber damit gerate ich doch in eine Gegenüberstellung des einzelnen in beiden Werken, die nur zu einer Splitterrichterei führen müßte.

Heinemann hat seinen zweiten Band in sieben Kapitel gegliedert. Die Besprechung der Göschenschen Ausgabe von 1787/90 giebt die Entstehungsgeschichte und charakterisierende Analyse der einzelnen Dramen, die wie schon bemerkt ganz ausgezeichnet gelungen ist. So wird vor allem an Egmont Goethes Auffassung des Dämonischen der Persönlichkeit sehr gut entwickelt, dagegen kann ich Heinemanns Behauptung nicht beistimmen, es sei für die Tragik gleichgiltig, ob der Held, wie Antigone und Schillers Jungfrau, sich absichtlich für eine große Sache opfere, oder wie Egmont ihr nur sehr unfreiwillig sein Leben hingebe. Wenn Ampère den Egmont als „die wahrhaft neuere Tragödie" bezeichnet (S. 29), so hat der geschichtliche Verlauf dies Urteil bis jetzt nicht bestätigt. Alle Konstruktionen sind leicht irreführend. So hat auch Heinemann in dem berechtigten Bestreben, das Moderne und das Antike in der Iphigeniendichtung durch Gegenüberstellung zu beleuchten, Orests und Iphigeniens Wahrheitsliebe als „ganz unantik und ungriechisch" bezeichnet. Allein wenn man auch darüber zweifelhaft bleiben mag, ob Goethe gerade dieses Motiv nicht aus dem „Philoktet" herübergenommen habe, so ist es doch jedenfalls in Sophokles Drama scharf ausgeprägt vorhanden. Heinemanns Vermutung, daß die erotischen

unter den venetianischen Epigrammen ursprünglich einen Teil der römischen Elegien bildeten (S. 58), halte ich für zutreffend, nur glaube ich durchaus nicht, daß gerade diese erotischen Distichen den Grundstock der unter bestimmten venetianischen Eindrücken entstandenen Epigramme bildeten. Bei Besprechung der römischen Elegien ist übrigens Bielschowsky (S. 409 und 514) dafür eingetreten, sie seien wenigstens teilweise nicht an Christiane, sondern an eine wirklich römische Geliebte gerichtet. Das soll auch bis zuletzt die Ansicht Goedekes geblieben sein, und ich denke, sie entspricht der Wahrheit wohl mehr als die allgemein geltende. Die venetianische und die schlesische Reise wie das sehr würdig besprochene Verhältnis zu Christiane schildert Heinemann im zweiten Abschnitte „Haus und Herd"; der dritte ist dem Freundschaftsbunde mit Schiller gewidmet. Es ist selbstverständlich, daß ein so objektiver Biograph wie Heinemann das Verhältnis in großen reinen Zügen darstellt, wie es im Briefwechsel und den übrigen reichen Quellen vorliegt. Nur zwei kleine Irrtümer sind ihm in bezug auf Schiller mituntergelaufen, wenn er ihm den praktischen Sinn abspricht (schon allein der Briefwechsel mit Cotta beweist das Gegenteil), und Schillers Sympathien für die französische Revolution hervorhebt (S. 70). Es ist im Gegenteile auffallend, daß Schiller bereits beim Bastillensturm die allgemeine Begeisterung nicht teilte. Daß Goethe selber den weimarischen Bürgermeister veranlaßt habe, den Rathaussaal für die von Kotzebue geplante Feier zu verweigern (S. 230), ist doch nicht erwiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich. Und noch weniger zutreffend scheint mir die Annahme, daß Goethe durch „die schiefe Stellung, in der er durch seine Gewissensehe einem großen Teil seiner Nation gegenüber sich befand", veranlaßt wurde, gerade das Thema von der Ehe in einem Romane, den „Wahlverwandtschaften" (S. 284), zu behandeln. Als die Wahlverwandtschaften erschienen, war Goethes Gewissensehe bereits bürgerlich geregelt. Und ich glaube, es entsprach nicht seiner Art, dem Publikum eine Art Rechtfertigung seiner Privatverhältnisse zu geben, denn er erkannte ihm von vorneherein kein Recht zu, über diese Dinge zu urteilen. „Deutschlands Notjahre", „Neues Leben, neue Dichtung", „der Weise von Weimar", „Sonnenuntergang" hat Heinemann die

vier letzten Kapitel seiner Biographie überschrieben. Für Charakterisierung der naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes schließt sich Heinemann Rudolf Steiner an, dem besten Führer auf diesem Gebiete. In religiösen Fragen läßt er Goethe dem dogmatischen Christentum zu nahe erscheinen. Die Divanverse:

Jesus fühlte rein und dachte
Nur den einen Gott im stillen;
Wer ihn selbst zum Gotte machte,
Kränkte seinen heil'gen Willen

sprechen doch nicht nur den Glauben von Hatem, sondern auch die innerste Überzeugung des nordischen Divansängers aus. In ganz ausgezeichneter Weise hat Heinemann den biographischen Charakter der Beschreibung der italienischen Reise und des Champagne Feldzugs erläutert. Der reiche, gut ausgewählte Bilderschmuck kommt auch dem zweiten, wie dem ersten Bande des Heinemannischen Werkes zu Gute. Nach dem gediegenen Inhalte, wie nach der prächtigen Ausstattung eignet sich Heinemanns Goethebiographie zu einem Familienbuche, eine Empfehlung, die indessen keineswegs den wissenschaftlichen Wert der gründlichen und im Urteil selbständigen Arbeit verkleinern soll.

Der Wert von Goethebiographien, die wie Heinemanns und Bielschowskys Bände für weiteste Leserkreise berechnet sind, liegt vor allem in der Darstellungskunst, mit welcher sie in gründlicher Beherrschung der unermeßlichen Detailforschung diese zu einem klaren und treffenden Gesamtbilde zu verwerten wissen. Die Größe der Auffassung, das Verständnis für die kulturgeschichtliche, die dichterische und die menschliche Bedeutung ihres Helden muß sich auf der selbständigen Kritik der mühsam gewonnenen und zusammengetragenen Einzeluntersuchungen aufbauen. Die Kritik wird an Heinemanns wie Bielschowskys Buch die Erfüllung dieser großen Aufgabe rühmend hervorheben, dann muß sie aber selbst sich doch immer wieder diesen Einzelheiten zuwenden, die einzelnen Steinchen im Baue kleinlich prüfen. Nicht um an der großen gelungenen Arbeit zu mäkeln, sondern um ihr Interesse an dem Geleisteten zu zeigen, wird sie Bedenken gegen Einzelheiten auch da vorbringen, wo sie dem Ganzen nur freudige Anerkennung zollt.

Als frühreif tritt uns Goethe nicht nur in der Selbstschilderung von „Dichtung und Wahrheit", in der Bielschowsky (S. 501) die künstlerische Komposition nicht so stark, wie neuerdings üblich geworden ist, auf Kosten der Wirklichkeit betont wissen will, entgegen, sondern auch in den gleichzeitigen Zeugnissen. Trotzdem glaube ich, daß Bielschowsky diese Frühreife überschätzt, wenn er schon den Knaben die Gebrechen der Frankfurter Verfassung ausreichend erkennen läßt (S. 41). Man könnte im Gegenteil behaupten, nicht einmal der gereifte Verfasser von „Dichtung und Wahrheit" scheint diese Gebrechen in ihrem vollen Umfange zugestehen zu wollen. Und ebenso brauchen wir gar nicht anzunehmen, daß der Leipziger Student Goethe das Lückenhafte in Lessings Schönheitsbegriff sofort bemerkt habe (S. 76). Seine Briefe nach der Rückkehr in die Vaterstadt zeigen, daß ihm nicht einmal die Bedeutung und der Fortschritt in Herders kritischen Wäldchen gegenüber dem Laokoon klar geworden war. Und wie läßt sich behaupten, daß 1770 „Klopstocks Ära für Goethe schon vorüber war" (S. 79)? Der „Werther" und die freien Rhythmen, das begeisterte Urteil über Klopstocks Gelehrtenrepublik widerlegen diesen Satz. Und auch der andere, daß „Wilhelm Meister" und die römischen Elegien auf dem Grunde der schönen Eigentümlichkeiten Wielandischer Kunst („Musarion") erwachsen seien, dürfte unhaltbar sein. Bielschowsky findet es überraschend, daß Goethe sein Schäferspiel und „die Mitschuldigen" noch in Alexandrinern schrieb, nachdem er sich schon im Belsazar für den Blankvers entschieden hatte (S. 88). Aber im Lustspiele hat sich der Alexandriner eben viel länger erhalten als in der Tragödie; Theodor Körner und noch Immermann haben nach dem Rate von Christian Gottfried Körner (ges. Schriften S. 125) für den lächerlichen Stoff Alexandriner angewendet. Die Beziehung des Märchens von der neuen Melusine auf Goethes Verhältnis zu Friederike bringt Gesichtspunkte, die mit der Wirklichkeit nichts gemein haben, in jene Jugendzeit hinein. Bielschowsky schreibt, „Goethe hatte ein Ideal von sich selbst, das ihm durch eine Verbindung mit Friederike zerstört zu werden schien". Der Weihrauch moderner Goetheanbetung umnebelt da den klaren Blick. Der Straßburger Student hat sich noch nicht selbst historisch betrachtet, wie der Ver-

fasser von „Dichtung und Wahrheit“, und wir sollen auch nicht in solcher Weise den alten und jungen Goethe mit einander verwechseln. Die Abschnitte über den Götz und Werther sind gut gelungen, der Deutung des Satyros auf Herder stimmt Bielschowsky zu (S. 254), während er Scherers Hypothese, in Jacobis Liebesleben die Grundlage der Stella zu sehen, ablehnt. Erstaunt bin ich, daß Bielschowsky das Weislingendrama als den bewegenden Kern der Handlung im Götz bezeichnet und meint, das Stück würde treffender Adalbert von Weislingen zu nennen sein (S. 174). Nach seiner eigenen vorangehenden Darlegung sollte man ein so gründliches Verkennen, denn nicht anders läßt es sich bezeichnen, nicht erwarten. Ich verweise statt einer Polemik auf Weitbrechts begeisterte Charakteristik der Götzdichtung. Dem Egmont, der noch in Frankfurt begonnen, in Rom vollendet wurde, hat Bielschowsky ein Kapitel mitten in der weimarischen Zeit eingeräumt, während er Iphigenie und Tasso, die immerhin noch eher ein Anrecht auf solche Zwischenstellung hätten, erst bei der Göschenschen Ausgabe der „Schriften“ bespricht. Es ist nicht ersichtlich, welche Gründe diese Gruppierung für den Egmont rechtfertigen. In der Auffassung des Tassodramas weicht Bielschowsky von seinen Vorgängern stark ab; ihm erscheint Antonios Charakter vom Anfang bis Ende in den schwärzesten Farben. Ich glaube dagegen, daß Goethe in ihm nicht nur einen kühlen, vornehmen Weltmann schaffen wollte, sondern ihm sogar einen Zug seines eignen Wesens geliehen hat. Goethe selbst ist weder Tasso noch Antonio, aber der in den weimarischen Staatsdienst getretene Dichter hat die Stimmung beider selbst erlebt. Die Gräfin Sanvitale sieht Bielschowsky ebenso in zu günstigem, wie Antonio in zu ungünstigem Lichte. Seine Beweisführung, daß der Ausgang des Tassodramas kein tragischer sei (S. 484), kann mich durchaus nicht überzeugen. Gegen sein Bemühen, Karl Augusts poetisches Urteil zu verteidigen, und noch dazu auf Kosten Schillers, dem Bielschowsky in der „Braut von Messina“ Effekthascherei vorwirft (S. 273), sprechen die Thatsachen doch allzu deutlich. Hoffentlich wird diese Verkennung Schillers im zweiten Bande nicht störend hervortreten. Die Trennung von Lili ist Goethe wohl nicht so leicht geworden, wie man es nach Bielschowskys

Darstellung S. 226 annehmen müßte. S. 212 ist in dem Satze, Heinses „von sinnlicher Glut erfüllter Laidion" natürlich nur durch einen Druckfehler das Wort „Roman" ausgefallen, da Laidion wie Musarion und Glykerion weiblichen Geschlechtes ist. Aber genug von diesen Widersprüchen gegen Einzelheiten, wo das Ganze, auf das es ankommt, so wohl gelungen erscheint.

Den beiden Goethe-Biographien von Heinemann und Bielschowsky steht Karl Weitbrechts Buch über Goethe[9]) gegenüber, in dem wie bei Weißenfels das Biographische als bekannt vorausgesetzt und nur die in den Werken selbst hervortretende Entwickelung des Dichters zum Gegenstande der Untersuchung gemacht wird. Weitbrecht geht dabei jedoch seine eignen Wege. Wie sein schwäbischer Landsmann Braitmaier (vergl. VIII, 476) will auch Weitbrecht von der Goethephilologie nichts wissen. Ich bin nun der letzte, der alle die willkürlichen und pedantischen Einfälle, die Versündigungen an jedem poetischen Empfinden, die uns in den letzten Jahren als Goetheforschung vorgesetzt wurden, verteidigen möchte und habe in diesen Berichten mich oft genug gegen diesen Mißbrauch der Goethephilologie wie gegen einen kritiklosen Kultus, der zwischen Bedeutendem und Kleinigkeiten nicht zu unterscheiden weiß, ausgesprochen. Wenn Weitbrecht aber die Frage aufwirft: „Woher den Maßstab nehmen für eine Kritik Goethes?", so glaube ich, diesen Maßstab nur in der geschichtlichen, nicht wie Weitbrecht will, in der einseitigen ästhetischen Betrachtung zu finden. Man mag einzelne Verirrungen und Geschmacklosigkeiten der historisch-kritischen Forschung noch so scharf verurteilen, so bleibt doch Wilhelm Scherers Mahnung im Rechte: „Zwischen Philologie und Ästhetik ist kein Streit, es sei denn, daß die eine oder die andere oder daß sie beide auf falschen Wegen wandeln." Über Goethes Persönlichkeit, die Einheit von Leben und Schaffen, aus der seine dichterische Vielgestaltigkeit entspringt (S. 5), hat Weitbrecht in den beiden ersten Abschnitten schöne und treffende Worte gesagt; daß er aber das Verständnis der einzelnen Werke durch seine ästhetische

---

[9]) Diesseits von Weimar. Auch ein Buch über Goethe. Stuttgart 1895 (Fr. Frommans Verlag, E. Hauff).

Betrachtung irgendwie gefördert hätte, läßt sich schwerlich behaupten. Die im Kleinen arbeitende philologische Auslegungskunst ist z. B. „Erwin und Elmire“ viel gerechter geworden, hat uns das poetische Verständnis des an Selbstbekenntnissen reichen Lustspiels besser erschlossen als Weitbrechts ästhetisch tadelnde Kritik. Weitbrecht hat eine ganz prächtige Charakteristik des „Götz von Berlichingen“ geliefert; aber dessen Verhältnis zu den Forderungen der Bühne ist gar nicht zur Sprache gekommen. Weitbrechts drei Kapitel über den Faust sind nicht viel mehr als eine bewundernde Inhaltsangabe, und dabei kann er es doch nicht vermeiden, auf die verschiedenen Phasen der Dichtung einzugehen. Er hält Mephisto für einen Diener des Erdgeistes, der sich erst später in einen Teufel verwandelt habe, und sucht auffallender Weise Spuren von Gemüt (S. 279 und 286) bei diesem Diener des Erdgeistes zu entdecken; das wäre gerade bei einem Elementargeist wenig passend, denn „unfühlend ist die Natur“. Weitbrecht wird gegen seinen Willen doch in die Pfade der Kritik und Philologie hineingetrieben. Wir müssen, um Goethes Dichtung voll zu verstehen, die Entstehungsgeschichte von Faust und Egmont bei Betrachtung der fertigen Dichtung im Gedächtnis behalten. Nach Weitbrecht (S. 194) wäre die mühsame Umarbeit des „Egmont“ erst „in den Jahren nach der Rückkehr von Italien erfolgt“. Er ist aber in Rom vollendet und schon 1788 gedruckt worden. Weitbrecht meint, Goethe habe sich nie von dem eitlen Geplauder Wielands imponieren lassen (S. 110): die Briefe an Öser und Friederike Öser beweisen das Gegenteil. Erst durch Herders Einwirkung wurde Goethe gegen das Pseudogriechentum des Grazienbdichters umgestimmt. Weitbrecht scheint aber grundsätzlich die Briefe möglichst beiseite zu lassen, um der Goethephilologie zu beweisen, daß man auch ohne dieses Hilfsmittel auskommen kann. Soweit in diesem Verfahren die Mahnung liegt, die Werke selbst rein und unmittelbar auf sich wirken zu lassen, ist es ja wohl berechtigt. Und Weitbrechts Buch enthält eine Fülle frischer und gesunder Urteile, so wenn er (S. 39) gegen das „flache Gerede von internationaler Kunst und Menschheitspoesie“ losziehend erklärt, der junge Goethe sei deutsch, „weil in Götz und Werther das unmittelbar gegenwärtige Leben, Ringen, Leiden, Hoffen und Ver-

zweifeln der deutschen Nation jener Zeit persönliches Leben des Dichters geworden ist und so poetische Gestalt gewonnen hat; er ist deutsch, weil er das tiefste Streben des deutschen Geistes, das in der Faustsage des 16. Jahrhunderts dunkel und verworren nach Ausdruck gesucht hat [?], mit hellem Geistblick ins Klare zu schauen, aus persönlichem Erleben heraus höher zu heben und traumhaft, geisterhaft in dichterisches Gebilde zu wandeln vermochte; er ist deutsch, weil in all seinem Dichten, das wirklich aus seiner Seele kam, deutsches Gemüt, deutsche Denkart, deutsche Liebe, deutscher Haß, deutsche Dumpfheit, deutsche Klarheit, deutsche Freiheitslust, deutsche Selbstzucht und nicht minder deutsches Sprach- und Formgefühl, deutscher Rhythmus spricht. Er ist deutsch, weil auch seine Fehler und Schwächen, seine Thorheit und Wildheit, seine Derbheit, Gröbe und Absurdidät deutsch sind." Gerne stimmen wir den prächtigen Worten zu, nur schade, daß sie zugleich eine Polemik enthalten, die weit über das Ziel hinausschießt. Weitbrecht teilt nicht nur völlig Vischers Abneigung gegen den zweiten Teil des Faust, er beklagt die in Italien sich vollziehende Umwandlung der Goethischen Kunst als einen Abfall von einer gesunden und naturwahren, auf nationaler Grundlage ruhenden Poesie. Ich habe schon im vorangehenden Bande (XI, 234) auf die Zunahme der Strömung hingewiesen, die gegen die antikisierenden Elemente in der neueren deutschen Poesie gerichtet ist. Und thöricht wäre es im Hinblick auf die Achilleis, Pandora und Braut von Messina, in Erinnerung an manche Urteile der Weimaraner über Gotik und moderne Kunst diesen Anklagen jede Berechtigung zu bestreiten. Ob Weitbrecht aber berechtigt ist, gerade der „heute üblichen Art der Goetheverehrung" den Vorwurf zu machen, daß sie den jungen über den alten Goethe vernachlässige, erscheint mir doch sehr zweifelhaft. Thatsächlich ist doch erst durch die Sammlung von Michael Bernays und Salomon Hirzel (1875) das Bild des „jungen Goethe" zuerst in voller Klarheit und Größe wieder anschaulich geworden. Ihre Sammlung ist die Voraussetzung, daß Weitbrecht ein Buch „diesseits von Weimar" schreiben konnte. Schon eine bloße Durchsicht der Anmerkungen des ersten Bandes von Weißenfels „Goethe im Sturm und Drang" zeigt, mit welcher Vorliebe

auch die moderne Goethephilologie sich der Leipzig-Straßburg-Frankfurter Zeit zugewendet hat. Aber eben Weißenfels führt den auch Vollbehr gegenüber wichtigen Nachweis (vgl. XI, 287), daß Goethe schon diesseits von Weimar den Grund für sein späteres Verhältnis zur Antike gelegt habe. Weitbrechts Art, die den alten und den jungen Goethe mit ausgesprochener Abneigung gegen seine spätere Richtung einander gegenüberstellt, muß ich unhistorisch schelten: ihr mangelt das Erkennen der Naturnotwendigkeit (ἀνάγκη), mit der sich Goethes Entwickelung vollzieht. Weitbrecht selbst bezeugt die merkwürdige Sicherheit von Goethes angeborener Natur, seine großartige Unbefangenheit, mit der er „sich von der Jugend bis ins höchste Alter an das Leben hingeben kann, ohne sich selbst dabei auf die Dauer zu verlieren". Diese Einheit von Leben und Schaffen ermöglichte ihm, die Mannigfaltigkeit des Erlebten auch in jedem Kunstwerke wieder als etwas Neues zu gestalten. Allein Weitbrecht zieht aus diesen prächtigen Sätzen nicht die notwendigen Folgerungen, wenn er die Hinwendung zur Antike nun als eine willkürliche Verirrung beklagt. Sie ist nicht Willkür, sondern in unserm ganzen Entwicklungsgange seit dem 16. Jahrhundert begründet. Das Seiende ist nicht immer das Vernünftige, aber als das geschichtlich Notwendige dürfen und müssen wir es immer zu verstehen suchen. Die Divansgedichte und die klare Übersicht der Weltlitteratur in „Kunst und Altertum" entsprechen ebenso wie die Hymnen, die Lililieder und die stürmischen Rezensionen in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", der tiefsten Eigenart von Goethes Persönlichkeit. Den einen Teil seines Lebens und Wirkens gegen den andern ausspielen, heißt die Einheit und Eigenart seiner Persönlichkeit verkennen. Nicht vom beschränkten Standpunkte kleinlicher Goethephilologie aus, sondern in dem Wunsche die ganze Größe von Goethes Leben und Entwickelung im Großen zu erfassen, kann ich nur Einzelnem in Weitbrechts Arbeit, nicht seinem Buche als Ganzem zustimmen.

Die kaum lösbare Aufgabe, auf ein paar Seiten eine Skizze von Goethes Leben zu geben, hat S. M. Prem, der in einer hübschen Goethebiographie (vergl. X, 254) bereits sein Wissen und Können bewährt hatte, in einer „biographischen Einleitung" zu

Goethes Werken[10]) unternommen. Wenn diese Ausgabe ebenso wie eine von G. Karpeles besorgte zwölfbändige Schillerausgabe (1895) nur bibliographisch erwähnenswert ist, so verdient dagegen die „kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe" von Schillers Werken in den vornehm ausgestatteten Klassikerausgaben des Bibliographischen Instituts[11]) eingehendere Berücksichtigung. Ludwig Bellermann, dem wir die ausgezeichneten Beiträge zum Verständnis von Schillers Dramen (vergl. VI, 81) verdanken, hat dem ersten Bande eine anspruchslose aber gediegene und sehr geschickt abgefaßte Skizze „Schillers Leben und Werke" (96 Seiten) vorangestellt. Acht Bände sollen die Dichtungen und wichtigsten Prosaschriften, sechs weitere Bände die Übersetzungen und die dem weiteren Leserkreise fremderen Werke bringen. Der erste Band enthält 209 chronologisch geordnete, mit Anmerkungen und einer Auswahl von Lesarten ausgestattete Gedichte. An Stelle der von Körner eingeführten Einteilung in drei Perioden erhalten wir die Gruppierung nach den einzelnen Jahren. Die Erläuterungen hat Bellermann knapp gehalten, aber sehr gut ausgestattet. Bei dem Gedichte „Die Kindesmörderin" verweist er auf ein Gedicht Stäudlins. Ich möchte meine alte Vermutung wiederholen, daß Schiller unter dem Eindrucke der Rede stand, die Helferich Peter Sturz (Schriften 1779 I, 239: „über Linguets Verteidigung der Todesstrafen") eine junge Kindesmörderin halten läßt. Einige Verse Schillers klingen doch sehr auffallend an ihre Rede an. Ein wie eifriger Leser von Sturz' Schriften Schiller aber war, ist aus der Entstehungsgeschichte seines „Fiesko" bekannt genug. In den Anmerkungen zu den Gedichten würde es sich doch empfehlen, wenigstens die bedeutenderen musikalischen Kompositionen, vor allen die von Schiller befreundeten Tonsetzern wie Zumsteg, Körner, Zelter anzuführen.[12]) Beethovens Benützung des Liedes an die Freude ist doch wichtiger

[10]) Goethes Werke. Auswahl in sechzehn Bänden. Leipzig 1895 (Verlag von Gustav Fock).

[11]) Schillers Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien 1896 (Bibliographisches Institut).

[12]) Vgl. oben S. 19* ff. Max Friedländers Untersuchung über „Schillers Gedichte in der Musik".

als irgend ein möglicher Entlehnungsnachweis. Die neueren Komponisten nach Schubert haben sich nur ausnahmsweise an Schiller versucht. „Schillers Gedichte", urteilte ein Liederdichter wie Robert Franz zu verschiedenen Malen[13]), „sind seine Philosophie in Worten, aber immer mit Pathos, bei jeder Gelegenheit holt er den Himmel und sämtliche Götter herbei; Schiller giebt sein ganzes Gefühl, er läßt der Musik gar nichts zu thun übrig, er ist mehr dramatischer Dichter. Goethe aber und besonders Heine gaben nur Andeutungen, die regen das Gefühl und die Phantasie an, die Musik führt das aus." Doch war gerade Franz auch mit vielen Werken Goethes wenig einverstanden. Goethes italienische Reise z. B. konnte er nicht durchbekommen, da Goethe darin sein liebes Ich überall in den Vordergrund stelle; in „Hermann und Dorothea" beklagte er den Anfang der dann von Platen gesteigerten Unnatur, die deutsche Sprache auf die gewaltsamste Weise in Metra einzuzwängen, für die sie nicht geschaffen sei. Dagegen pries Franz wieder die Natur, Frische, Ursprünglichkeit von Goethes Schweizerreise.

Dem Bande mit den Gedichten hat Bellermann auch bereits einen Band „Philosophische Schriften" und drei Bände Dramen folgen lassen. Die „philosophischen Schriften" (Band 8) hat Paul Kaiser bearbeitet, der die nach 1790 entstandenen elf Abhandlungen (darunter „Anmut und Würde", „Briefe über ästhetische Erziehung", „Über naive und sentimentalische Dichtung") mit einem Aufsatze über „Schillers philosophische Weltanschauung" einleitet. Er will nach den drei Entwickelungsperioden, denen gemäß Körner die Gedichte einteilte, auch für die philosophischen Arbeiten eine ähnliche Einteilung treffen. Wenn man aber die beiden Prüfungsarbeiten und die „philosophischen Briefe" auch zweifellos einer ersten Jugendperiode zurechnen muß, so bleibt es mir doch fraglich, ob zwischen den ästhetischen Briefen und Naiv-sentimentalisch die Scheidegrenze einer zweiten und einer dritten Periode zu ziehen sei. Die philosophische Bedeutung von Schillers Aufsätzen liegt

[13]) Robert Franz. Gespräche aus zehn Jahren. Veröffentlicht von Wilhelm Waldmann. Leipzig 1894 (Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel).

*

doch wohl nicht blos in der Vermittlung Kantischer Lehren; Schiller hat auch ihm eigene philosophisch-ästhetische Ideen darin ausgesprochen und den Vorwurf mangelnder Genauigkeit im Ausdrucke doch höchstens in ein paar ganz vereinzelten Ausnahmefällen verdient. Von den Dramen sind im ersten Bande die drei großen Jugendtragödien in Prosa, im andern Don Karlos und Maria Stuart, im dritten Wallenstein zusammengefaßt. Die Lesarten in den beiden letzten Bänden hat Paul Kerckhoff bearbeitet. Bellermann selbst hat zu jedem Drama eine gut orientierende Einleitung, Anmerkungen zu den einzelnen Akten, in denen besonders die Benützung des biblischen Sprachgebrauches beobachtet wird, und in den Fußnoten die Erklärung einzelner Ausdrücke gegeben. Verwunderlich ist, wie Bellermann die längst widerlegte tendenziöse Erfindung von Tillys Grausamkeit bei der Eroberung Magdeburgs wieder auftischen mag. Der Widerspruch zwischen der Klage über das monatlange Ausbleiben der Löhnung und der vom Wachtmeister gerühmten doppelten Auszahlung erklärt sich doch am einfachsten dahin, daß nur die Terzkaschen, „des Friedländers Regiment", zu besonderem Zwecke so bevorzugt wurden. In den Fußnoten zu „Don Karlos" ist Vers 3178 ein kleiner Irrtum mit untergelaufen. Die „neuen Christen", deren Auswanderung Granada veröden macht, sind nicht die Protestanten, wie Bellermann erklärt, sondern die Moriskos. Gerade in der zuletzt eroberten Provinz mußten die Mauren, die nur gezwungen äußerlich das Christentum angenommen hatten, am zahlreichsten sitzen. Zu den interessantesten Einwirkungen der „Räuber" gehört es, daß sich in Ibsens Erstlingsdrama „Catilina" deutliche Anklänge an Schillers Jugendtragödie finden. [14]) „Schillers dramatischer Nachlaß" [15]) liegt in Gustav Kettners Ausgabe, von deren baldigem Erscheinen ich bereits im letzten Berichte sprach, nun wirklich neu gesichtet und trefflich bearbeitet vor. Der erste Band, der „Schillers Demetrius nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-

[14]) Henrik Ibsens Jugenddramen von Roman Wörner. München 1895 (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung).

[15]) Aus den Handschriften herausgegeben von Gustav Kettner. Weimar 1895 (Hermann Böhlaus Nachfolger).

Archivs“ enthält, ist identisch mit dem neunten Bande der „Schriften der Goethegesellschaft“. Die bereits XI, 223 der Kettnerischen Demetrius-Ausgabe gezollte Anerkennung gebührt uneingeschränkt auch dem zweiten Bande: „Schillers kleinere dramatische Fragmente“. Zu bedauern ist nur, daß der vom Verleger gewährte Raum es Kettner nicht gestattete seine trefflichen Untersuchungen über die Malteser, Warbeck, die Prinzessin von Zelle neu abzudrucken und durch ähnliche Studien zu den übrigen Stücken zu ergänzen: (die Polizei; die Kinder des Hauses; Elfriede; die Gräfin von Flandern; Themistokles; Agrippina; das Schiff; die Flibustiers; das Seestück; die Braut in Trauer; Rosamund; Bürgergeneral). Vielleicht wird es Kettner doch noch möglich, den beiden Bänden einen dritten mit Abhandlungen über die Quellen, die Komposition, den geplanten Inhalt und die von andern versuchte Fortführung der einzelnen Stoffe folgen zu lassen. Die nötigsten Angaben über die Beschaffenheit der Handschriften, die Quellen und bisherigen Untersuchungen hat Kettner in den „Lesarten und Anmerkungen“ zusammengestellt. Was die neue Ausgabe für das Verständnis von Schillers Arbeitsmethode bedeutet, wird einem in jedem einzelnen Falle erst ganz klar, wenn man die Entwürfe und Aufzeichnungen in Goedekes und Kettners Ausgabe unmittelbar gegen einander hält. Was Kettner zum erstenmale aus den Handschriften mitteilt, ist, obwohl sich auch darunter manche „für die Entwickelung des dramatischen Plans besonders wichtige Fragmente“ finden, dem Umfange nach nicht bedeutend. Aber durch die richtigere Gruppierung, welche überall den von Schiller herrührenden, von Goedeke durchbrochenen Zusammenhang wiederhergestellt hat, ist auch das längst Bekannte in neues Licht gerückt. Jetzt erst ist der volle klare Einblick in Schillers Schaffensart gewährt. Der unvergleichliche künstlerische Verstand wie die nie ermüdende, gewissenhafte Arbeitslust, die unerbittliche Selbstkritik und der sichere Griff des geborenen Dramatikers werden jedem, der sich in diese Entwürfe versenkt, anschaulich. Kettner hat sich durch die ebenso mühevolle wie umsichtige Ausgabe dieser Skizzen und Pläne ein außerordentliches Verdienst erworben, für das ihm jeder, der für dramaturgische Fragen Teilnahme hegt, dankbar sein muß.

**

In den dramatischen Aufbau und die Absichten des Dichters führt uns auch in höchst anziehender Weise Veit Valentins Einleitung zu seiner Ausgabe der „Jungfrau von Orleans“ [16]) ein. Valentins Auffassung des künstlerischen Hauptproblems in Schillers romantischer Tragödie ist den Lesern der Hochstiftsberichte durch seinen Vortrag zum Schillertage 1894 (X, 19* f.) bekannt. Die Darlegung des in dem Vortrage ausführlich geschilderten dramatischen Aufbaus des Werkes bildet auch den Hauptinhalt der Einleitung, nur ist hier den Schulzwecken gemäß alles schärfer gegliedert und unter Beigabe der Verszählung auch ein genaues Schema des dramatischen Aufbaues gegeben. Die dichterischen wie die geschichtlichen Voraussetzungen des Werkes, das künstlerische Problem, wie es in der künstlerischen Gestaltung des Grundmotivs und der dramatischen Gestaltung des Stoffes zutage tritt, werden in höchst ansprechender Weise charakterisiert. Eine Einwendung möchte ich nur gegen eine Behauptung Valentins machen. In der doppelten Erzählung ihrer Berufung trägt Johanna die Sache nicht übereinstimmend vor. Valentin glaubt in diesem Widerspruch den „ersten Schritt von der einfach hinnehmenden Demut zur Selbstgefälligkeit und Eitelkeit“ zu gewahren, obwohl er selbst in der späteren Erzählung die ältere und echtere Fassung, also auch demütigere erkennt. Ich glaube hierin liegt doch ein schwer lösbarer Widerspruch zu seiner Auslegung vor. Die doppelte Fassung der Erzählung könnte vom Dichter ja auch nur deshalb gegeben werden, um dem Zuschauer nicht beide Male das Gleiche vortragen zu lassen. Eine solche Abweichung aus künstlerischen Gründen findet sich auch sonst noch öfters. In allem übrigen hat Valentin seine Auffassung trefflich durchgeführt und zu überzeugen verstanden. Es trifft in den Mittelpunkt des Stückes, wenn er sagt: „Eine menschlich warme Teilnahme wird in uns erst möglich, sobald wir in der Trägerin des himmlischen Auftrages ein eigenes Wollen entdecken, das uns begreiflich und vom menschlichen Standpunkt aus auch zum Teil wenigstens berechtigt erscheinen kann.“ Neben der neuen deutschen Schulausgabe der Schillerischen Tragödie möchte ich auch

[16]) Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin. Nr. 12/13. Dresden 1895 (L. Ehlermann).

eine ältere englische Schulausgabe eines Goethischen Dramas rühmend nennen, C. A. Buchheims im vorigen Jahre erschienene vierte Auflage der Iphigenie.[17]) Der Verdienste, die Buchheim und Breul sich durch Einführung deutscher Klassiker in England erworben haben, wurde bereits öfters gedacht. Die Iphigenie (36 Seiten Einleitung, 65 Seiten Anmerkungen) ist mit besonderer Liebe und Sorgfalt bearbeitet worden; in den Anmerkungen ist auch manche für die deutschen Erklärer beachtenswerte Notiz enthalten. Daß bei der Massenhaftigkeit der deutschen Schriften über Goethes Iphigenie für F. Thümens Stralsunder Programm von 1881 „die Iphigeniensage in antikem und modernem Gewande"[18]) ein Neudruck notwendig werden konnte, ist immerhin besonders zu erwähnen. Thümen beherrscht indessen das einschlägige Material nicht so vollständig wie Richard Förster in seinem Vortrage über Iphigenien-Dichtungen (vergl. XI, 192). Glucks Iphigenie in Aulis, die Iphigenien-Dramen von Lagrange, Joh. Elias Schlegel, Halm bleiben unerwähnt. In Goethes Drama erkennt Thümen den Einfluß antiker künstlerischer Auffassung und hellenischen Geistes in der maßvollen Benutzung sittlicher Motive; dagegen verhalte sich die tiefe innerliche Durcharbeitung des Stoffes fast gegensätzlich zu der euripideischen Dialogisierung einer Begebenheit. „Der antike Stoff ist in antik-klassischer Form durchgeführt; die Motive sind der Innigkeit des modernen, des christlichen Lebens entlehnt." Das alles ist schon oftmals und auch besser gesagt worden. Wenn jeder Überblick über die Iphigeniensage und Dichtung Goethes Drama berücksichtigen muß, so ist andrerseits auch das negative Ergebnis erwähnenswert, daß Goethes Märchen von der neuen Melusine den ursprünglichen und echten Motiven der Melusinensage ferne steht. In der ungeheuren Sagenfülle, die Josef Kohler[19]) zusammengestellt und kritisch gesichtet

[17]) Iphigenie auf Tauris, a Drama by Goethe. Forth Edition, revised. Clarendon Press Series. German Classics edited with english notes by C. A. Buchheim. Volume V. Oxford 1895 (At the Clarendon Press).

[18]) Zweite Auflage. Berlin 1895 (Mayer & Müller).

[19]) Der Ursprung der Melusinensage. Eine ethnologische Untersuchung. Leipzig 1895 (Verlag von Eduard Pfeiffer).

hat, findet sich trotz der mannigfaltigsten Variationen nicht eine einzige Sage, die ins Zwergenreich verweist. Das Motiv, daß das geheimnisvolle Mädchen dem Manne „ein Kästchen, das er nicht öffnen darf,“ giebt, findet sich in einer japanischen Sage, die im übrigen jedoch auch nichts mit Goethes Fassung gemein hat. Während Kohler in Wagners Lohengrin eine moderne Verherrlichung des Lohengrin-Mythus bewundert, „die nicht überboten werden kann“, erklärt er, die verwandte Melusinensage habe trotz mehrfacher Versuche noch nicht ihren Meister gefunden.

Es überschreitet vielleicht die Grenzen der eigentlichen Goethe-Schillerlitteratur, wenn ich die Aufmerksamkeit auf einen neuesten Versuch wende, der sich stofflich mit einer Goethischen Dichtung berührt, auf Gerhart Hauptmanns seit langem mit Pauken und Trompeten vorausverkündigten „Florian Geyer“[20]). Der Bauernkrieg, den Goethes Dichtung nur in ein paar gewaltigen Szenen vorführt, haben ja schon manche Dramatiker nach ihm behandelt, und gleichzeitig mit Hauptmanns Dichtung ist ein Trauerspiel von Hermann Vesten[21]) erschienen, in dem Florian Geyer und Götz von Berlichingen als zwei wackere Kampfgenossen die Bauern im Kampfe führen. Dagegen muß es von vornherein auffallen, daß Götz in Hauptmanns Werk die allerkläglichste Rolle spielt, ja die Hauptschuld an der letzten entscheidenden Niederlage trägt. Daß dies mit sehr bestimmter Absicht geschehen ist, wird noch deutlicher durch den Reklameartikel eines Führers der Hauptmanngemeinde, in dem es heißt, Geyers Gestalt erscheine geschichtlich „in einem reinern Lichte als jener Götz von Berlichingen, dessen treuloses, räuberisches Verhalten weder die ahnenstolze Pietät später Enkel, noch die dichterische Verklärung durch Goethe vor dem Richterspruche historischer Forschung retten wird.“ Daß Götz nicht der makellose Biedermann gewesen ist, wie Goethe ihn uns geschildert hat, ist bekannt genug; aber gar so verdammend, wie Schlenther es uns jetzt zu größerer Verherrlichung des Hauptmannischen Helden glauben machen will, hat die Geschichte über den rauflustigen Ge-

[20]) Berlin 1896 (S. Fischer, Verlag).

[21]) Florian Geyer, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Breslau 1896 (Verlag von M. Woywod).

sellen bisher doch nicht geurteilt. Will man auch das günstige Ergebnis, zu dem R. Pallmann vor kurzem (vgl. X. 498) über den historischen Götz gekommen ist, nicht voll gelten lassen, in den schwärzesten Farben braucht man ihn deshalb noch lange nicht zu malen. Zwar wurde von Berlin aus verkündigt, daß keiner der Lebenden die Riesenarbeit von Herrn Hauptmanns historischem Studium nachmachen werde; ein Historiker vom Fach hat dagegen behauptet, der Verfasser des „Florian Geyer" habe sein ganzes geschichtliches Wissen Zimmermanns heute etwas veralteter Geschichte des Bauernkrieges entnommen. Uns kommt es hier nur darauf an, festzunageln, daß eine absichtliche Gegenüberstellung des historischen Dramas der naturalistischen Schule und des Goethischen Götz geplant war, wenn man auch nach dem Mißerfolge auf der Bühne dies nicht mehr Wort haben will. Um so dringender ist nun aber die Vergleichung beider stofflich verwandten Werke zu empfehlen. Weitbrecht bemerkt in seinem Kapitel über den „Götz von Berlichingen", Goethe habe für seine Dichtung wohl einige Studien über das 16. Jahrhundert gemacht, „aber jene Echtheit des Wesentlichen, diesen guthistorischen Stil hat er nicht aus mühseligen Einzelforschungen und einer Masse gelehrter Notizen, sondern aus der Klarheit und Kraft seines poetischen Anschauungsvermögens". Was dagegen aus der „reinen Hingabe an den Stoff", die Hauptmanns Bewunderer ihrem Meister nachrühmen, für das historische Drama für neues Heil erwächst, das predigt „Florian Geyer" allen, die noch einen Rest von poetischem Empfinden vor den Parteidoktrinen gerettet haben, eindrücklich genug. Alles bleibt äußerlich, von einem inneren Erleben wie bei Götz ist keine Rede, das Spiel könnte am Schlusse gerade so gut von vorne wieder angehen, die vier Akte mit Führerberatungen sehen sich unter einander ganz verzweifelt ähnlich, nicht eine einzige Szene, die, wie es gerade beim Bauernkriege notwendig wäre, im Freien spielt und uns die Masse, die das Fundament des Ganzen ist, einmal zeigte, wie Goethe im ersten Entwurf des „Gottfried", wie Schiller es in „Wallensteins Lager" gethan hat. Die kurzen Gespräche der in Jaxthausen Belagerten und Götz' Unterredung mit den Bauern haben mehr politischen Inhalt, als Geyers ganzes Gerede vom er-

wachenden Kaiser und den Raben. Die Frauengestalten des „Götz“ und Hauptmanns Lagerdirne Marei, diese fratzenhafte Parodie von Kleists „Kätchen“, zeigen in ihrem Gegensatze noch deutlicher als die Bauernführer und Ritter die engen Grenzen dieser naturalistischen Kunst. Die Sprache im „Götz“ ist eben auch nicht prüde und entbehrt nicht der historischen Färbung, ohne daß jede dritte Rede mit dem Worte „Kotze“ (kotzen = sich erbrechen; Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I, 1318) anhebt.

Gegen den modernen Naturalismus hat sich heftig Hermann Conrad gewendet in einem Vortrage „Schillers Realismus“ [22]). Ich bin weit davon entfernt einem solchen Angriffe, der wahllos gegen Ibsen wie Halbe, Sudermann wie Hauptmann anrennt, zuzustimmen. Conrad spricht wohl von dem berechtigten Realismus Shakespeares und Schillers, macht aber nicht den entferntesten Versuch über allgemeine Lobsprüche hinauszugehen. Statt dessen kritisiert er Marquis Posa, Max Pikkolomini, Tells großen Monolog und die Chöre der Braut von Messina als Verstöße gegen den berechtigten Realismus. Von den Gründen, die Schiller veranlaßten, Max dem realistischen Wallenstein gegenüberzustellen, scheint der Verfasser nichts zu wissen. Oktavio Pikkolomini wird wiederholt als Schurke bezeichnet; Bellermann hat in seiner neuen Wallensteinausgabe Oktavios Beweggründe mit Recht als durchaus ehrenwerte, seine Mittel als von der Notwendigkeit gebotene bezeichnet. Aber Conrads ganze oberflächliche und unverständige Rederei, die entschieden besser ungedruckt geblieben wäre, bedarf nicht erst einer ernsten Widerlegung. Dagegen begrüßen wir mit Freuden die Schillerstudien, in denen Augusto Foà [23]) einer warmen Begeisterung für den poeta della libertà Ausdruck giebt. Bei dem leider nur schwachen Interesse, das der deutschen Litteratur in Italien entgegengebracht wird, ist Foàs Arbeit besonders erfreulich, und die Kritik darf bei dem Italiener mehr auf den guten Willen als auf die Richtigkeit jeder einzelnen Behauptung sehen. In der umfang-

[22]) Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Heft 233. Hamburg 1895 (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

[23]) Studi di letteratura tedesca. Firenze 1895 (Le Monnier successore).

reichen Abhandlung (133 Seiten) l'Ideale estetico di Federigo Schiller versucht Foà eine Darstellung der Entwickelung Schillers zu geben von der Zeit seines Eintritts in Weimar bis zu seinem Tode, unter besonderer Berücksichtigung der philosophischen Schriften und des Verhältnisses zu Kant. In der kleineren Abhandlung (36 Seiten) "Libertà e Sorte secondo Federigo Schiller" wird der Anteil von Schuld und Schicksal in der Wallensteindichtung untersucht. Selbstverständlich können wir von dem italienischen Gelehrten keine eigene Förderung, sondern nur Kenntnis der deutschen Forschung, die er seinen Landsleuten vermitteln will, fordern. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß er für Leser schreibt, denen die uns vertrauten Dinge völlig fremd sind. Bedauerlich ist aber, daß Foà statt der neueren Schillerbiographien die stark veraltete von Gustav Schwab (1840) zu Grunde gelegt hat. So kommt es, daß er noch gläubig die längst als Fälschung beseitigten Briefe an Moser anführt und erzählt, die deutsche Kritik halte Goethe für den Verfasser der Kapuzinerpredigt. Von Kant spricht er viel. Wenn er aber schreibt, der Gegensatz zwischen der antiken und der modernen Welt habe sich Schiller zuerst durch Homer und den kategorischen Imperativ Kants lebhaft eingeprägt (S. 234), so weckt diese Zusammenstellung doch Zweifel über Foàs Kenntnis des Königsberger Philosophen. Aber statt der Hervorhebung einzelner Irrtümer, wie der Annahme, Schiller habe die blos geplante Schutzschrift für Ludwig XVI. wirklich ausgeführt (S. 277), Hubert für Huber (S. 230), der Übersetzung „Abfall der Niederlande" durch caduta (Fall, S. 231), ist es geziemender und erfreulicher auf die vielen treffenden Bemerkungen Foàs hinzuweisen, die von eingehendem Studium der Schillerischen Werke Zeugnis ablegen. Vor allem sind die Prosaübersetzungen von „Ideal und Leben" und „Der Tanz" zu rühmen. Die Mahnung, Schillers ästhetische Abhandlungen in erster Linie als Bekenntnisse des Dichters zu betrachten, dürfen auch deutsche Lehrer beherzigen. Schreibt doch Schiller selbst einmal an Körner, die Richtung seines persönlichen Talentes wirke bewußt und unbewußt mit bei Aufstellung seiner Theorien. Die Bezeichnung Tells als einer durchaus naiven Natur, die in sich die ungebrochene Einheit zeige, wie sie der

moderne Mensch erst wieder durch die ästhetische Erziehung gewinnen könne (S. 348), entspricht durchaus Schillerischen Ideen. Der Vergleich zwischen dem misticismo estetico, aus dem die Weimarischen Dichter hervorgingen, und dem misticismo religioso, der die mittelalterliche Poesie beseelte (S. 319), ist jedenfalls anregend, und den an anderer Stelle (S. 236) ausgesprochenen Irrtum, Schillers Ideal als das christliche zu bezeichnen, teilt Foà mit deutschen Verfassern (vgl. XI, 419).

Goethes Verhältnis zum Christentum (vgl. X., 422 f., XI., 287) wird wenigstens gestreift in Hermann Dechents Monographie über Goethes fromme Jugendfreundin, deren Andenken das sechste Buch des „Wilhelm Meister" gewidmet ist, das Fräulein von Klettenberg[24]). Der Verfasser hat bereits im Jahrbuch einige Beiträge zu Goethes Jugendgeschichte geliefert; die guten Kenntnisse und die unparteiische Sachlichkeit, die er dabei zeigte, zeichnen auch seine neueste umfangreichere Arbeit aus. Die älteren grundlegenden Arbeiten über Fräulein von Klettenberg von Lappenberg und Delitzsch mit dem neuerschlossenen Material zu einem abgerundeten Lebensbilde der schönen Seele zu vereinigen, erschien in der That wünschenswert. Indem Dechent der Biographie den Abdruck der „Bekenntnisse" vorangehen ließ, hat er einerseits seine Arbeit als einen Kommentar zu dem sechsten Buche der „Lehrjahre" gegeben, andrerseits sich überall auf die Autobiographie stützen können. Als solche betrachtet er die „Bekenntnisse einer schönen Seele" in allem Wesentlichen: Goethe habe nur einzelne Sätze eingeschoben und die Beziehungen auf noch Lebende absichtlich verschleiert. Die schöne Seele erscheint „nicht als eine bloße Figur, deren der Dichter sich bedient, um gewisse Wahrheiten vorzutragen, sondern im Gegensatz zu manchen anderen Frauengestalten in Goethes Werken als eine historische Persönlichkeit, die ihre eigenen Anschauungen darbietet." Gegenüber den bisherigen Darstellungen betont nun Dechent die Wandlungen, welche die schöne Seele in

---

[24]) Goethes Schöne Seele Susanna Katharina von Klettenberg. Ein Lebensbild im Anschlusse an eine Sonderausgabe der Bekenntnisse einer schönen Seele entworfen. Gotha 1896 (Friedrich Andreas Perthes); vgl. deutsches Wochenblatt Nr. 7.

ihrem inneren Leben durchgemacht habe. Erst 1773 habe sie die Bekenntnisse niedergeschrieben, als sie das wirklich Einseitige in ihrem früheren religiösen Entwickelungsgange überwunden hatte. Die frühere Pietistin und Herrenhuterin nennt sich in ihrem letzten Briefe an Philemon-Moser vom Januar 1774 einen „christlichen Freigeist“. „Alles Formenwesen, alles Gemodelte ist verschwunden, meine Brüderschaft sind alle Menschen, und das genaue Band der Freundschaft sehe ich als eine Wohlthat an, die mit dem Wesen der Religion keine Konnexion hat, und meine besten Freunde sind sogar Unchristen.“ Mit dieser letzten Bezeichnung meint sie zweifellos ihren jungen Freund und Schützling Goethe, der uns ja auch seinerseits erzählt, wie frei sie ihn gewähren ließ, ohne die Ängstlichkeit anderer um sein Seelenheil zu teilen. Dechent wirft dann die Frage auf, ob „nicht der hochbegabte Jüngling auch einen Einfluß auf die ältere Freundin ausgeübt haben sollte?“ In den Briefen Cordatas, wie sie selbst sich nennt, an Lavater herrscht im Gegensatze zu ihrem früheren Stile der Geist der Sturm- und Drangperiode. Wenigstens der litterarische, formale Einfluß Goethes ist hier erkennbar. Und andrerseits sind in der zweiten kleinen theologischen Schrift Goethes aus dem Jahre 1773, dem „Briefe des Pastors zu * an den neuen Pastor zu * “ deutlich die Anschauungen der Klettenberg enthalten, daß verschiedene Ansichten in der Kirche zu dulden seien, falls man nur Jesum einen Herrn heiße. Von hier aus ist der Gedankengang zum „ewigen Juden“ leicht zu verfolgen. Die von Jung B. F. D. H. VII, 65 mitgeteilten Verse aus dem Klettenbergischen Nachlasse sehen ganz darnach aus, als ob sie zu einem Fetzen des geplanten religionsgeschichtlichen Epos gehörten. Die Rezension von Münters Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee, deren Autorschaft Scherer Goethe abgesprochen hat, nimmt Dechent (S. 161 und 229) als Goethes Eigentum in Anspruch. Lappenbergs Vermutung, daß Fräulein von Klettenberg das mit poetischer Freiheit etwas umgemodelte Urbild der Makaria in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ sei, hat Dechent wieder aufgenommen und Swedenborgs Einfluß auf die schöne Seele im einzelnen nachgewiesen. Überall treten so die Beziehungen zu Goethe bedeutend hervor in dem Lebensbilde der „denkenden,

fühlenden, liebkosenden Seele", wie Bäbe Schultheß ihre und Lavaters Freundin genannt hat. Ein gut Stück Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, der Hallische Pietismus, die Brüdergemeinde, Swedenborg, Lavater und die fromme Aufklärung, spiegelt sich in dem Lebensgange des Frankfurter Fräuleins ab. Was aber nach Schlossers Urteil jeden, der ihr nahe kam, besonders ansprach, das war „eine große, seltene Reinheit ihres Wesens".

Wenn Dechent in dem Lebensbilde von Goethes mütterlicher Freundin ein Stück Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts entrollt sieht, so hat Theodor Volbehr in der Untersuchung von Goethes Verhältnis zu den bildenden Künsten einen „Beitrag zur Vorgeschichte der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" zu liefern versucht.[25]) Volbehr findet es mit Recht verwunderlich, daß trotz der überaus großen Rührigkeit auf dem Gebiete der Goetheforschung noch immer kein Versuch gemacht worden sei, erschöpfend und im Zusammenhange ein thätiges Lebensverhältnis Goethes, auf das er selbst den allergrößten Wert gelegt hat, zu untersuchen und darzustellen. Auch mir ist es bei Zusammenstellung der Goethelitteratur für Goedekes Grundriß aufgefallen, wie wenig gerade auf diesem wichtigen Grenzgebiete gearbeitet worden ist, während unbedeutendere und ergebnisarme Gebiete bis zur Erschöpfung durchwühlt werden. Fast scheint es, als ob die Kunsthistoriker die Durchforschung der allzu ausgedehnten Goethelitteratur scheuen, wie auch Volbehr Goethes Schriften und Tagebücher keineswegs erschöpfend herangezogen hat, während es andrerseits dem Litterarhistoriker nur schwer oder gar nicht möglich ist, ein Thema befriedigend zu behandeln, das außer genauerer Kenntnis der Kunstgeschichte auch noch das Urteil über einzelne technisch-künstlerische Leistungen erfordert. Ich möchte auch bei Besprechung der Arbeit von Volbehr mir keinen Übergriff in das Fachgebiet des Kunsthistorikers anmaßen: vom Standpunkte der Goethelitteratur aus scheint mir der Verfasser seine allerdings schwierige Aufgabe nicht gelöst zu haben. Mit je größerer Erwartung man der Ausfüllung einer wirklich vorhandenen

[25]) Goethe und die bildende Kunst. Leipzig 1895 (Verlag von E. A. Seemann).

Lücke entgegensah, um so enttäuschter fühlt man sich nach Lesung dieses Buches. Volbehr will durch Beantwortung der Fragen: „Was bedeutet dem großen Dichter die bildende Kunst? Welche Stellung nimmt sie in seinem Leben ein?“ einen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte Goethes liefern. Er sieht aber diese Entwickelung mit Goethes römischem Aufenthalte vollkommen abgeschlossen. Was er selbst im Schlußkapitel „Nachklänge und Ausblicke“ von Goethes Entgegenkommen den Boisserées und ihrer Richtung gegenüber auch erwähnen muß, es scheint ihm unwesentlich, ja selbst Goethes Vertretung seines antikisierenden Standpunktes in den „Propyläen“ fällt außerhalb des Bereiches seiner Darstellung. Ein für Goethes kunstgeschichtliche Anschauungen so wichtiges Werk wie seine Bearbeitung von „Rameaus Neffe“ wird in dem ganzen Buche nicht erwähnt, auf die einzelnen kunstgeschichtlichen Aufsätze wird in keinem Falle eingegangen. Und doch wäre die Feststellung, wie Goethe im einzelnen Falle geirrt oder das Richtige getroffen hat, für sein Verhältnis zur Bildkunst im Ganzen nicht gleichgiltig. Von seiner Zeichenthätigkeit ist in dem Abschnitte „Weimar“ allerdings viel die Rede, ja Volbehr läßt die Umwandlung seiner Kunstanschauungen von der Veränderung seiner aktiven künstlerischen Neigungen (S. 141), damit ist doch wohl eigenes Zeichnen gemeint, ausgehen. Indem Goethe von 1779 an nicht mehr mit der absichtslosen Freude des Dilettanten zeichnen, „sondern durch das Zeichnen sein positives Wissen, seine theoretischen Kenntnisse vermehren wollte“, sei er dazu gekommen plastische Formenschönheit über malerischen Inhalt zu stellen. Dadurch verliere sein Urteil alles Naive und gehe überall aus Reflexion hervor; ohne Bekanntschaft mit der Technik und ohne ihre Beherrschung gebe es für ihn kein vollkommenes Genießen mehr. Volbehr räumt also dem eigenen Kunstbetriebe Goethes einen entscheidenden Einfluß ein und mag damit Recht haben; zweifellos trifft er auch das Richtige, wenn er die Umwandlung der Ansichten nicht erst in Italien beginnen, sondern dort nur zum völligen Abschluß gelangen läßt. Allein um so wichtiger wäre es gerade nach dieser Darstellung Volbehrs, ein Urteil über Goethes eigene Zeichnungen von einem Kunsthistoriker zu erhalten. Volbehr hätte alle irgendwie

erreichbaren Blätter Goethes, die ja durch die neueste Veröffentlichung der Goethe-Gesellschaft[26]) wieder um ein Beträchtliches zugenommen haben, für seine Beurteilung heranziehen müssen. Manche dieser Skizzen, meint Ruland, könnte in einer Ausstellung der „Modernen" Platz finden. Das nach Hunderten von Blättern zählende Material ist für den, der nicht Einblick ins Goethe-Museum selbst hat, ziemlich verstreut, und die Urteile lauten sehr verschieden. Ein Buch über „Goethe und die bildende Kunst" hätte uns zunächst Goethe als bildenden Künstler mit Heranziehung aller Details zu charakterisieren. Volbehr hat, scheint es, auch nicht entfernt an diese Aufgabe gedacht, er behandelt dies so gleichgiltig, daß er es zweifelhaft läßt, ob Goethes Angabe, er habe den Frankfurter Malern Vorschläge zur Darstellung der Geschichte Josephs gemacht, auf Wahrheit beruhe. Und doch verzeichnet der Katalog der letzten Hochstift-Ausstellung einige dieser Bilder, Nr. 300 und 301. Es ist wohl ein bloßer Druckfehler, wenn Volbehr (S. 115) von den Göttinger statt von den Frankfurter gelehrten Anzeigen spricht, aber die Bekanntschaft mit dem von der Litteraturgeschichte zusammengebrachten und bereits gesichteten Materiale ist zum Teil eine etwas oberflächliche geblieben. Die Polemik gegen diejenigen, die Winckelmann nur im Gegensatz, nicht auch im Zusammenhange mit Vorarbeitern gelten lassen wollen, ist nach Justi doch überflüssig. Volbehr selbst greift aber ziemlich willkürlich gerade Joh. E. Schlegel aus der Reihe der älteren Kunsttheoretiker heraus. Wie wenig selbständig Schlegel den Franzosen gegenüber ist, hat Antoniewicz nachgewiesen. Dagegen wäre S. 52 neben Batteux, ja vor ihm Breitinger zu nennen gewesen wegen seiner Lehre von der Nachbildung der möglichen Welt (Kritische Dichtkunst. 3. Abschnitt: „Von der Nachahmung der Natur"). So viel Gutes Volbehr auch über die Entwickelung der Kunsttheorien sagt, so erscheint es doch neben Blümners Prolegomena zum Laokoon und Braitmaiers Geschichte der poetischen Theorien zu sehr zufällig auf Einzelnes be-

[26]) Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Bernhard Suphan. 10. Band: Aus dem Goethe-Nationalmuseum, I. Herausgegeben von Karl Ruland. Weimar 1895 (Verlag der Goethe-Gesellschaft).

schränkt. Die Beweisführung, daß der Geschmack des jungen Goethe durch Lessings Laokoon keinerlei Veränderung erlitten habe (S. 82) kann doch in jedem Falle nur für Goethes Urteil in Sachen der bildenden Kunst, nicht für seine poetische Theorie und Praxis gelten. Dagegen ist Hamanns Einfluß auf die Abhandlung über das Straßburger Münster in der That noch niemals so deutlich und überzeugend wie von Volbehr nachgewiesen worden (S. 111). Daß auch in der Straßburger Zeit die Verehrung für die Antike zum Ausdrucke kam (S. 120), hat bereits Weißenfels (s. oben) hervorgehoben. Die Eindrücke der antiken Baureste in den Bädern von Niederbronn (Juni 1770) haben den „Wandrer“ zum Preise des antiken Genius begeistert. Von dem Zusammenhange des Kunstinteresses mit der Physiognomik schweigt Volbehr. Von den Frankfurter Malern giebt er (S. 35 f.) sehr gute Charakteristiken; in diesem Zusammenhange wäre auch die Frankfurter Kunstakademie (Valentin, „Über Kunst, Künstler und Kunstwerke“, Frankfurt 1889) zu erwähnen gewesen. Niemand, der die Kunstentwickelung des 19. Jahrhunderts mit offenen Augen betrachtet hat, wird sich heute noch auf den Standpunkt stellen wollen, den Goethe und Meyer in den „Propyläen“ eingenommen haben. Wenn aber z. B. Muther in seiner Geschichte der Malerei dieser einseitig antikisierenden Richtung entgegentritt, so stellt er sich doch andrerseits im Kampfe gegen die „neu-deutsche religios-patriotische Kunst“ auf Seite der Weimarer Kunstfreunde. Volbehr führt uns nur bis zu dem Zeitpunkte, da der einstige Schüler der Niederländer (S. 43) in der antiken Plastik das einzige Vorbild gelten lassen will. Und dabei habe ich wenigstens den Eindruck, daß er mit einem ausgebildeten Vorurteile gegen Goethes antikisierende Richtung an seine Aufgabe herangetreten ist und ihm dadurch manches nicht ganz im richtigen Lichte erscheinen konnte. Die Einwirkung Goethes auf andere wollte Volbehr nicht darstellen. Läßt sich aber ein gerechtes Urteil über Goethes Klassizismus fällen, wenn man die Früchte, die seine Lehre bei Preller gezeitigt hat, von der Betrachtung ausschließt? Daß Goethe nicht im Ernste alle Naturstudien durch Studien nach der Antike ersetzt wissen wollte, beweisen doch am besten seine eignen Landschaftszeichnungen, die noch 1810 keineswegs italienischen, sondern böhmischen und thüringischen Land-

schaften galten. Ruland hat diesen 22 Handzeichnungen, wie sie die dritte Veröffentlichung der Goethe-Gesellschaft enthielt, nun 12 weitere Handzeichnungen aus der Frankfurter Zeit und den ersten weimarischen Jahren folgen lassen. Unter ihnen sind die Porträte Cornelias und Wielands, Goethe an seinem Schreibtische im berühmten Giebelzimmer sitzend und die Rekruten-Aushebung, während derer der Legationsrat Goethe an der Iphigenie dichtete. Die Aussicht vom Kickelhan auf die wallenden Nebel mag an das Landschaftsbild der „Zueignung“ erinnern. Außer den Nachbildungeu dieser Goethischen Zeichnungen bringt diese erste Mitteilung aus dem Goethemuseum ein Goethebild von Kolb und neue Zeichnungen von J. Schmeller (Knebel, Einsiedel, Fritz Stein, Bettina, W. v. Humboldt, Reinhard, Grillparzer, David d'Angers, Mickiewicz).[27]) In knappen Worten faßt Ruland aus der sicheren Fülle seiner Kenntnisse die notwendigsten Erläuterungen für jedes der 27 Bilder zusammen.

2.

Faustanalekten.

Von C. Blümlein.

I.

In dem 1675 von Johannes Ulricus Mayer verfaßten „Discursus historico-philologicus de vagantibus scholasticis sive von fahrenden Schülern“[1]) findet sich eine, soviel ich sehe, noch nicht genug beachtete Stelle über Faust, die zeigt, wie man in gelehrten Kreisen über den Schwarzkünstler urteilte. Mayer kommt, nachdem er den Tanhäuser, die Zigeuner, Druiden, Paracelsus, die Barden, Wodans Heer u. a. in den Kreis seiner Betrachtung

---

[27]) Zu den bereits vorhandenen Arbeiten über Goethes Verhältnis zu polnischen Dichtern von Bratranek, Lipnicki und Karpeles kommt neuerdings Albert Zipper, O Przekladach Mickiewicza y Goethego. Lwów 1895.

[1]) Engel in seiner Zusammenstellung der Faustschriften, Nr. 43, giebt fälschlich Jac. Thomasius als Verfasser des Discursus an; es ist, wie das Titelblatt zeigt, Johannes Ulricus Mayer, Delitiô-Misn. Phil. Baccal.

gezogen, im § 131 auch auf Faust zu sprechen; er zitiert hier einen Brief Gesners an Joh. Crato, der von Paracelsus und ähnlichen Leuten sagt: Equidem suspicor illos ex Druidarum reliquiis esse, qui apud Celtas veteres in subterraneis locis a Daemonibus aliquot annis erudiebantur: quod nostra memoria in Hispania adhuc Salmanticae factum constat. Ex illa schola prodierunt, quos vulgo Scholasticos vagantes nominabant, inter quos Faustus quidem non ita pridem mortuus mire celebratur.

Im folgenden kommt Mayer selbst auf Faust zurück: factum inde, ut Scholasticis vagantibus etiam Johannem Faustum, quod obiter supra § 134[2]) tetigi, accenseret. Ambulatoriam ille vitam egit, fateor, et Magiam ita circumtulit, sed graviori schemate, qui verus esset incantator artisque scelestae specimina clara posset edere, secus atque isti nugivendi. Cingarorum consuetudine diligenter usum, ut Chiromantiam edoceretur, prodit in eius vita Part. I. c. i. D. Joh. Nic. Pfitzerus. Vagantibus nostris socium se praebuisse, non prodit.

II.

Doktor Fausts Höllenzwang, von dem die Faustausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes so schöne Exemplare aufzuweisen hatte, wurde Ende des vorigen Jahrhunderts nach einer Mitteilung der A. D. Bibl. 112, S. 303 (1792) mit 100 Thalern bezahlt; einen Abdruck veranstaltete deshalb im Jahre 1789 Adelung,[3]) der Herausgeber der Geschichte der menschlichen Narrheit im 7. Teile dieses Werkes, weil dies, wie der Rezensent in der A. D. Bibl. sagt, „das beste Mittel ist, den hohen Begriff, welchen noch viele von diesem Unsinn hegen, herabzustimmen“.

[2]) Docuimus hactenus, vagantes vendicasse quidem sibi nomen Magorum, sed absque suffragio rei, perque meram adeo imposturam. At Gesnerus pro verissimis eos Magis habet cum Johannem Faustum iis annumeret, similesque habeat Paracelso aliisque Necromantis.

[3]) Engel, Nr. 105 u. 350. Schrepfer, der sich als Geisterbeschwörer eines weiten Rufes erfreute, bezahlte in Holland für vier magische Siegel 8000 Dukaten (Kiesewetter, S. 266).

III.

Ebenda (105. I, S. 235) findet sich eine ausführliche Besprechung der „Historisch-kritischen Untersuchung über das Leben und die Thaten des .... Doktor Johann Faust, des Cagliostro seiner Zeiten“. Leipzig, in der Dykschen Buchhandlung, 1790.

Diese Rezension ist aus dem Grunde von einigem Interesse, weil sie uns mitteilt, daß Doktor Fausts Leben und schreckliches Ende dem gemeinen Volk hinlänglich bekannt sei „durch die Bücher- und Bildertrödler, die soviel unsinnige Broschüren zur Erhaltung und Beförderung des Aberglaubens debitieren, daß wir längst gewünscht hätten, die Sittenpolicey möchte auf diesen Kleinhandel einige Aufmerksamkeit wenden“.[4])

IV.

Von dem bekannten Faustporträt findet sich ein Abdruck „nach einem alten Holzschnitte“ in Haubers Bibliotheca magica vor dem fünften Teile. Der Rezensent der A. D. Bibl. 107, S. 529 urteilt darüber: „Das mag nun ächt seyn oder nicht, so hat es doch so viel dem vermuthlichen Charakter eines solchen Menschen entsprechendes, daß sich selbst mit Lavatern ein paar Worte darüber reden ließen, denn obgleich die Physiognomie, eben keine Schwarzkünstlerische Bosheit bezeichnet, so hat sie doch viel taschenspielerische Schalkheit und schadenfrohe Lauersamkeit.“[5])

V.

Auf einige holländische Übersetzungen aus dem Goethischen Faust, die sich an schwer zugänglichen Stellen befinden, sei hier

[4]) Engel, Nr. 107, giebt als Jahreszahl 1791 an, während die obige Rezension 1790 anführt. Im 107. Bd., S. 535, wird eine „Historisch-kritische Untersuchung über das Leben und die Thaten des Landfahrers D. Joh. Faust, des Cagliostro seiner Zeiten“. Leipz. bey Dyk. 1791. 8. 176 S. besprochen, die Engel nicht erwähnt. Haben wir es hier mit einer andern Titelausgabe zu thun oder hat der Rezensent willkürlich den Titel geändert?

[5]) Nach Szamatolskis Forschungen ist dieses Porträt nicht nach dem Rembrandtschen Original, sondern nach einer von Franz Langlois nach Rembrandts Bild hergestellten Kopie en contrepartie gefertigt. S. Kiesewetter, Faust S. 60.

noch aufmerksam gemacht.[6]) In Daphne I. 1851, herausgegeben von J. J. L. Ten Kate, findet sich von M. P. van Ghert der Beginn der Tragödie übersetzt bis zu dem Vers „Die Thräne quillt“. Ferner bietet die Dichterlyke Tombola, byeengebragt door F. J. N. Brouwer, W. A. J. van Geuns en A. J. C. Kremer, Utrecht 1852, die Osternacht, den Gesang der Geister, Gretchen am Spinnrad und Gretchen vor der mater dolorosa. Im Navorscher 1853, S. 312, wird von einer damals vor etwa zehn Jahren in Gent in 12° erschienenen vlämischen Prosaübersetzung des 1. Teiles vom Goethischen Faust berichtet; ich habe sie noch nicht auftreiben können.[7])

Andere Goethische Werke sind schon früher übersetzt worden; so findet sich eine Übersetzung des Clavigo in der Spectatoriale Schouwburg, 10. Teil, Amsterdam, P. Meyer, 1781, des Egmont im 19. Teil 1790. 1854 erschien in Haarlem von letzterem Drama eine weitere Übersetzung in Prosa von J. A. van Eeden. Hermann und Dorothea hat C. Ten Hoet übersetzt (Nymegen 1826).

VI.

Als weitere Ergänzung zu Engels dankenswerter Zusammenstellung möge auf die Sage von Doktor Faust in Sand in Unterelsaß hingewiesen werden. Sie wurde zuerst veröffentlicht im Elsässischen Samstagsblatt, das Fr. Otte herausgab, im Jahrgang 1862, S. 12. Jetzt ist die Sage auch abgedruckt in Stöbers Sagen des Elsasses 1896, 2, S. 19, wo das im Volksmund vorhandene Sprüchlein

'S Maidell vo Stotzä,
D'r Prädikant én Bofzä,
D'r Doktor Faust ze Sand,
Senn die drei g'schétestä émm Land.

erläutert wird. Es wird von diesem Doktor Faust berichtet, daß er mancherlei Wunderkuren verrichtet habe; dann wäre er plötzlich verschwunden, und niemand wisse, was aus ihm geworden sei.

[6]) Sie fehlen bei Engel.

[7]) Auch bei Engel finde ich sie nicht.

VII.

Der wichtige Brief des Mutianus Rufus an Urban vom 3. Oktober 1513, worin er das Gutachten des Erfurter Theologen gegen Reuchlin vom 3. September 1513 verurteilt und meint, die Kölner sollten lieber gegen den schwindelhaften Magier Georg Faust vorgehen, (der zeitlich bei Engel an zweiter Stelle zu setzen ist) befindet sich in der Sammlung Mutianischer Briefe der Frankfurter Stadtbibliothek und ist jetzt leicht zugänglich in dem Krauseschen Buch „Der Briefwechsel des Mutianus Rufus", Kassel 1885, S. 378 ff. Kiesewetter, S. 6, druckt ihn nach der alten Ausgabe ab und läßt die Worte „et talis physiognomonia levior tippula" aus.

VIII.

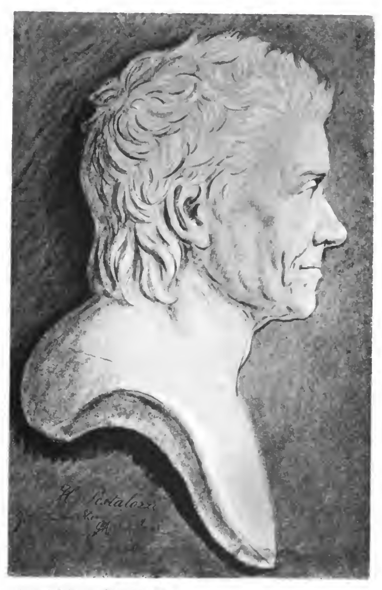
Eine Sage aus Holland möge noch angereiht werden. Zu Waardenburg in Geldern findet sich ein Haus, das den Namen eines gewissen de Stomp trägt. Nach der Mitteilung von Theodorik im Navorscher 1853 S. 191 hat dort nach dem Volksglauben Dr. Faust gewohnt oder gefangen gesessen; dem Besucher werden noch Blutflecken gezeigt, und man sagt, daß sie von dem berüchtigten Hexenmeister herrühren.

3.

Zum Bildnis Pestalozzis.

Von Direktor Dr. K. Rehorn.

In der Sitzung der Abteilung für „Deutsche Sprache und Litteratur" am 29. Januar 1896 wurde vor Eintritt in die angekündigte Tagesordnung von dem Vorsitzenden darauf hingewiesen, daß am 12. Januar der 150. Geburtstag Johann Heinrich Pestalozzis von der gesamten deutschen Lehrerschaft und den Freunden der deutschen Schule in gebührender Weise festlich begangen worden sei. Auch das Freie Deutsche Hochstift habe von jeher den großen Erscheinungen in der deutschen Schulgeschichte eine nicht nur vorübergehende Beachtung zugewendet; wiederholt seien die grundlegenden



Lichtdruck: Kühl & Co., Frankfurt a. M.

Pestalozzi.

Zeichnung von Schöner.

Fragen der Erziehung und des Unterrichts in den öffentlichen Vorträgen von den Vertretern der Wissenschaft erörtert worden, und so habe denn auch bei der Pestalozzifeier das Hochstift sich lebhaft beteiligt. Im engeren Kreise der Hochstiftsmitglieder sei jedoch eine Veranstaltung zur Feier jenes Gedenktages nicht angeregt worden, wohl zunächst aus dem Grunde, weil eine besondere Abteilung für Pädagogik sich noch nicht gebildet habe. Aber auch der Abteilung für deutsche Sprache und Litteratur falle die Pflicht zu, jenes Mannes zu gedenken, dessen Schriften in unserer Volkslitteratur seit mehr als einem Jahrhundert einen unbestrittenen Ehrenplatz einnähmen.

Als bleibendes Zeichen, daß auch an dieser Stelle des aufopferungsfreudigen Freundes des Volkes und besonders der Kinder der Armen gedacht worden sei, möge das vorgelegte Bild Pestalozzis den Hochstiftsberichten einverleibt werden.

Die Zeichnung stammt aus der Zeit von Pestalozzis Aufenthalt in Burgdorf (1800—1804). Unter den zahlreichen Besuchern, die durch den weitverbreiteten Ruf von Pestalozzis Wirksamkeit angezogen wurden, befand sich auch der 1804 zum Leiter der neubegründeten Musterschule zu Frankfurt a. M. berufene Gottlieb Anton Gruner. Ein begeistertes Bild des Meisters, seiner Persönlichkeit und Methode, bieten Gruners Briefe aus Burgdorf (zuerst 1804 veröffentlicht). Durch diese Briefe wurde die Aufmerksamkeit der Begründer der Musterschule, insbesondere Hufnagels, auf den tüchtigen jungen Mann gelenkt; Gruner zog andere Schüler Pestalozzis an seine Schule und richtete diese ganz im Sinne und Geiste seines großen Meisters ein.

Mit Gruner war zugleich sein Freund und Landsmann (aus Koburg), der Maler Schöner, in Burgdorf; von diesem Künstler ist das Bild gezeichnet und verrät sowohl durch die lebensvolle Auffassung, wie durch die außerordentlich plastische Modellierung eine sehr geschickte Hand. Pestalozzi war damals (1803) 57 Jahre alt; die scharfen Linien und tief eingegrabenen Furchen des Gesichts zeugen von schwerer Arbeit und herben Lebenserfahrungen.

Schöner schenkte das Bild dem früheren Lehrer an der Musterschule Christian Hahn. Hahn war selbst mit Pestalozzi persönlich

bekannt geworden und hatte zusammen mit Karl Ritter, dem damaligen Erzieher von Bethmann-Hollweg, und Wilhelm Soemmerring am 26. September 1811 zu Ifferten an Pestalozzis gastlichem Tische gesessen. Aus persönlicher Anschauung bestätigt er, noch kein ähnlicheres Bild von Pestalozzi gesehen zu haben.

1865 übergab Hahn das Bild als Geschenk der Musterschule; von dort ging es 1876 in den Besitz der Elisabethenschule über.



IV. Hochstiftsmitteilungen.

Übergabe der Müllerbüste.

Nachdem im Jahre 1888 auf Anregung des Vorsitzenden der Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft die Ausführung einer Büste Dr. Adolf Müllers beschlossen worden war, hatte der Bildhauer Herr Karl Rumpf die Ausführung des Werkes übernommen. Am 22. Dezember 1888 konnte die Büste dem Hochstift übergeben werden: Die Festrede „Zur Ehrung des Herrn Dr. Theodor Adolf Müller, des Stifters des Hochstiftsvermögens" hielt Herr Professor Valentin. (Vgl. Berichte des Fr. D. H. 1889 Band V, S. 38—51.) Damals konnte die Büste nur in Gips ausgeführt werden: nun endlich ist es möglich geworden sie in dem Materiale herzustellen, das dem Adel der Gesinnung des Stifters entspricht. In schönstem kararischem Marmor gemeißelt, von der Hand des Künstlers in der Gewandung wirkungsvoll umgestaltet, konnte am 10. November 1895 die Büste Müllers von dem Künstler übergeben werden. Sie hat nun ihren Platz im Lesezimmersaal gefunden, wo sie täglich zu einer großen Zahl von Mitgliedern des Hochstiftes in Beziehung tritt.

Zur Feier der Übergabe hatten sich Vertreter der staatlichen und der städtischen Behörden, die Vorsitzenden sowie Mitglieder des Verwaltungsausschusses, des Akademischen Gesamtausschusses und des Pflegamtes, und eine größere Anzahl von Hochstiftsmitgliedern eingefunden. Unter den Teilnehmern durften wir zwei Mitglieder der Familie Müllers begrüßen. Der Künstler, Herr Karl Rumpf, übergab das trefflich gelungene Werk dem Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses, Herrn Dr. Benkard, der es in die Hut des Hochstiftes übernahm und seinem Schöpfer den Dank für seine bedeutende Leistung aussprach. Hierauf ergriff der Vorsitzende des

Akademischen Gesamtausschusses, Herr Professor Valentin, das Wort und schilderte die Wirkung der Müllerischen Schenkung für das Gedeihen des Hochstiftes. Er legte den früheren Zustand des Hochstiftes dar, das, von idealstem Streben geschaffen und getragen, an der Unzulänglichkeit seiner Mittel hinsiechte, ohne wesentlich mehr zu leisten als das eine allerdings sehr bedeutende, daß es das Goethehaus aus der Privatindustrie rettete und einer würdigen Erhaltung und Behandlung widmete. Er zeigte fernerhin, wie eine Reihe tüchtiger Männer sich nun des Hochstiftes annahmen und zunächst seine Verfassung so gestalteten, daß der Boden für eine gedeihliche Entwickelung gegeben war. Dies hatte zur Folge, daß dem Hochstift die Annahme der Schenkung von der Staatsbehörde gewährt wurde. Nun konnte die Neugestaltung eintreten, die das Hochstift zu seiner jetzigen Bedeutung hat heranwachsen lassen und die ihm die Achtung der wissenschaftlichen Kreise, zugleich aber die Wertschätzung der heimischen Behörden erworben hat, wie sich dies in der Thatsache zeigt, daß durch Unterstützung der städtischen Behörden es möglich wurde, das Goethehaus vor einem seinen Bestand bedrohenden Nachbarneubau zu retten, das Lesezimmer aus dem Goethehause herauszulegen und nun endlich auch einen Bibliotheksbau zu errichten, dessen untere Räume die Möglichkeit der Herstellung eines Goethemuseums gewähren. So kann nun das Goethehaus vollständig seiner Wiederherstellung entgegengeführt werden um allein als Erinnerungsstätte zu bestehen und die vielen Tausende, die jahraus jahrein seine Räume ehrfurchtsvoll durchwandern, durch die Erhaltung dieser Ruhmesstätte zu erfreuen, den Namen des großen Sohnes dieses Hauses aber dauernd und würdig zu ehren. Die Grundlage für diese Möglichkeit sowie für die Entfaltung wissenschaftlicher Kräfte und deren Verwertung zur geistigen Förderung weitester Kreise bietet aber die Schenkung Müllers, den hochzuhalten und im Gedächtnis der Nachwelt zu bewahren das Freie Deutsche Hochstift als eine Ehrenaufgabe betrachtet.



V. Einsendungen.

Vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1895 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Geschichte.

*Wehrmann, C. Überblick über die Geschichte Lübecks. Lübeck o. J.

*Bonn, Mor. Jul. Spaniens Niedergang während der Preisrevolution des 16. Jahrhunderts. Ein induktiver Versuch zur Geschichte der Quantitätstheorie. Münchener Volkswirtschaftliche Studien. Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. 12. Stück. Stuttgart, Cotta, 1896.

*Hasselmann, Fr. Des Altmühlthals wichtige keltgermanische Waffenschmiede Eyzing, das heutige Essing und Burg Hohenrandeck. Kelheim 1895.

* — Neuburg a. D. und seine Umgebung mit seinen Mineralien, in Bezug auf Abbau von Dolomit und Kreide nebst einem historischen Rückblick auf seine Vergangenheit. 2. Aufl. Neuburg a. D. 1895.

*Hanschmann, A. B. Waldenburg und das Muldenthal.

†Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 33. Jahrgang. Prag 1895.

†Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Band 4. Heft 1. 1895.

†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins. XV. Jahrgang 1895. Mit 4 Heliogravüren als Beilage. Hermannstadt 1895.

Litteratur.

*Biedermann, W. von. Goethes Sonette. W.-B. der Leipziger Zeitung 1895. Nr. 139.

*Mittheilungen des Goethevereins zu Zwickau. Nr. 7. 1895.

*Thorsteinsson, Steingrim. Daemisögur eptir Esóp. J. islenzkri pýdingu. Reykjavik, 1895.

*Büchner, Wilh. Goethes Gedicht „An den Mond“. S.-A. a. d. Preuß. Jbb. Bd. 83, Heft 1.

*Das Goethedenkmal in Frankfurt a. M. Mit 3 artistischen Beilagen. Frankfurt a. M. 1844. Geschenk des Herrn Gg. Stern-Brucker, Homburg.

*Lessings Hamburgische Dramaturgie. (Auszug.) Herausg. von P. Primer. Deutsche Schulausgabe von H. Schiller und V. Valentin. Nr. 10/11. Dresden, Ehlermann, 1895.

*Gothaischer genealogischer Kalender. Jahrg. 1821, 1824, 1832. Geschenk des Herrn Dr. E. Benkard, hier.

*Sourindro Mohun Tagore, Sir, Raja. Pope's „Universal Prayer.“ Set to Indian Rága-Mála or a variety of Indian rágas and tálas. Calcutta, Bose a. Co., 1894.

*Weddigen, Otto. Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. In ihren Grundzügen dargestellt. 2. vermehrte und verbesserte Aufl. Wiesbaden, H. Lützenkirchen, 1895.

*Hertel, Eugen. Das Transcendentale in Richards Wagners Dichtungen. Augsburg, 1895.

*Gersdorff, J. Buch der Lieder. Leipzig 1896.

†26 Göttinger Litteraturgeschichtliche Dissertationen.

Kunst.

*Collignon, Maxime. Phidias. Les artistes célèbres. Paris, J. Rouam, 1886.

*Rittweger, Franz. Peter Becker, der Merian des 19. Jahrhunderts. Mainz, Wallau, 1895.

*Sourindro Mohun Tagore, Sir, Raja. List of titles, distinctions and works. Calcutta 1895.

Naturwissenschaft.

†Schafarzik, Franz. Die Pyroxen-Andesite des Cserhát. Eine petrographische und geologische Studie. S.-A. aus den „Mitteil. a. d. Jahrb. d. Kgl. Ungar. Geolog. Anstalt“ Bd. IX. Budapest 1895.

†Mathematisch-Naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von J. Fröhlich. Bd. X, 1891/92. Berlin und Budapest 1893.

†Daday, E. v. Cypridicola Parasitica nov. gen. nov. sp. Ein neues Räderthier. S.-A. aus „Természetraizi Füzetek“ 1893. Bd. XVI, Heft 1/2. Budapest 1893.

†Hegyfaky, Jacob. Über die Windrichtung in den Ländern der Ungarischen Krone nebst einem Anhang über Barometerstand und Regen. Mit 18 Figuren und 5 Karten. Budapest 1894.

†Tilarszky, Nandor. Die Characeen, mit besonderer Rücksicht auf die in Ungarn beobachteten Arten. Budapest 1893.

†Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte. XVII. Jahrgang 1894. Hamburg 1894.

†Verein für Naturkunde zu Kassel. Abhandlungen und Bericht XXX. Kassel 1895.

Programme etc. von Hochschulen, Instituten und Vereinen.

*Statut des wissenschaftlichen Centralvereins. Neue, abgeänderte Ausgabe. Berlin 1895.

†Universitäten. Göttingen. Index scholarum. S.-S. 1895. Praemissum est Udalr. de Willamowitz-Moellendorff. Commentariolum metricum I.

† — — Chronik der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen von 1886 bis 1892.

† — Tübingen. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1895.

† — — Einladung zur Akademischen Feier des Geburtsfests S. M. des Königs. Beigefügt: Plutarchi de proverbiis Alexandrinorum libellus ineditus. Rec. et praefatus est Otto Crusius. Tübingen 1887.

† — Jena. Personalverzeichnis W.-S. 1895/96.

* — Leipzig. Personalverzeichnis W.-S. 1895/96.

* — Heidelberg. L. Koenigsberger: H. v. Helmholtz's Untersuchungen über die Grundlage der Mathematik und Mechanik. Akadem. Festrede. 1895.

* — Freiburg. Personalverzeichnis W.-S. 1895/96.

* — Innsbruck. Personalverzeichnis 1895/96.

* — Prag. Personalverzeichnis der K. K. Deutschen Karl-Ferdinands-Universität.

*Die Neuen Gebäude der Großherzogl. Technischen Hochschule zu Darmstadt. Festschrift zur feierlichen Einweihung der Neubauten am 28. October 1895. Darmstadt 1895.

*Smithsonian Institution. Proceedings of the U. S. National-Museum. Vol. XVII. 1894. Washington 1895.

*Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 1895/96. Heft 2, Nr. 3. Breslau.

*Festbericht des Münchener Kindergärtnerinnen-Seminars für 1890—95.

*Festbericht zum 50jähr. Jubiläum der Volksbibliothek zu Frankfurt a. M. 1895.

*Rechenschaftsbericht der Deutsch-Akademischen Lese- und Redehalle in Wien für 1894/95.

*Humboldt-Akademie zu Berlin. Lehrprogramm für das IV. Quartal 1895.

*Frankfurter Turnverein. Bericht des Turnrats für 1894/95.

*Frankfurter Gefängnißverein. 26. Bericht. 1895.

*Mädchenstift zu Frankfurt a. M. 17. und 18. Jahresbericht für 1893 und 1894.

*36. Bericht des Vereins für Handlungs-Commis von 1858 in Hamburg. 1895.



VI. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1895.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Philipp Andreae, Kaufmann, hier.
2. Frau Anna Aschaffenburg, hier.
3. Frau Adele Askenasy, hier.
4. Frau Betty Baer, Rentiere, hier.
5. Oskar Ballhaußen, Kaufmann, hier.
6. Frau Anna Barthel, hier.
7. Frau Doris Bauer, hier.
8. Eduard Beit, Kaufmann, hier. (Mk. 20.—.)
9. Heinrich Beling, Reichsbank-Assessor, hier.
10. Otto von Besser, Oberstlieutenant z. D., hier.
11. Frau Kate Bindernagel, Lehrerin, hier.
12. Anton Blažek, Buchhändler, hier.
13. Frau Sally Bock, hier.
14. Frl. Thekla Bock, hier.
15. Willy Bock, Kaufmann, hier.
16. Frl. Emma Bröll, hier.
17. Arthur Cliffe, Lehrer, hier.
18. Frau Pfarrer Karoline Collischon, hier.
19. Frau Clementine Cramer, hier.
20. Max Emil Dann, Kaufmann, hier.
21. Frau Julius David, hier.
22. Frau Philipp Deutsch, hier.
23. Wilhelm Dörffler, Lehrer, hier.

24. Franz Dörr, Realschuldirektor, Bockenheim.
25. J. O. E. Donner, Dr. phil., Helsingfors, Finnland.
26. Salomon Dreifus, Kaufmann, hier.
27. Philipp Hch. Dröser, Kaufmann, hier.
28. Herm. Ebner, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
29. Arnold Eiermann, Dr. med., Arzt, hier.
30. Otto Eiser, Dr. med., Arzt, hier.
31. Frl. Katharina Ellinger, Lehrerin, hier.
32. Albert Ettlinger, Dr. med., Arzt, hier.
33. Frau Alexandrine Eyssen-Du Bois, hier.
34. Oswald Feis, Dr. med., Arzt, hier.
35. Frau Louise Fischer, Wwe., hier.
36. Robert Flauaus, Maler, hier.
37. Theodor Fürth, Kaufmann, hier.
38. Frau Helene Fuld, Privatiere, hier.
39. Frl. Henriette Fulda, Offenbach a. M.
40. S. Gr. Galberstadt, Privatier, hier.
41. Paul Gieser, Referendar, hier.
42. Heinrich Gleiber, Buchdruckereibesitzer, hier.
43. Friedr. Goedecker, cand. phil., hier.
44. Rich. Göschen, Dr. jur., Oberlandesgerichtsrat, hier.
45. Frau Ida Goldschmidt, Privatiere, hier.
46. Julius Goldschmidt, Kaufmann, hier.
47. Manfred Goldschmidt, Kaufmann, hier.
48. Frau Olga Gumpf, Privatiere, hier.
49. Ludwig Haas, Dr., Hofzahnarzt, hier.
50. Leo Hamburger, Kaufmann, hier.
51. Frl. Marie Hartmann, hier.
52. Fr. P. Heineken, Stadtrat, hier.
53. Adolf Heinsheimer, Kaufmann, hier.
54. Moritz Hertz, Dr. jur., Gerichtsreferendar, hier.
55. Frau Bernhard Hirsch, Privatiere, hier.
56. Frau Johanna Hirsch, hier.
57. Fritz Hirschhorn, Kaufmann, hier.
58. Frl. Friede Hitz, Offenbach a. M.
59. Ernst Hochstaedter, Gerichtsreferendar, hier.

60. Frau Mathilde Hohenemser, hier.
61. Antoinette Horkheimer, hier.
62. Heinrich Horkheimer, Kaufmann, hier.
63. Hugo Humricht, Hauptmann a. D., hier.
64. Frau Adele Jay, hier.
65. Frau Therese Istel, Wwe., Privatiere.
66. J. C. Jureit, Schneidermeister, hier.
67. Max Kamber, Privatier, hier.
68. Felix Kauffmann, hier.
69. Frl. Emma Kaufmann, hier.
70. Frau Eugenie Kaufmann, hier.
71. August Kilzer, Dr., Referendar, hier.
72. Jean Kirch, Kaufmann, hier.
73. August Koch, Architekt, hier.
74. Adolf Köstlin, Intendantur-Assessor, Stuttgart.
75. Frl. Elsa Kohnspeyer, hier.
76. Frl. Hannah Kohnspeyer, hier.
77. Adolf Konzack, Lehrer, hier.
78. Frl. Anna Margarethe Kopp, Privatiere, hier.
79. Ed. Küchler, Privatier, hier. (Mk. 20.—.)
80. Conrad Adolf Kugler, Kaufmann, hier.
81. Hermann Kullmann, Kaufmann, hier.
82. Frau Rosa Kullmann, hier.
83. Aug. Ladenburg, Kaufmann, hier.
84. Frau Adolf Lessing, hier.
85. Michael Levy, Kaufmann, hier.
86. Louis Liebmann, Dr., Chemiker, hier.
87. Frau Caroline Loewenthal, hier.
88. Heinrich Ludwig, Lehrer, Bockenheim.
89. Ludwig Massenbach, Privatier, hier.
90. Felix Merzbach, Kaufmann, hier.
91. Frl. Frieda Merzbach, Offenbach a. M.
92. Richard Merzbach, Gerichtsreferendar, hier.
93. Eduard Meyer, Buchdruckereibesitzer, hier.
94. Heinrich Mosbacher, Kaufmann, hier.
95. Frl. Fanny Müller, hier.

96. Frl. Lulu Müller-Speltz, Privatiere, hier.
97. Christ. Muff, Professor Dr., Gymnasial-Direktor, Kassel. (Mk. 10.—)
98. Frau Thekla Nachmann, Privatiere, hier.
99. August Nebel, Dr. med., Arzt, hier.
100. Frau Hermann de Neufville, Wwe., Privatiere, hier.
101. Frl. Theodora Nuuns, hier.
102. Eduard Oehler, Geheimer Commerzienrat, Offenbach a. M. (Mk. 20.—)
103. Frau Louise Oppenheim, hier.
104. Joseph Oppenheimer, Kaufmann, hier. (Mk. 10.—)
105. Frau Rosalie Oppenheimer, hier. (Mk. 9.—)
106. R. Pappenheim, Kaufmann, hier.
107. Frau Jakob L. Posen, hier.
108. Emil Rau, Kaufmann, hier.
109. Ferdinand Reinhold, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
110. Eduard Roese, Dr. phil., Gymnasial-Professor, hier.
111. Frl Helene Rosenbaum, hier.
112. Alexander Rosenheim, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
113. Alfred Rosenthal, Kaufmann, hier. (Mk. 10.—)
114. Frl. Maria Schaeffer, Institutsvorsteherin, hier. (Mk. 20.—)
115. Frl. Emmy Schausten, hier.
116. Ferdinand Scheurich, Bankbeamter, hier.
117. Carl Schleußner, Dr., Chemiker und Fabrikbesitzer, hier. (Mk. 10.—)
118. Adolf Schloß, Bankier, hier.
119. Frau Sophie Schmidt, geb. de Neufville, Wwe., hier.
120. K. W. Schneider, Versicherungsbeamter, hier.
121. Frl. Jenny Schönhof, Lehrerin, hier.
122. Frl. Grete von Scholten, Dresden.
123. Erich Schroeter, Gerichtsassessor, hier.
124. Frau Sophie Schulz-Euler, Wwe., Privatiere, hier. (Mk. 12.—)
125. Jacques Schwarzschild, Kaufmann, hier.
126. Julius Seckel, Kaufmann, hier.
127. Frl. Luise Seebold, Lehrerin, hier.

128. Aug. Siefert, Lehrer, hier. (Mk. 10.—.)
129. Emil Simon, Kaufmann, hier.
130. Julius Simon, Dr., Oberlandesgerichtsrat, hier.
131. Henri Steffelaar, Lehrer, hier.
132. Phil. Stein, Dr. phil., hier.
133. Julius Jakob Strauß, hier.
134. Eduard Stuerz, Kgl. Oberstlieutenant a. D., hier.
135. Julius Gotthelf Süskind, Kaufmann, hier.
136. Karl Thieß, Dr. phil., Offenbach a. M.
137. Oscar Vormbaum, Fabrikbesitzer, hier. (Mk. 15.—.)
138. Frau Elise Wagner, Privatiere, hier.
139. Emil Wallach, Dr. med., Arzt, hier.
140. Alfred von Weinrich, Dr., Privatgelehrter, hier.
141. Frau Rose Wertheimer-Raffalovich, hier.
142. Frl. Karoline Weyers, Lehrerin, hier.
143. Joseph Wisloch, Kaufmann, hier.
144. Frau Lina Wolf, hier.

B. Gestorben:

1. Anton Burkhard, Kgl. Advokat, München.
2. Franz Cramer, Dr. phil., Realschuldirektor, Mühlheim.
3. Franz Englert, Dr. phil., Oberauditeur und Militärbezirksgerichts-Direktor a. D., München.
4. Eugen Kraemer, Bezirksamtmann a. D., München.
5. Moritz Müller, Fabrikant, Pforzheim.
6. Ferdinand Neubürger, Dr. phil., Privatgelehrter, hier.
7. Frau Julie de Neufville, Geheimratswitwe, hier.
8. Michael Schober, Kgl. Eisenbahninspektor, Kempten.
9. Karl von Stegmann, Direktor, Nürnberg.
10. Theodor Weiffenbach, Professor Dr. phil., Oberlehrer, hier.

36 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

In dieser Sektion sprachen in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1896 am

22. Januar Herr Dr. J. Ziehen über „Studien zu den Silven des Statius“;

19. Februar Herr Prof. Dr. Baier über „Chronologische Untersuchungen zum Leben Kimons“;

23. April Herr Dr. F. Quilling über „Das Heliosmosaik im Frankfurter historischen Museum und die Entwickelung des Heliostypus“.

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Studien zu den Silven des Statius** von Herrn Dr. J. Ziehen.

1. Die Frage nach dem Umfang des Gebrauches der Personifikation bei den antiken Schriftstellern, für deren Wichtigkeit ich vor kurzem an anderer Stelle (Rhein. Mus. 1895 S. 643 f.) ein Beispiel aus Justinus gegeben habe, muß auch für die Silven des Statius, besonders angesichts ihres neuesten Textes, aufgeworfen werden. Bährens hat, wenn überhaupt eine, so jedenfalls eine

*

eigentümliche ratio befolgt. V 1, 43 f. druckt er vos collato pectore mixtos Junxit inabrupta Concordia longa catena — der Zusatz von longa macht doch die Personifikation der Eintracht hier sehr bedenklich; wenn dagegen zu Anfang desselben Epicedion in Priscillam uxorem erzählt wird, daß der Gatte

. . . auferre rogis umbram conatur et ingens
certamen cum MORTE gerit,

so liegt doch offenbar eine Anspielung auf das bekannte Motiv der Alkestissage vor, das auch in den Worten des Herakles duram scio vincere Mortem III 1, 172 zu finden ist, und Bährens hätte nicht morte, sondern Morte drucken sollen. Noch an einer dritten Stelle ist der Personifikation der Todesgöttin meines Erachtens im Texte des Statius Rechnung zu tragen: in dem schönen Genethliacon Lucani ad Pollam heißt der Dichter an dem einen Tag im Jahre, der den Toden frei ist, die MORTES von hinnen weichen; die Überlieferung hat bei vielen Anstoß erregt, zuletzt durch Bährens die Abänderung in Mœrae erfahren; und doch denkt Statius sicher an die κῆρες, die von Homerischer Zeit bis in die Spätzeit des Altertums in unverminderter Bedeutung geblieben sind,[1]) und ruft ihnen mit Recht zu:

procul hinc abite, Mortes:
Haec vitae genitalis est origo.

In der Consolatio ad Flavium Ursum ruft der Dichter angesichts des von Flavius erlittenen Verlustes aus (V. 58 f.):

Quis deus aut quisnam tam tristia vulnera casus
Eligit? unde manus FATIS tam certa nocendi?

man muß daran denken, daß schon Properz (IV 7, 51) die Fata den Parzen so gut wie gleichsetzt, daß in der Zeit nach Statius Fronto (de nepot. amiss. S. 218) sie geradezu als lanifica bezeichnet; auch bei Statius legt schon der Ausdruck manus die Annahme der Personifikation nahe, die im Vorangehenden schon erledigte Alternative von deus aut casus (vgl. zu ihr von vielen Stellen nur etwa Caesar bell. gall. I 12, 6) schließt eigentlich ein

[1]) Vgl. den vortrefflichen Artikel von Crusius in Roschers Mytholog. Lexikon s. v. Keren.

bloßes Erwähnen des Schicksalsbegriffes geradezu aus; die Parzen werden darum wohl auch hier dem Dichter vorgeschwebt haben, und der Text muß lauten:

unde manus Fatis tam certa nocendi?

Wenn es nun bei Statius Silv. V 1, 258 ff. heißt:

Sic manes Priscilla subit, ibi supplice dextra
Pro te FATA rogat, reges tibi tristis Averni
Placat . . ,

so ist natürlich auch hier Fata im Sinne von Parcae gebraucht, und die übliche Lokalisierung der Parzen in der Unterwelt liegt der Einführung der Fata an dieser Stelle zu Grunde, wie das schon H. Peter in dem die Fata behandelnden Artikel von Roschers Mythologischem Lexikon richtig bemerkt hat.

In dem Gedicht auf die Via Domitiana ruft Statius (V. 107 f.) die Völker auf, quae sub axe primo Romani colitis FIDEM parentis; es ist ja nicht unmöglich fidem abstrakt zu fassen und für den Sinn ist es durchaus genügend, aber es entspricht schwerlich der Absicht des Dichters und der Gedankenrichtung des römischen Leserkreises; die Fides Publica ist auf Münzen eine häufige Erscheinung, sie verkörpert eine der wichtigsten Seiten des Staatslebens in einem der römischen Religionsauffassung ganz entsprechenden Sinne; wir können aber weiter ganz bestimmt annehmen, daß unter den Kaisern auch die Fides monarchisiert wurde, und meines Erachtens kann die Statiusstelle geradezu als Beleg dafür dienen, daß, wie die Fortuna des Kaisers an die Stelle der Fortuna populi Romani trat, ein Ähnliches auch mit der Fides, der Πίστις, als römischer Staatsgöttin, geschehen ist. In diesem Sinne hätten die Verse des Silvendichters vielleicht auch in dem Artikel Fides des Roscherischen Lexikons zweckmäßige Verwendung finden können.

Soweit die Gottheiten des Schicksals und der Weltordnung; auch Ortsbegriffe, die Statius einführt, werden in vielen Fällen zweckmäßig als Personifikationen gefaßt werden. amnis IV 3, 95 kann ja nicht anders als auf den hier redend eingeführten Volturnus gedeutet werden, der bei dem Bau der Via Domitiana eine sehr wesentliche Rolle gespielt hat. Wenn Statius den Wunsch, daß dem Victorius Marcellus in seiner Heimat Unglück, wie das durch

den Vesuv über Campanien gebrachte, fernbleiben möge, in die Worte einkleidet (IV 4, 85 f.):

procul ista tuo sint fata Teati,
Nec Marrucinos agat haec insania MONTES,

so denkt er sich doch natürlich die Berggötter selbst als die drohenden und thut als Dichter, was der bildende Künstler durch unzählige Lokalgottheiten auf Sarkophagen, Wandgemälden u. s. w. in Anlehnung an das Volksbewußtsein gethan hat. Ganz ähnlich redet IV 3, 124 die kymäische Sibylle die Lokalgottheiten von Fluß und Feld an mit den Worten:

manete Campi
Atque Amnis!

nicht nur der Campus Martius ist uns als Personifikation aus der Kunst bekannt, sondern auch die Λειμῶνες erscheinen auf einem campanischen Wandgemälde (s. der Kürze halber RML. v. Leimones II 1934), so geht auch hier die Dichtung mit der bildenden Kunst Hand in Hand.

Mors-mors, Campus-campus, Fides-fides, Amnis-amnis: es würde meines Erachtens schwerlich richtig sein, in solchen Varianten lediglich eine typographische Frage ohne jede Bedeutung zu erkennen; zu dem Gesamtbild antiker Lebens- und Religionsanschauung, wie es besonders die Denkmälerforschung gewinnen läßt, paßt nur schlecht die blasse Abstraktion, die namentlich dem unbefangenen Leser aus zahlreichen Stellen unserer Schriftstellertexte entgegentritt; wer Pompeji oder eine andere Stätte antiken Lebens durchwandert und dabei im Geiste die nötige Wiederherstellung des Verschwundenen oder von der Stelle Genommenen, die erforderliche Belebung des toten Bildes vornimmt, um den webt es und schwebt es von zahllosen Gestalten, die die rege, noch unverlorene Phantasie der beiden südlichen Völker zum Zwecke der Vertiefung wie der Ausschmückung des Lebens geschaffen hat; wer einmal tiefer hineingeschaut hat in diese Welt frommer und schönheitsdurstiger Phantasiegebilde, den muß es drängen, diese Welt auch mit sich heim zu nehmen, zu den Büchern der Alten, und wo es nur irgend angeht, will ihm beim Lesen lebendige Gestalt das ungleich rationellere, aber darum nicht schönere, nicht wahrere abstrakte Wort verdrängen.

2. Goethe hat unter den Beispielen, die er für die große Gewandtheit des Silvendichters in plastischer Schilderung anführt, gleich die erste Silve des ersten Buches mit der berühmten Behandlung der Reiterstatue Domitians auf dem römischen Forum genannt.

Der Equus Domitiani ist in der That ein Meisterwerk, die ἔκφρασις sowohl der Statue selbst, mehr vielleicht noch die Art wie diese ἔκφρασις zu der Schilderung der Umgebung des Reiterdenkmals in Beziehung gesetzt ist, höchst bewundernswert; für letzteres mag ein Beispiel hierher gesetzt werden, das zugleich die Wichtigkeit von Statius' topographischen Angaben erläutert.[2]) Statius schildert das eherne Pferd des Domitian — es hat gewaltige Formen, es ist lebhaft bewegt, wie lebend:

> Hunc et Adrasteus visum extimuisset Arion
> Et pavet aspiciens Ledaeus ab aede propinqua
> Cyllarus . . .

nach dem irrealen mythologischen Beispiel[3]) führt Statius mit wohl zu beachtendem Wechsel des Modus (extimuisset-pavet) das Roß des einen Dioskuren ein, daß sich am Treppenaufgang zum Tempel der Castores unter der Hand seines Bändigers emporbäumt, und er weiß mit netter Wendung der Gedanken dieses Bäumen des Rosses durch den furchterweckenden Anblick des kaiserlichen Rosses zu deuten. Sinn hat diese Wendung natürlich nur dann und verständlich ist sie nur dann, wenn die Statue des Domitian nicht allzuweit von dem Dioskurentempel entfernt stand; es empfiehlt sich daher gewiß, die Domitianstatue möglichst nahe an den Tempel der Castores heranzurücken, vielleicht noch weiter als man es gewöhnlich thut, indem man ihr den Platz anweist, den heute noch die Sockelreste einer spätrömischen Reiterstatue einnehmen; man wird sie vielleicht über die cloaca maxima hinaus noch näher an den Tempel des Divus Julius heranrücken können, die einzige Einschränkung des Vorrückens bildet die von Statius

[2]) Über die topographischen Verhältnisse vgl. O. Richter in Iwan Müllers Handbuch der Altertumswiss. III ¹ S. 797.

[3]) Zur Zusammenstellung des Arion und des Cyllarus vgl. Anth. lat. 759, 5 f.

angegebene Flankierung durch die Basilica Julia. Wenn der Dichter zu einer Vergleichung der Physiognomien des Domitian und des Cäsar natürlich auf Grund der Reiterstatue einerseits und der Tempelstatue andrerseits auffordert, so spricht das auch für möglichste Nähe des Tempels, in (oder vor?) dem die betreffende Cäsarstatue stand.[4])

Über das Aussehen der beiden Dioskurenstatuen vor dem Castortempel lehrt die Statiusstelle jedenfalls soviel, daß es nicht der ruhige Typus war, wie ihn etwa die Statuen von der Capitoltreppe vertreten, sondern ein bewegterer Typus, etwa dem entsprechend, den die Kolosse von Monte Cavallo noch heute auf dem Platze vor dem italienischen Königsschloß bewundern lassen. Haben diese Kolosse einst, vor ihrer Verwendung am Eingang der Constantinsthermen, den Tempel der Castores am Forum geziert? Ein Beweis dafür wie dagegen ist nur an Ort und Stelle unter genauer Berücksichtigung der Maße mit Aussicht auf Erfolg zu führen. Die Restauration des Dioskurentempels unter Augustus würde als Anlaß der Aufstellung wohl am ehesten in betracht zu ziehen sein.

3. Die Soteria Rutilii Gallici, die die 4. Silve des ersten Buches bilden, haben von Ribbeck in seiner an feinsinnigen Beobachtungen reichen Besprechung der Silven (Gesch. der röm. Dichtung III 219) folgende Ausdeutung erfahren: „Apollo macht den Vermittler. Keinem geringeren als ihm wird die Genesung des Stadtpräfekten verdankt. Er weilte gerade in Turin, wo er einen heiligen Hain besitzt, in der Heimat seines Schützlings, der zugleich Redner und Dichter ist. Dort erfuhr er von der schweren Erkrankung des pflichttreuen Mannes, der sich überarbeitet hatte. Alsbald ruft er seine Jünger, die dortigen Ärzte auf, mit ihm zu gehen, dem Leidenden zu helfen. Unterwegs erzählt er ihnen ausführlich Lebensgeschichte und Verdienste des Patienten, und grade noch zur rechten Zeit wird der Treffliche vom Tode gerettet. Gewiß hat er einen Turiner Arzt konsultiert und ihm verdankte er seine Herstellung."

[4]) Vgl. Gsell, Essai sur le règne de l'empereur Domitien. Paris 1894; S. 104. Gsell hat die von Statius sehr fein gegebenen topographischen Angaben nur zum Teil verwandt.

Ribbeck hat bei dieser Ausdeutung übersehen, daß die von Apollo aufgerufene Epidauria proles — so V. 61 — später von demselben Apollo als nate — so V. 95 — angeredet wird, also nicht auf menschliche Ärzte, sondern einzig und allein auf Asklepios gedeutet werden kann, an der Ribbeckischen Auslegung des Gedichtes ist demnach eine Änderung vorzunehmen: Apollo verläßt sein Heiligtum am Alpenabhang und ruft — von wo, ist nicht gesagt — den Äskulap als Helfer herbei; die beiden Götter vollbringen selbst das Werk der Heilung.

Warum bedarf Apollo des Asklepios, um die Heilung vorzunehmen, da er doch selbst Heilgott ist? Es liegt auf der Hand, daß Apollos Thätigkeit als Heilgott der Zeit des Statius zu wenig allgemein geläufig war. Der Spezialgott des Heilwesens Asklepios muß also hereingezogen werden, und der Dichter knüpft mit seiner Einführung des Asklepios am Krankenlager in der That an eine dem Altertum völlig geläufige Vorstellung an. In den athenischen Mitteilungen des Archäologischen Instituts (17, 229 ff.) habe ich seiner Zeit die Reliefs aus dem Ἀσκληπιεῖον der Akropolis sowie anderen Fundorten zusammengestellt, die den Heilgott als Krankenpfleger zeigen; dieser bildlichen Vorstellung entspricht das vorliegende dichterische Motiv ganz und gar.

Unsere Statiusstelle gewinnt aber mit diesem ihrem Motiv noch eine ganz eigentümliche Bedeutung für die Kunstgeschichte. Mehrere altchristliche Reliefs zeigen die verschiedenen im neuen Testament überlieferten Heilungsszenen in einem Darstellungstypus, der jeden Beschauer an jene heidnischen Asklepiosdarstellungen erinnern muß; und zwar geht die Übereinstimmung über die durch die Analogie der Situation gegebenen Ähnlichkeiten so weit hinaus, daß man mit Recht an eine Typenübertragung, eine Benützung der heidnischen Darstellungsform durch die altchristlichen Künstler gedacht hat.[5]) Eine solche Typenübertragung hat an sich bei der großen Zahl ähnlicher Fälle nichts Auffälliges; ich möchte für die Analogien auf meine Bemerkungen Ber. des Hochstiftes 1895,

---

[5]) Vgl. zuletzt V. Schultze, Handb. der christl. Archäologie S. 243, und etwa noch Appell, Monuments of early christian art S. 36.

S. 317 ff. verweisen und hier nur noch die Darstellung der Himmelfahrt des Elias auf dem Lateranischen Sarkophag bei Appell (Monuments of early christian art S. 23) anführen, deren Hauptelemente ganz zweifellos den heidnischen Reliefbildern des Proserpinaraubes entnommen sind. Für die Heilszenen erwuchs der Annahme ähnlicher Typenübertragung nur das eine Bedenken, daß römische oder spätgriechische Asklepiosdarstellungen der oben besprochenen Art nicht vorhanden sind, daß ein Zeitraum von mindestens 300 Jahren zwischen den nachweisbaren beiderseitigen Monumenten lag. In diese Lücke tritt nun die Silve des Statius mit ihrem dichterischen Motiv ein; mag dieses auf ein griechisches Vorbild zurückgehen, was sogar wahrscheinlich ist — schwerlich konnte trotzdem der Dichter es verwenden, wenn es nicht dem zeitgenössischen Publikum geläufig und sofort verständlich war; gerade die Kürze, mit der Statius den göttlichen Besuch bei dem Kranken mehr andeutet als schildert, zwingt um so mehr, das Fortleben solcher Asklepiosbilder auch bis in die Zeit des Statius hinein anzunehmen und so stellt unsere Silve mit ihrem Asklepiosmotiv ein wichtiges Bindeglied dar zwischen dem Bilderkreis attischer Reliefs des vierten Jahrhunderts und der durch Typenübertragung gewonnenen Darstellungsform altchristlicher Heilwunder.[6])

4. Das schöne Gebet an den Schlafgott (V 4), eine Perle echt lyrischer Einfachheit unter den Silven des Statius, scheint mir an seiner entscheidendsten Stelle neuerdings nicht ganz richtig verstanden zu sein; Schanz (Röm. Litteraturgesch. I 2, 324) glaubt, der Dichter „spreche den Verdacht aus, daß ein Mädchen den Somnus in seinen Armen gefesselt halte", und daß deshalb der Schlaf dem Ruhebedürftigen fern bleibe; nun weiß freilich die litterarische Überlieferung von einem Liebesverhältnis des Hypnos zu Pasithea zu erzählen und man hat sogar — freilich wohl irrig — einen Moment dieser Sage auf einem Wandbilde aus Pompeji (vgl. Müller, Handbuch der Archäologie [2] § 210 Anm. 6) erkennen

[6]) An die altchristlichen Typen lehnt sich dann die romanische Skulptur an in Werken wie der Reliefzyklus der Martinslegende vom Dom zu Lucca (s. Schmarsow St. Martin von Lucca S. 98 ff. mit Abbildung).

wollen; doch der Wortlaut der Statiusstelle zeigt deutlich, daß der Dichter auf diesen Mythos von Hypnos hier in keiner Weise anspielen will; er schreibt

Unde ego sufficiam? non sunt mihi lumina mille,
Quae sacer alterna tantum statione tenebat
Argus et haud unquam vigilabat corpore toto.
Et nunc heus aliquis longa sub nocte puellae
Brachia nexa tenens ultro te, somne, repellit.
Inde veni.[7])

das kann doch nur heißen: „Ein Andrer vielleicht wünscht sich den Schlaf weit weg, der ihn hindert das Glück der Liebe zu genießen; von diesem Andern, der doch nichts von dir wissen will, komm o Hypnos und leihe mir, der deiner so sehr bedarf, deine göttliche Hilfe!" Selbst wenn die Texteüberlieferung dieser Stelle diesen Sinn nicht ergäbe, müßten wir meines Erachtens ihn herzustellen suchen; denn nur so kommt doch ein klarer, für den Zusammenhang innerhalb des kleinen Gedichtes brauchbarer Gegensatz heraus. Die Segnungen des schlafspendenden Gottes finden nach der Ansicht des Dichters an verkehrter Stelle Verwendung, pflichtvergessenes Versäumen seines Amtes wirft Statius dem Hypnos gewiß nicht vor.

5. Wie unter No. 2 die von Goethe gerühmte Geschicklichkeit des Silvendichters in Lokalschilderungen für das Forum Romanum belegt worden ist, so soll hier Statius als Perieget seiner engeren Heimat, Campaniens, einen Augenblick näher betrachtet werden.

Fine viae recentis imo
Qua monstrat veteres Apollo Cumas[8])

tritt die Sibylle auf, um das Lob des Gründers der neuen Via Domitiana zu verkünden; Gsell a. a. O. S. 134 hat die Stelle

[7]) Eine leise humoristische Färbung hat das Gedicht wohl auch; sie liegt dem Wesen des Silvendichters nicht ganz fern: II 4, Psittacus Atedii Melioris, ist bewußte Parodie einer consolatio. Ob IV 6, 4 f. scherzhaft gemeint ist, muß offen gelassen werden. III 5, 26 ff. ist zweifellos humoristisch gesagt. Auch IV 8, 16 die tot dominis clamata domus?

[8]) In Cumä war ein Vespasiantempel vgl. Desjardins, Tab. Peutingeriana unter Via Dom. Hatte vielleicht schon Domitians Vater der Gegend besondere Fürsorge zugewandt?

verwandt, um zu zeigen, daß Dio Cassius 67, 14 die Domitiana mit Unrecht bis Puteoli sich ausdehnen läßt, daß wir vielmehr Cumä als ihren Endpunkt zu betrachten haben; es entsteht die Frage, ob hiermit die Worte des Statius richtig verwandt, ob sie von Gsell scharf genug interpretiert worden sind. Finis imus ist ein ziemlich stark betonter Ausdruck für das Ende, wenn die einfache Ortsbezeichnung Cumae darauf folgte, würde die Sache keinen Augenblick anders als im Sinne Gsells entschieden werden können, allein der Wortlaut der Silve versetzt den imus finis der Via Domitiana dahin qua monstrat veteres Apollo Cumas, und das ist schwerlich ohne weiteres mit der Ortsbezeichnung Cumae gleichzustellen. Was bedeuten die Worte „Apollo veteres Cumas monstrat"? Man könnte an einen Ἀγυιεύς denken, dessen Standbild am Wege die Richtung nach Cumä gab; wahrscheinlicher ist es, daß die Stelle des Weges bezeichnet werden soll, an der der hochragende Apollotempel der Akropolis von Cumä dem Auge des Wanderers sichtbar ward. Da wir nun nach Maßgabe des Zusammenhanges für die neue Straße sowohl den Standpunkt des von Rom wie des von Brindisi herkommenden einnehmen können, so bietet sich ungesucht als der von Statius bezeichnete Punkt, wo „Apollo Cumä zeigt", die jedem Besucher der Gegend unvergeßliche Stelle dar, wo die Straße von Arco Felice an den Hügel von Cumä herantritt; stolz genug mag im Altertum dem von Puteoli herkommenden Wanderer das Bild der hochragenden Stadt dort zuerst entgegengetreten sein; die Beziehung der Statiusworte auf diese Stelle hat noch den Vorteil, daß die Sibylle keinen allzuweiten Weg von ihrer Grotte zurückzulegen hat, um ihr Festlied zu singen; imus finis aber kann die Stelle wohl genannt werden, da die Entfernung bis Puteoli, das sonach den Endpunkt der Via Domitiana gebildet hätte, nicht allzugroß ist.

* * *

2. Das Helios-Mosaik im Historischen Museum zu Frankfurt a. M. und die Zeit seiner Entstehung von Herrn Dr. F. Quilling.

Das römische Mosaik mit einer Darstellung des Helios im Viergespann, welches im Herbste vorigen Jahres in Münster un-

mittelbar südlich von Bingen gefunden wurde und in den Besitz des Frankfurter Historischen Museums gelangte, ist bereits von Koehl im Korrespondenzblatt der Westd. Zeitschr. 1895 Nr. 78 beschrieben und wissenschaftlich und künstlerisch gewürdigt worden; es wird außerdem in einer in Arbeit begriffenen Publikation des Vortragenden: „Aus städtischen und privaten Sammlungen zu Frankfurt a. M." reproduziert und besprochen werden. Die folgenden Zeilen können gewissermaßen als eine Vorarbeit zu dieser Besprechung gelten; sie machen den Versuch, die Entstehung des Mosaiks, soweit möglich, chronologisch festzustellen auf Grund einer Betrachtung des Heliostypus, wie er in dieser Darstellung vorliegt, sowie derjenigen anderen Bestandteile des Mosaikgemäldes, welche eine Typenentwickelung deutlich erkennen lassen. Im gegebenen Rahmen kann eine solche Betrachtung nicht eine umfassende, auf alle Denkmälergattungen sich ausdehnende sein: sie muß sich auf eine bestimmte Gruppe beschränken; im Folgenden sind die römischen Münzen zum Gegenstande einer Untersuchung in dieser Hinsicht gemacht worden, weil sie in erster Linie uns ein sehr reiches, ziemlich lückenlos zusammenhängendes und gut datierbares Material für den zu verfolgenden Zweck an die Hand geben.

Vorläufig indessen wird eine derartige Untersuchung dadurch sehr erschwert, daß das für die Kaisermünzen grundlegende Werk von Cohen (Médailles impériales, 2. Auflage) kein Verzeichnis der einzelnen Typen und der Stellen ihres Vorkommens aufweist; man ist dadurch genötigt, die acht Bände Blatt für Blatt und Seite für Seite durchzusehen und sich Auszüge zu machen. Besser steht es mit den Münzen der römischen Republik, indem die treffliche Arbeit Babelons (Monnaies consulaires, 2 Bände) mit ausführlichen und sorgfältig gearbeiteten Registern versehen ist. Gute Dienste leistet auch immer noch Chr. Rasches unendlich fleißiges Lexicon universae rei numariae, welches jedoch mit Rücksicht auf die oft recht kritiklose Zusammentragung des Stoffes und die häufige Benutzung unsicherer und fragwürdiger Quellen nur mit Vorsicht gebraucht werden darf. Neben diesen Hauptwerken müssen natürlich die numismatischen Zeitschriften sowie die wissenschaftlichen Kataloge größerer Museen, in erster Linie der Catalogue of the greek

coins in the British Museum, herangezogen werden. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber sind für die Verfolgung unseres Heliostypus die Publikationen römischer Medaillons, wie sie H. A. Grueber (Roman medallions in the British Museum. London 1874) für das Londoner, W. Fröhner (Les medaillons de l'empire romain. Paris 1878) für das Pariser Münzkabinet und in zusammenfassender ausführlicher Darstellung F. Kenner (Der römische Medaillon: Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses Bd. 1—3, 5, 9, 11) gegeben haben.

Die römischen Münzen und Medaillons zeigen vier Arten der Abbildung des Sonnengottes, je nachdem er

1) in Büstenform,
2) stehend, schreitend oder laufend,
3) reitend,
4) fahrend,

vorkommt.

Die seltenste — und hier deshalb überhaupt nicht inbetracht kommende — dieser Darstellungsweisen ist die dritte: sie findet sich auf eigentlich römischen Münzen überhaupt nicht und auf römischen Provinzialmünzen nur ganz vereinzelt; als Beispiel sei der Alexandriner des Traian Cat. of the greek coins in the British Museum, Alexandria, pl. III. 413 angeführt.

Häufiger (besonders bei Alexandrinern) tritt die Wiedergabe der Büste des Sonnengottes auf, sei es in Vorder- oder in Seitenansicht; für unseren Zweck sind diese Darstellungen nur insofern von Interesse, als wir daran beobachten können, ob dem Sonnengott zu bestimmten Zeiten eine bestimmte oder eine beliebige Anzahl von Kopfstrahlen oder eine Strahlenkrone als Attribut gegeben wurde, ob ihn die römische Kunst damals nackt oder im Gewande abzubilden pflegte u. s. w.

Die Sol-Büste ist als Aversdarstellung bereits auf dem kampanischen Schwergeld sehr beliebt (vgl. Wiener numismatische Zeitschrift I., 1869, Tafel X.); für die Verwertbarkeit der Anzahl der Kopfstrahlen als typologisches Kriterium charakteristisch sind Fälle wie z. B. a. a. O. No. 6, wo diese nur auf der einen Seite des Kopfes angegeben sind, da der Platz gegenüber durch

die Wertbezeichnung der Münze (sechs Kugelpunkte) in Anspruch genommen wird.

Schon hieraus ergiebt sich, daß die Zahl der Kopfstrahlen zur Verfolgung der Entwickelung des Heliostypus nicht verwendet werden kann; im übrigen variiert sie von 4—12, 15 u. s. w. je nach dem Belieben des darstellenden Künstlers. Ebensowenig kommt die Art[1]) ihrer Wiedergabe in Betracht, sei es daß sie lang oder kurz, nur spitz zulaufend oder pfeilförmig gebildet sind.

Die 12 Kopfstrahlen, welche das Mosaik dem Sonnengotte giebt, sind also zur Datierung weder ihrer Zahl noch der Art ihrer Darstellung nach irgendwie heranzuziehen. Dasselbe negative Resultat ergiebt eine Betrachtung des Gewandes des Sol auf dem Mosaikbild im Vergleich mit den römischen Münzen (Sol stehend, schreitend oder laufend). Der leichte, flatternde Mantel, der auf der Schulter zusammengehalten wird, ist seit frühester und bis zur spätesten Zeit zu sehr Allgemeingut der Kunst und ihrer Erzeugnisse, als daß er sich zur Charakterisierung einer zeitlich bestimmten Gattung von ihr verwerten ließe.

So bleibt denn nur eine Analyse desjenigen Typus übrig, welcher den Sonnengott fahrend darstellt und zwar — so wie ihn das Mosaik abbildet — auf einem in Vorderansicht emporsprengenden Viergespann.

Bezeichnend für den Typus des Mosaikgemäldes ist namentlich das Aufsteigen der Rosse der Quadriga, das Motiv, daß die

---

[1]) Erwähnung verdient hier der eigentümliche Versuch, den dichterischen Schilderungen (vgl. Rapp in Roschers Lexikon der Mythologie, Seite 2003 und 2004) entsprechend, die Haare des Sonnengottes dadurch als strahlend zu charakterisieren, daß man sie in der Darstellung als Strahlenbüschel zusammenfaßt; so erscheinen sie z. B. bei den Antoniusmünzen des Jahres 43 v. Chr. (Cohen [2] I, 43, 68 und 69). Es ist ein Versuch, der unwillkürlich an die Kennzeichnung des Meergottes durch einen triefenden Bart in der Freiplastik erinnert (Vgl. die Büste im Vatikan, abgebildet in Baumeisters Denkmälern des klassischen Altertums unter No. 987).

Ein Muster von Häßlichkeit in der Bildung der Kopfstrahlen findet sich auf der späten (wohl Ende des 3. Jahrhunderts oder noch später, wenn man sich nach der Reproduktion ein Urteil erlauben darf) Bronzetafel Bonner Jahrb. XXIII Tafel III.

beiden inneren Pferde sich anblicken, während die beiden anderen die Köpfe nach außen richten, und schließlich die schlichte, oben abgerundete Form der Vorderwand des Wagens, auf welchem der Sonnengott steht. Vergleichen wir damit die Münzen: die früheste analoge Darstellung der römischen Kunst bietet der Denar der Gens Manlia aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. (Babelon, Monnaies consulaires II, 175, 1). Auch hier Vorderansicht, sich aufbäumende Rosse, die mittleren nach innen, die beiden anderen nach außen blickend; die Gestalt des Wagenkorbes allerdings, von dem nur ein Teil sichtbar wird, ist schwer zu beurteilen.



Legten wir nun unseren weiteren Untersuchungen lediglich die Typen des Sol auf der Quadriga zu Grunde, so wäre jetzt ein großer zeitlicher Sprung, von etwa 140 v. Chr. bis 240 n. Chr., (Gordianus III) zu verzeichnen; da indessen, wie wir gesehen haben, die Figur des Sol als solche für unsere Zwecke nicht in Betracht kommt, vielmehr typologisch nur die Art der Wiedergabe des Viergespannes und der Wagenform maßgebend ist, werden im Folgenden auch andere homogene Darstellungen der Quadriga zum Vergleich herangezogen. Ihre Aufzählung geschieht am übersichtlichsten durch ein Schema: es werden darin nur solche Darstellungen angeführt, welche dem Mosaik in der Haltung der Pferde durchaus entsprechen; die Wagenform dagegen erfordert eine besondere Betrachtung in jedem einzelnen Falle.

Kaiser	Beschreibung der Rückseite	Abgebildet oder beschrieben	Wagenform
1. Caracalla	Minerva auf dem Viergespann. Großerz von Seleucia in Cilicien.	Berlin. numismat. Zeitschr. XIII (1885) Tafel IV. 11.	Nicht erkennbar.
2. Gordianus III.	PAX AETERNA. Emperor l. wearing paludamentum and cuirass; he holds patera and spear, and sacrifices at a lighted altar; behind him Victory l., crowning him with wreath and holding palm; *before him in the background Sol in quadriga, facing, holding whip; two of the horses are turned to r. and two to l.,* beneath the chariot are two river-gods, the Tigris and the Euphrates, reclining r. and l. on urns: on l. a signum in the centre, behind Sol a second and a third behind the Emperor. (Bronzemedaillon.)	H. A. Grueber, Roman medallions in the British Museum (London 1874) und Cohen, Médailles impériales, 2. Aufl., V. 38. 172.	
3. Probus	SOLI INVICTO. Sol[1] auf dem Viergespann mit flatterndem Mantel, die Rechte erhebend, während die Linke die Kugel und Peitsche hält. Von dem Wagen ist außer dem Korb und den perspektivisch verkehrt, nämlich in Vorderansicht, wiedergegebenen Rädern namentlich das breite über den Rücken der Pferde gehende Joch sichtbar. (Zwei Bronzemedaillons.)	W. Fröhner, Les médaillons de l'empire romain (Paris 1878) S. 240 = Cohen VI. 319. 669 und 670.	

[1]) Das Haar des Gottes ist in langen Strähnen strahlenförmig angeordnet: vgl. oben Anm. 1 zu den ähnlichen Antoniusmünzen; auch sonst scheint die Zeit des Probus öfter auf klassische Vorbilder zurückgegangen zu sein.

Kaiser	Beschreibung der Rückseite	Abgebildet oder beschrieben	Wagenform
4. Probus	Ebenso. (Münze.)	Cohen[2] VI. 319. 668 = Cohen[1] V. pl. VIII.	
5. Probus	Ebenso. (Münze.)	Cohen[2] VI. 320. 671.	?
6. Constantinus II.	Sol auf dem Viergespann, der Mosaikdarstellung entsprechend. Vom Wagen auch die Räder sichtbar. Im Abschnitt SMANT. (Goldmedaillon.)	Cohen[1] VI. pl. VII bis 31 = Cohen[2] VII. 460. 137.	

Schon diese kleine Zusammenstellung aus dem mir zugänglichen publizierten Material zeigt, wie selten sich Darstellungen eines in Vorderansicht ansprengenden Viergespanns in der römischen Numismatik finden; allerdings könnte man noch das Bronzemedaillon des Alexander Severus aus Thyateira hierherrechnen, welches Prof. Pick in der Wiener numism. Zeitschrift Bd. 23 (1891) auf Tafel IV abbildet und Seite 80 ff. folgendermaßen beschreibt: „Jugendlicher Gott mit Strahlenkranz um das Haupt, nackt, nur mit einem kurzen Mantel um die Schultern, nach vorn auf einem Viergespann stehend; er hält in der gesenkten Rechten einen Zweig,[3]) im linken Arm ein Doppelbeil; von den Rossen sind zwei rechts-

[3]) Beiläufig sei bezüglich der im Texte geäußerten Ansicht, Sol mit dem Attribute des Zweiges komme sonst nicht vor, auf die beiden Münzen des Gallienus und Aurelianus aufmerksam gemacht, welche Cohen (2. Aufl. Bd. V, 410. 696 und VI, 191. 159) folgendermaßen beschreibt:

„Gallienus. Rev. ORIENS AVG. Le Soleil radié marchant à gauche levant la main droite et tenant de la main droite un fouet *et une palme.*

Aurelianus. Rev. ORIENS AVG. Le Soleil radié à demi au marchant à droite *tenant une branche d'arbre* et un arc et foulant aux pieds un captif terrassé."

hin und zwei linkshin gewendet.“ [4]) Dieser Typus weicht von dem unseres Mosaikbildes nur insofern ab, als die beiden inneren Rosse die Köpfe ebenfalls nach außen wenden; die Wagenform ist bei dem schlechten Erhaltungszustand des Stückes leider nicht erkennbar.

Als Ergebnis der bisherigen Untersuchung dürfen wir somit verzeichnen: diejenigen römischen Münzen und Medaillons, welche eine dem Mosaikbild genau entsprechende Komposition [5]) zeigen, gehören dem 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. an. Eine Betrachtung der Wagenformen auf den herangezogenen Vergleichsobjekten führt uns einen Schritt weiter, indem sie uns die gewonnene Datierung noch enger begrenzen und sicherer festlegen läßt. In der frühesten Zeit bis etwa gegen Mitte des 3. Jahrhunderts ist die Form [6]) des Wagenkorbes in den Münzendarstellungen hoch und fast zylindrisch gebildet (von vorne gesehen), einem wirklichen Korbe so ziemlich entsprechend. Gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts [7]) tritt daneben eine andere, nicht zylindrische, sondern geschweifte Form der Wagenwand auf, eben diejenige, welche mit der des Mosaiks identisch ist: die Vorderwand ist halbkreisförmig gebildet und läuft in niederwärts geschweiften Seitenwänden aus. Dieser Typus bleibt be-

---

[4]) Diese Art der en face-Darstellung des Viergespanns mit auseinanderstrebenden Rossepaaren findet sich auch sonst (nicht nur auf Münzen) häufiger als die unsrige; man vergleiche z. B. die Münzen und Medaillons von: Alexander Severus, Cohen [1] IV. pl. I. 371. Gordianus, Grueber a. a. O. pl. XLIV. Philippus I., Cohen [1] IV. pl. VIII. 4. Philippi I & II und Otacilia, Fröhner a. a. O. S. 195. Maximinus Daza, Cohen [1] VI. pl. I. 21. Constantinus I., Cohen [1] VI. pl. IV. 482. Ferner die Darstellungen: Bonner Jahrb. Heft XIX. Tafel I (Denkmal zu Igel). Bonner Jahrb. Heft XXIII. Tafel III (siehe oben Anm. 1). Auch in mittelalterliche Darstellungen geht dieser Typus über; vgl. Bonner Jahrb. Heft LXXVIII. Tafel V. 4 (12. Jahrh.).

[5]) Eine interessante Parallele zu unserem Mosaikbild d. h. zur Verbindung von Sonnengespann und Tierkreis bietet die Elagabalmünze, welche in Muselli, Numismata imperatorum Romanorum Tafel 170, Nr. 5 abgebildet ist.

[6]) Vgl. z. B. als eine der spätesten die auf der Münze des Alexander Severus (Cohen [1] IV, pl. I. 370).

[7]) Vgl. die oben gegebene Zusammenstellung Nr. 2—4 und z. B. die Cohen [1] VI pl. I. 21 abgebildete Münze des Maximinus Daza (305—313 n. Chr.).

*

stehen bis zum Ende des 3. Jahrhunderts,[8]) dann tritt die alte korbähnliche, zylindrische Form wieder in den Vordergrund, welche um die Mitte des 4. Jahrhundert von einer neuen,[9]) an der halbkreisförmigen Vorderwand mit aufgesetzter Brüstung versehenen abgelöst wird.

Sonach ergiebt sich für die Entstehung des Mosaiks eine genauere Datierung, nämlich die Spanne von etwa 240—300.

Von den übrigen Bestandteilen der Mosaikdarstellung beanspruchen hinsichtlich ihrer Verwertung zur Datierung noch zwei eine besondere Beachtung: der Kaprikorn des Tierkreises und die beiden Gefäße in den vollständig erhaltenen Zwickeln, welche durch Einfügung des Rundbildes in das umrahmende Quadrat entstanden sind.

Nachdem wir durch die Betrachtung des Heliostypus und der Form des dargestellten Wagens im Vergleich mit Münzbildern einen ziemlich genauen zeitlichen Ansatz für die Entstehung unseres Mosaiks gewonnen haben, sollte man annehmen, daß auch alle übrigen typologisch verwertbaren Gegenstände der Mosaikdarstellung auf dieselbe Zeit hinweisen müßten. Allein gleich der Kaprikorn bereitet uns in dieser Beziehung eine arge Enttäuschung. Seine Darstellungsweise[10]) in der römischen Kunst ist eine sechsfache; er wird abgebildet:

1. ohne Attribute,
2. mit Füllhorn,
3. mit Kugel,

---

[8]) Vgl. z. B. die Münze des Maximianus Herc. (Wiener numismat. Zeitschrift V (1873) Tafel II, 8), sowie das Bronzemedaillon des Treb. Gallus und Volusianus (Cohen[1] IV. pl. XIV. 3); ferner das Medaillon Constantinus II. (350—361), welches Fröhner a. a. O. S. 310 abbildet. Auf einem anderen Medaillon desselben Constantinus findet sich bereits die neue seit der Mitte des 4. Jahrhunderts auftretende Wagenform mit aufgesetzter Brüstung; siehe die folgende Note.

[9]) Vgl. das Goldmedaillon des Constantinus II., welches in der oben gegebenen Zusammenstellung als sechstes aufgeführt ist, das Valensmedaillon Fröhner S. 326, u. a. m.

[10]) Die Litteratur über den Kaprikorntypus siehe bei Gardthausen, Augustus und seine Zeit (Leipzig 1891). II. Seite 18 und 19.

4. mit Kugel und Füllhorn,
5. mit Kugel und Ruder,
6. mit Kugel, Ruder und Füllhorn.

Der Typus Nr. 5 wird bis jetzt nur durch unser Mosaik repräsentiert, ihm am nächsten kommt Typus 6, welcher uns infolgedessen hier allein interessiert; er begegnet uns bei den Münzen des Augustus, Vespasianus und Titus mit der charakteristischen Variante, daß das Ruder entweder geschultert und mit einer Pfote gehalten wird oder daß es unter den Pfoten des Thieres befindlich ist. Die erste Variante ist die der Mosaikdarstellung entsprechende, aber sie gehört zeitlich nicht wie diese in die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr., sondern in den Anfang des 1., denn sie kommt allein bei Augustusmünzen vor und zwar bei dem Exemplar Cohen[2] I. 64. 15.

Dieses Ergebnis ist auffallend; sehen wir uns indessen dadurch veranlaßt, eine genauere Musterung auch der übrigen Tierkreistypen vorzunehmen, so ergiebt sich gar bald die Lösung. In erster Linie wird uns die Figur der „Wage“ sofort einen weit früheren Eindruck machen als das Mittelbild. Die treffliche Komposition, die lebhafte Bewegung und vor allem die Art der Gewandung scheint darauf hinzuweisen, daß die Vorlage für diese Figur auf ältere Darstellungen zurückgegangen ist; damit stimmt die Form des Gefäßes, welches dem Wassermann als Attribut gegeben ist, die lebendige, bewegte Haltung des Stieres u. s. w.

Wir werden somit annehmen dürfen, daß die Vorlage für die Thierkreisdarstellung unseres Mosaiks auf ältere gleichartige Kompositionen zurückgegangen ist, daß sie einen bereits in früherer Zeit entstandenen und vielleicht geläufig gewordenen Typus dieser Kompositionen benutzt hat, daß also die Tierkreisdarstellung unseres Mosaiks zu dessen Datierung nicht verwendbar ist.

Um so mehr ist dies der Fall bei den Typen der in den beiden erhaltenen Zwickeln dargestellten Gefäße, namentlich der kantharosähnlichen Vase rechts unten. Wenn wir auch bei der Heranziehung dieser Formen zur Datierung des ganzen Monumentes stets den Umstand berücksichtigen müssen, daß die Gefäße hier rein dekorativ angebracht, ihre Formen also mehr oder weniger stilisiert und manchmal utriert sind, dürfen wir doch den diesen stilisierten

Formen zu Grunde liegenden, etwas einfacheren Typus als für die Zeit der Entstehung des Mosaiks charakteristisch betrachten und die etwa anderweitig für ihn gewonnenen chronologischen Anhaltspunkte auch zur Datierung unseres Mosaiks verwerten.

Die bei beiden Gefäßen besonders in die Augen fallenden S-förmig gebildeten Henkel beweisen an sich für die Zeit der Entstehung nichts; sie finden sich bereits im 1. und 2. Jahrhundert der Kaiserzeit in den verschiedensten Darstellungen: auf pompejanischen Wandgemälden (Zahn I, 42. III, 59 und 86), auf Steindenkmälern, wie in dem Giebel des noch ins erste Jahrhundert gehörigen Grabsteins des Jukundus (Jahrb. d. Vereins v. Alterthumsfr. im Rheinl. Heft 74, Tafel I) u. s. w. Wichtiger ist die Vasenform.

Der Form unseres kantharosartigen Gefäßes nähert sich bereits der auf dem pompejanischen Wandgemälde (Zahn III), 22 dargestellte Krater, noch ähnlicher ist ihm ein Kratertypus, der sich häufig auf Terrasigillataschalen mit Medaillonreliefs findet, die nach Dragendorffs Untersuchungen (Dragendorff: Terra sigillata. Bonn 1895) dem Ende des 2. Jahrhunderts zuzuweisen sind; ganz genau aber entspricht ihm die Darstellung eines Steindenkmals in Trier, welches Hettner (Die römischen Steindenkmäler des Provinzialmuseums in Trier. Trier 1893. Seite 33) abgebildet hat. Das Monument entstammt einem Gräberfeld, welches dem 3. und 4. Jahrhundert angehört, ein Ansatz, der wiederum mit der Datierung, die wir bereits anderweitig für unser Mosaik gewonnen haben, vorzüglich stimmt: es wird gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts entstanden sein.

Die damaligen politischen Verhältnisse des linksrheinischen Germaniens, in dessen Gebiet der Fundort des Mosaiks liegt, widersprechen dem nicht; lange allerdings wird sich der Besitzer der Villa, deren Staatszimmer unser Mosaik als Fußbodenbelag zierte, des schönen Kunstwerkes nicht haben erfreuen können, denn etwa 20 Jahre nachdem es geschaffen war, begannen die verheerenden germanischen Einfälle auch in das linksrheinische Gebiet, welche, sich stetig mehrend, dem wankenden Römerreiche schließlich den Todesstoß versetzten.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1896 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen
mit Wahlrecht:

Herr F. Dörr, Direktor der Bockenheimer Realschule, hier.

In der Sektion sprachen am

29. Januar und 26. Februar Herr Dr. Junker über „François Gouin";

29. April Herr Dr. Banner über „Aus dem litterarischen Leben und Treiben der französischen Hauptstadt".

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **François Gouin und seine Methode der Spracherlernung.**[1])
Von Herrn Oberlehrer Dr. Junker.

Es ist eine seltsame Fügung, daß der Mann, dessen Leben und Methode der Spracherlernung der heutige Vortrag behandeln soll, seine besten Anregungen in Deutschland erhalten hat — und daß er dennoch bis in die neueste Zeit hinein in Deutschland fast ganz unbekannt war. Außer zwei Notizen in den Phonetischen Studien von 1893, Bd. VI. 251—56, 347—62, einem Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 22. August 1895 und einer größeren Abhandlung „Die Methode Gouin" von R. Kron in den „Neueren Sprachen", Bd. III. S. 1—35, 65—88, 150—176, 193—215, 257—287, 321—340 (April—Oktober 1895), ist mir in deutscher Sprache nichts über ihn bekannt geworden.

Es ging ihm bei uns, wie in seinem Vaterlande: das theoretische Werk „L'Art d'enseigner et d'étudier les langues", das

[1]) F. Gouin: L'Art d'enseigner et d'étudier les langues. 1. Aufl. Genf 1880; 2. Aufl. Paris 1894. — Ders.: Langage objectif. Les Séries objectifs et champêtres. Paris 1895. 4 Bändchen; 2 französische, 1 deutsches, 1 englisches.

er im Jahre 1880 veröffentlichte, wurde hier und da bekannt, blieb aber bei seiner ungeordneten und sich oft wiederholenden Darstellung ohne allen Erfolg, um so mehr, als der Verfasser sich nicht entschließen mochte, ein praktisches Lehrbuch folgen zu lassen, das dem Unterricht als Grundlage dienen konnte. So war sein Buch denn verschollen, buchstäblich verschollen, bis im Jahre 1889 in Paris gelegentlich der Weltausstellung ein Exemplar des Werkes dem englischen Elektrotechniker Howard Swan in die Hände fiel.

Dieser glückliche Zufall bildet den Wendepunkt in der Geschichte der Methode Gouin. Swan interessierte sich für das Werk derartig, daß er beschloß, mit Hilfe von Viktor Bétis, eines ehemaligen Schülers Gouins, den er kennen gelernt hatte, es ins Englische zu übersetzen. Doch konnte diese englische Ausgabe erst im Mai 1892 veröffentlicht werden, da es ungemein schwer gehalten hatte, einen Verleger zu finden. Der Buchhändler jedoch, der sich schließlich zum Drucke des pädagogischen Werkes bereit erklärt hatte, sollte reichlich für seinen Wagemut entschädigt werden; denn innerhalb Jahresfrist wurden vier starke Auflagen vergriffen. Das lag an der praktischen Art der Engländer, die nicht bloß die Presse in ausgedehntestem Maße zur Reklame heranzogen, sondern auch zugleich von der Güte der Methode einen praktischen Beweis lieferten. Der Herausgeber der „Review of Reviews", W. T. Stead, brachte gleich bei Erscheinen des Werkes am 15. Mai 1892 einen umfangreichen Artikel über dasselbe; die Tages- und Fachpresse besprach es kürzer oder ausführlicher; Anzeigen, in echtem Reklameton gehalten, wurden in den Blättern veröffentlicht — kurzum, man wurde auf das Werk aufmerksam. Am meisten aber interessierte es, daß an Steads Kindern die neue Methode erprobt werden sollte. Vom 15. Mai bis 15. Dezember 1892 (abzüglich eines Monats Ferien) wurden sie durch V. Bétis im Französischen unterrichtet. Abteilung A, aus drei Kindern im Alter von 18, 17 und 15 Jahren bestehend, welche schon vier Jahre Französisch gehabt und Badois' französische Grammatik nebst Übungsbuch durchgearbeitet hatten, wurde fünfmal die Woche je zwei Stunden lang unterrichtet. Die jüngeren Kinder (Abteilung B) im Alter von 13 bezw. 9 Jahren hatten noch kein Französisch gehabt und erhielten an

fünf Tagen der Woche je eine Stunde Unterricht. Von Zeit zu Zeit berichtete Stead in seinem Blatt über die Fortschritte der Kinder und hielt das Interesse für den Versuch wach. Am 19. Dezember fand sodann eine Prüfung der Kinder vor einer freien Kommission statt, welche aus vier Lehrern und zwei Lehrerinnen bestand. Das ausführliche Prüfungsprotokoll brachte die Review of Reviews vom 15. Januar 1893. Außer dem Berichte über den Gang der Prüfung fanden sich dort auch die besonderen Gutachten der einzelnen Mitglieder der Prüfungskommission, welche sich im allgemeinen sehr günstig über die erzielten Leistungen aussprachen. Nur F. Storr, der Herausgeber des Journal of Education, meinte, daß die erstaunlichen Dinge, welche er gesehen, mehr auf der Stärke des Gedächtnisses der Schüler, als auf wirklicher Kenntnis des Französischen beruhten. Er verglich das Französische der Kinder mit dem Englischen eines Landmannes, der innerhalb eines bestimmten Wortschatzes seine Sprache völlig beherrscht. Er gab zu, daß Aussprache und Sprechfertigkeit der Kinder zu loben wären, daß aber im Geschlecht der Substantiva und in der Konjugation manche Fehler mit unterliefen.

Die außerordentlichen Erfolge, welche mit Steads Kindern erzielt worden waren, veranlaßten Swan und Bétis im Herbst 1893 eine Central School of Foreign Tongues in London (Arundel Street) zu erröffnen, welche unter nationalen Lehrern nach der Methode Gouin Französisch, Deutsch, Italienisch, Spanisch, Russisch, Griechisch und Hindostanisch lehrt, zugleich auch Lehrer in je 10 Doppelstunden in die Methode einführt und so diese zu verbreiten sucht. Bereits sind an 300 Lehrer aus den verschiedensten Ländern auf diese Weise mit der Methode Gouin bekannt geworden. An der höheren Bürgerschule zu Amsterdam wird von L. P. H. Eykman, der in London die Methode kennen gelernt hat, nach Gouin unterrichtet; desgleichen hat sich in Rotterdam, Haag, Utrecht und anderen holländischen Orten die Methode namentlich durch Eykmans Bücher [1]) Eingang verschafft. In manchen anderen Ländern,

[1]) L. P. H. Eykman: Handboek voor den onderwijzer ten gebruike bij de Handleiding voor de beoefening der Engelsche taal. Amsterdam 1895. — Ders.: Handleiding voor de beoefening der Engelsche taal. Amsterdam

auch in Deutschland, hat sie hier und da auf die Gestaltung des Unterrichts eingewirkt.

So kam es denn, daß das einst verschollene Buch Gouins auf einmal begehrt und verlangt wurde und im Mai 1894 in zweiter Auflage erscheinen konnte.

Um dieselbe Zeit, da Gouins Name und Methode im Auslande mehr und mehr bekannt wurde, hielt man es in seinem Vaterlande für nötig, seine Unterrichtsweise zu verdammen und ihn selbst aus dem Schuldienst zu entfernen. Zwar hatte er an der École supérieure Arago zu Paris von 1883 ab als Lehrer des Deutschen nach seiner Methode erfolgreich gelehrt, auch hatte er im Schuljahre 1885 auf Kosten eines Herrn Tempié[3]) aus Montpellier eine Klasse des Lehrerseminars zu Auteuil im Deutschen unterrichtet und seitens der Prüfungskomission und des Unterrichtsministers wärmstes Lob erfahren; allein greifbare Erfolge wurden dadurch so wenig erzielt, daß man sich nicht scheute, ihm seine Methode, als den Lehrplänen zuwider, in seiner eigenen Klasse zu verbieten, dann ihm einen Arbeitsplan einzuhändigen, der seine Lehrthätigkeit von 5 zu 5 Minuten festsetzte, endlich Ostern 1892 ihn ohne Angabe von Gründen aus dem Amte entließ.

Ein Jahr später hatte Gouin jedoch die Genugthuung, daß die Stadt Paris eine Schule unter seiner Leitung und mit seiner Methode einzurichten beschloß. Inzwischen war nämlich die englische Übersetzung seines Buches erschienen, der Versuch mit Steads Kindern war glücklich zu Ende geführt worden und die englischen Blätter hatten mit Berichten über Methode und Werk nicht gekargt. Die führenden französischen Zeitungen hatten alsbald von dem Vorgange Notiz genommen; namentlich der „Temps“, der in seiner Nummer vom 25. Januar 1893 einen Artikel veröffentlichte, welcher den französischen Lehrern so scharf zu Leibe ging, wie einst Traut-

---

1895. 2 Bde. (Bd. I mit 77 Übungsstücken nach Gouin-Bétis, Bd. II mit 84 Stücken eigener Arbeit). Für das Deutsche wurden die beiden Bändchen von J. J. A. A. Frantzen, für das Französische von C. A. Hofmann bearbeitet. — Ders.: First English Reading-Book. Amsterdam 1895.

[3]) M. Tempié erhielt in Anerkennung seiner Verdienste um die Schule einen Orden. Das war ganz in der Ordnung; was aber erhielt Gouin?

mann den deutschen. So kam die Gouinfrage wieder in Fluß und führte am 1. April 1893 zu dem bereits erwähnten Beschlusse der Stadt Paris. Die Schule selbst konnte jedoch erst im Herbst 1894 ihre Thätigkeit beginnen, da die Lokalfrage bez. Unterbringung der Anstalt nicht im Handumdrehen gelöst, und Gouin selbst geistig gebrochen war.

So ist der Gedanke, auf dessen Ausarbeitung Gouin seine ganze Kraft verwendet hat, am Abend seines Lebens nun doch siegreich in alle Lande eingedrungen; und wenn er persönlich auch kaum einen Vorteil von seinem Werke haben wird, hat er doch das Bewußtsein, daß seine Methode auf den fremdsprachlichen Unterricht in allen Ländern befruchtend einwirken wird. Er darf das stolze Gefühl in sich hegen, daß bei seinem Werke die drei großen Kulturvölker zu gemeinsamer Arbeit sich verbunden haben. Die Deutschen, indem sie die Gedanken lieferten, die Franzosen, indem sie daraus ein System bauten, die Engländer, indem sie die Methode praktisch verwerteten und bekannt machten. Die deutschen Gedanken, wie sie sich bei den Philosophen Trendelenburg und namentlich Herbart fanden, wurden von dem Franzosen ausgemünzt und von den Engländern in den Verkehr gebracht — ein Beitrag zur Charakteristik der drei Nationen, klein zwar, aber darum nicht minder bezeichnend.

Was Trendelenburg und Herbart gedacht haben, wurde Gouin[4]) zuerst in Berlin bekannt. Er war im Jahr 1855 auf Veranlassung seiner Lehrer, der Professoren an der Akademie zu Caen, A. Charma und C. Hippeau, nach Deutschland gegangen, um die deutsche Philosophie an der Quelle kennen zu lernen. Von der deutschen Sprache verstand er bis dahin zwar kein Wort; er hatte nach der Sitte der Zeit Latein und Griechisch studiert —

[4]) François Gouin, geb. 1831 in der Normandie, von 1851—55 Lehrer an einem Collège zu Caen, zugleich Student der Philosophie daselbst, 1855—59 in Deutschland, 1861—64 zu Jassy in Rumänien, um das dortige Unterrichtswesen zu ordnen, 1864—80 Leiter der École franco-alsacienne zu Genf, 1880—83 Leiter der école primaire supérieure zu Elbeuf, 1883—93 Lehrer an der École supérieure Arago zu Paris, 1893—96 nominell Leiter der Gouin-Schule zu Paris.

aber er hoffte, im Lande in kürzester Frist sich dessen Sprache anzueignen. In Hamburg, wohin er sich im Frühling 1855 von Le Hâvre aus zu Schiff begeben hatte, nahm er mehrmonatlichen Aufenthalt und studierte mit ungeheurem Eifer und nimmer ermüdender Beharrlichkeit die deutsche Sprache und ruhte nicht eher, als bis er sie in der Weise, wie man Latein und Griechisch lehrt und lernt, sich angeeignet hatte. Grammatik, Wörterbuch, Übersetzung aus der Sprache und in die Sprache — das waren die Mittel, mit denen die Schule arbeitete. Warum sollte dies allgemein übliche Verfahren, das bezüglich seines Wertes und seiner Erfolge niemals angezweifelt worden war, nicht auch hier am Platze sein? So lernte er denn die schwache, starke und gemischte Deklination, die regelmäßige und unregelmäßige Konjugation, die Adverbien, Präfixe, Präpositionen 2c. und begab sich dann stolz ob der erlangten Kenntnisse in eine der öffentlichen Vorlesungen und lauschte, dann in eine zweite und lauschte — aber kein Wort, kein Sterbenswörtlein wurde ihm verständlich, nicht eine einzige grammatische Form, nicht ein einziges unregelmäßiges Verb konnte er verstehen oder erfassen; und doch mußten sie zahlreich aus dem Munde des Redners hervorgehen. Woran lag das? Wie war das möglich, daß all das Studium nicht zum Ziele geführt hatte? Da gab es für Gouin nur eine Erklärung, daß er zwar die deutsche Grammatik verstehe, aber damit trotz der 248 unregelmäßigen Verben, die er gelernt, doch noch immer nicht den Grundstock der deutschen Sprache in sich aufgenommen habe.

Von seinen griechischen Studien her wußte er — und oft hatten ihn seine Lehrer dessen versichert — daß zu einer gründlichen Kenntnis dieser Sprache nur der feste Besitz der Stämme, etwa 2000 an der Zahl, erforderlich sei. Diese hatte er daher wohl zehnmal gelernt und ebenso oft wieder vergessen, und wieder gelernt, bis sie schließlich für ihn eine stehende Tagesbeschäftigung wurden. Und doch konnte er, trotzdem er ein besserer Grieche gewesen war als die meisten seiner Mitschüler, Thukydides und Platon nicht lesen und genießen wie Pascal und Bossuet. Freilich war das Griechische eine tote Sprache, in der doch nur ein gewisser Grad von Vollendung erreicht werden konnte; in einer

lebenden Sprache dagegen mußte die Kenntnis der Wurzeln wahre Wunder wirken.

Von solchen Gedanken erfüllt, suchte er bei den Hamburger Buchhändlern, die fast alle französisch verstanden, nach dem entsprechenden deutschen Buche und fand schließlich in dem Werkchen eines Jesuitenpaters in alphabetischer Anordnung die ersehnten 8—900 Wurzeln, welche den Grundstock der deutschen Sprache bilden sollten. Innerhalb einer Woche eignete er sich in angestrengtester Arbeit eine gründliche Kenntnis der Wurzeln an, wiederholte seine Grammatik und durfte nun stolzen Gefühles sich sagen, daß ihm der Grundstock der deutschen Sprache bekannt sei. Aber die öffentliche Vorlesung, der er sodann beiwohnte, blieb ihm ein Buch mit sieben Siegeln wie das erste Mal. Er verstand nichts, rein nichts, alle Arbeit, alle Mühe war vergebens gewesen — und er konnte dieses Mal auch keinerlei Grund beibringen, warum.

Unwillkürlich muß man sich hier die Frage vorlegen, warum Gouin denn nicht mit Deutschen verkehrte, um so zum Ziele zu gelangen. Ja, das hat er auch gethan; aber er, der Lehrer, wollte schneller zum Ziele kommen, als durch zufällige Unterhaltung ohne Methode — und die einzige Methode, die er kannte, das war die alte, die mit Grammatik, Wörterbuch, Übersetzung aus der Sprache und in die Sprache arbeitete. Und erst als es ihm mit Hilfe dieser Methode so schlecht ergangen war, bequemte er sich zum Verkehr mit Deutschen, und da er bei einem Friseur wohnte, so fehlte, wie man sich leicht denken kann, weder die Sprechgelegenheit, noch auch der Unterhaltungsstoff. Tagtäglich begab er sich in die Rasierstube und lauschte stundenlang dem Gespräche seines Wirtes mit den Kunden, und nahm gelegentlich selbst mit lange vorbereiteten Sätzen an dem Gespräche teil. Aber die Qual, die er durch diese Sprechversuche sich und andern bereitete, die geringen Fortschritte, die er zu verzeichnen hatte, das angeborene Bedürfnis nach Ordnung und Logik im Sprachstoffe brachten ihn endlich nach Wochen zur Einstellung dieser Übungen und führten ihn zurück in das Fahrwasser der klassischen Methode, zur Übersetzung von Schiller und Goethe.

Aber gar bald kam er zu der Erkenntnis, daß unbekannte Wörter, deren Sinn er mit Hilfe des Wörterbuches herausfand, für ihn doch leblose Schemen blieben, daß sie ihm nicht ohne weiteres den Begriff übermittelten, den sie ausdrücken sollten, sondern daß er zu diesem immer erst durch das Medium seiner Muttersprache gelangte, und endlich, daß er trotz Wörterbuch oft die Bedeutung eines Wortes schief auffaßte.

So gab er denn die Übersetzungsübungen auf; für Latein und Griechisch mochten sie nützlich und notwendig sein — für die lebenden Sprachen taugten sie jedenfalls nicht. „Die Übersetzung," sagt Gouin, „ist ein langsames, mühseliges Verfahren, das zu nichts führt und führen kann. Nehmen wir an, ich habe einen ganzen Band übersetzt, ich werde sicherlich weder sprechen, noch Gesprochenes verstehen, noch auch ein zweites Buch geläufig lesen können."

Was sollte Gouin aber nun thun? Deutsch mußte und wollte er lernen, und es konnte doch schließlich auch nicht ein Ding der Unmöglichkeit sein. Die Kinder seines Hauswirts sprachen es ja; sie konnten sagen, was sie dachten, und verstanden, was man sie fragte — und doch hatten sie weder die Grammatik gelernt, noch sich mit dem Wörterbuch abgequält. Es mußte also doch irgend eine Methode der Spracherlernung geben, die zum Ziele führte. Das Buch von Ollendorf, das Gouin nunmehr in die Hand fiel, versprach es, und seine weite Verbreitung in zahlreichen Auflagen schien es zu bestätigen. Er machte sich daher frischen Mutes ans Werk und arbeitete mit Rieseneifer täglich drei Lektionen durch. In einem Monat mußte er die neunzig Lektionen des Werkes bewältigt haben und deutsch können. Welche Aussicht! Zwar waren die Sätzchen klein; vom Messer ging es auf die Schuhe, dann zum Elefanten, auf Saturn, Napoleon u. s. w. über; von logischem Zusammenhang keine Spur. Allein das Versprechen, daß das Buch in 90 Lektionen deutsch lehre, stand formell und feierlich in der Vorrede und war in 54 Auflagen 54mal wiederholt worden. Es mußte also wahr sein. Welche Enttäuschung sollte Gouin erleben, als er am Ende des Buches die Einladung fand, in der Weise des Buches mit der Arbeit fortzufahren und

selbständig Aufgaben zu erfinden und zu verarbeiten. Der Aufenthalt in der Rasierstube seines Wirtes bestätigte, was er sich schon gesagt hatte: die Unterhaltung daselbst war ihm nicht verständlicher als am Tage seiner Ankunft; deutsch konnte er immer noch nicht.

Ein erneuter Besuch bei dem Buchhändler spielte ihm die Methoden Jacotot und Robertson in die Hände; aber nach ihrer genaueren Prüfung kam er zu der Einsicht, daß beide im großen und ganzen Ollendorf glichen und daher ebensowenig Aussicht auf Erfolg boten. Also fort mit ihnen! Aber auch fort von Hamburg, fort von dem Orte, an dem er so manchen Mißerfolg zu verzeichnen hatte. Wie der Kranke von einem Wechsel des Ortes und der Umgebung Stärkung und Genesung erhofft, so schaute Gouin auf Berlin mit hoffnungsvollen Augen und glaubte dort erlangen zu können, was Hamburg ihm versagt hatte: Beherrschung der deutschen Sprache.

Infolge seiner Empfehlungen an verschiedene Universitätsprofessoren fand er in Berlin bei Lehrern und Studenten freundliche Aufnahme und geselligen Verkehr. Allein man wollte mit dem Franzosen auf Französisch, nicht auf Deutsch verkehren; so gab Gouin denn gar bald diesen Verkehr als seinem Zwecke hinderlich auf und hörte von da ab mit leidenschaftlichem Eifer täglich sieben bis acht Vorlesungen, um sein Ohr an die deutschen Laute zu gewöhnen. Vergebliches Bemühen! Am achten Tage erging es ihm genau wie am ersten; was der Redner sprach, glich einem langen, langen Faden ohne Knoten und Anhaltspunkte; Wörter und Sätze blieben gleich unverständlich.

Was nun? Können Sie erraten, meine Herren, was er nun that? Ach, Sie können es sicher nicht; Sie wissen nicht, mit welch ausdauernder Kraft er einem Gedanken nachhängen und ihn bis in seine letzten Konsequenzen verfolgen konnte. Daß ich es Ihnen nur gleich verrate — er lernte das Wörterbuch auswendig. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er bei der Arbeit; er lernte mit fast übermenschlichem Eifer, er wiederholte die Grammatik, die Stammformen, den Ollendorf — der große Wurf mußte gelingen, nach Vollendung solcher Arbeit mußte ihm das Verständnis einer philosophischen Universitätsvorlesung als Lohn in den Schoß

fallen. Und als er endlich nach einem Monat die Universität aufsuchte, verstand er kein Wort, nicht ein Wort, so unglaublich es auch klingt. Auch Schiller und Goethe waren ihm noch nicht erschlossen. Um drei Seiten zu verstehen, hatte er einen halben Tag zu arbeiten. Eine gewissenhafte Wiederholung des Wörterbuches brachte ihm einen Zeitverlust von einem halben Monat, aber ihn dem ersehnten Ziele um keinen Schritt näher.

Er hatte eben all die Zeit einen kleinen Fehler gemacht: er hatte sich bezüglich des Organs, vermittels dessen die Sprache erfaßt wird, getäuscht. Er hatte mit dem Auge gearbeitet, und wollte mit dem Ohr erfassen; er wollte Töne und Worte in sich aufnehmen, und mutete seinem Auge die Vermittlung zu. Das rächte sich nicht bloß durch die zahlreichen Mißerfolge, welche er erlitten hatte, sondern auch durch eine Augenerkrankung, die ihn einen Monat zu Dunkelheit und Unthätigkeit verurteilte. Bald nach seiner Genesung verließ er Deutschland, um seine Heimat wiederzusehen. Zehn Monate lang hatte er in deutschen Landen gelebt und um den Besitz der deutschen Sprache in angestrengtester Arbeit gerungen — und als er ging, mußte er scheiden ohne diesen Besitz.

Nicht wahr, meine Herren, man muß lachen, wenn man von all diesen vergeblichen Lernversuchen hört. Aber ein Mann von der Begabung und dem Geiste Gouins konnte den einzigen schulmäßigen Weg der Spracherlernung, der damals bekannt war, nicht schon nach wenigen Wochen aufgeben, weil er nicht zum Ziele zu führen schien — er mußte ihn bis zu Ende gehen, und als er auch da noch nicht zum Ziele gelangte, erst da dämmerte ihm die Einsicht, daß er sich auf falschem Wege befunden habe. Und diese Erkenntnis war der Anfang zur Besserung und der Anfang seiner Methode.

Als Gouin im Frühjahr 1856 in seine Heimat zurückkehrte, sah er bei seinen Verwandten einen kleinen Neffen wieder, der bei seiner Abreise nach Deutschland zwar schon hatte laufen, aber noch nicht sprechen können; und jetzt, zehn Monate später, konnte der kleine Schelm sich ganz wohl verständigen und über all die Dinge, welche in seinem Gesichtskreise lagen, plaudern und sich unterhalten.

Unwillkürlich mußte Gouin einen Vergleich zwischen sich und dem Kinde anstellen; er, ausgerüstet mit gereiftem Verstande und festem Willen, im Lehren und Lernen erfahren, im Besitze aller Hilfsmittel, hatte die fremde Sprache trotz eifrigster Arbeit nicht erlernt — und in demselben Zeitraume hatte das Kind mit spielender Leichtigkeit sich in eine Sprache hineingelebt. Woran lag das? Die Begabung des Knaben konnte es nicht sein; denn alle Kinder lernen ihre Muttersprache — es mußte also die Art und Weise des Lernens, die Methode, sein, welche solche Wunder gewirkt hatte. Von da ab beobachtete Gouin den Knaben und suchte das Geheimnis festzustellen, wie er sein Sprachgut mehrte. Bald sollte sich die Gelegenheit dazu darbieten. Der Knabe besuchte mit seiner Mutter eine Wassermühle und konnte sich nicht satt sehen an den verschiedenen Rädern und Steinen und Mahlgängen und Säcken und Müllerburschen; er mußte alles sehen, alles verstehen, alles benannt hören. Und als er wieder zu Hause war, da erzählte er jedem, was er in der Mühle gesehen hatte, und ruhte schließlich nicht eher, als bis er selber mit Hilfe der Eltern sich eine Art Mühle aufgebaut hatte und den Müller spielen konnte. Nun wurden Säckchen mit Sand gefüllt und in die Mahlgänge geschüttet u. s. w., und jede Handlung wurde immer von einem entsprechenden Satze begleitet, und der Kleine wurde nicht müde, immer wieder dasselbe zu thun und zu sagen. Da fiel es Gouin wie Schuppen von den Augen; das Geheimnis der Spracherlernung lag offen vor ihm: die in uns lebendig gewordene Vorstellung der Dinge und Handlungen ist ihr Ausgangs- und Angelpunkt. Bis dahin hatte Gouin und mit ihm tausend andere Sprachen schulmäßig nur durch Nebeneinanderstellung der Wörter gelernt; das fremde Wort war durch ein voll oder ungefähr entsprechendes ersetzt oder übersetzt worden, und zu einem Verständnisse des in der fremden Sprache ausgedrückten Gedankens gelangte man immer nur mit Hilfe der Muttersprache. Jetzt erst wurde Gouin klar, warum die fremden Wörter ihm immer so fremdartig, so leblos, so nichtssagend erschienen waren; er hatte niemals einen Begriff mit ihnen verbunden, der Gegenstand oder die Handlung, worum es sich handelte, weckte in ihm das mutter-

sprachliche Wort, und erst von diesem gelangte er zu dem fremdsprachlichen. Wie anders, wenn das Erschaute gleich das betreffende Wort loslöste, und umgekehrt das gehörte Wort den Gegenstand oder die Handlung gleich vor die Seele zauberte — dann erst konnte von Denken und Sprechen in der Sprache die Rede sein.

Aus dem Beispiele des Kindes ergab sich aber nicht bloß, daß die natürliche Spracherlernung auf der Anschauung beruht, sondern zugleich auch die Mittel, neues Sprachgut aufzunehmen und dem alten anzugliedern. Wenn das Kind wiederholte, was der Müller gethan hatte, so geschah das immer in der richtigen Reihenfolge, bis der Endzweck des Thuns erreicht war. Zuerst nahm er die gefüllten Säcke auf die Schulter, dann trug er sie in die Mühle und schüttete ihren Inhalt in den Mahlgang — dann setzte sich das Mühlrad in Bewegung, die Mühlsteine drehten sich, das Getreide wurde gemahlen und fiel in untergehaltene Säcke. Um das erste Ziel, die Füllung des Mahlganges, zu erreichen, mußten eine Reihe von Handlungen vorgenommen werden, zu denen zur Erreichung des Endzieles, der Erzeugung des Mehles, weitere hinzutraten. Die Reihenfolge der Handlungen war nicht gleichgiltig und konnte von dem Kinde nicht geändert werden; sie mußten vielmehr aneinander gereiht werden, wie sie in der Zeit aufeinander folgten und wie sie Mittel waren, den erstrebten Zweck zu erreichen. Die lückenlose zeitliche Aufeinanderfolge der Handlungen und ihre Beziehungen auf einander als Mittel zum Zweck waren somit zwei weitere wesentliche Momente der Spracherlernung, vermittels deren das Kind unbewußt zwar, aber mit erstaunlicher Schnelligkeit und Sicherheit das neue Sprachgut in sich aufnahm und festhielt. Dazu kam dann schließlich die stete Wiederholung des Müllerspieles und der entsprechenden Sätze.

In gleicher Weise, wie das Kind mit der Mühle verfuhr, verfährt es mit dem Pflanzen, Ernten, Schmieden rc. und so lernt es sprechen. Eine Sprache lernt man somit nicht, wenn man den Ollendorf, Télémaque, Virgil oder Homer übersetzt, sondern vielmehr dann, wenn man die einzelnen Erfahrungen und Begriffe, die man im Laufe der Zeit erlebt und gesammelt hat, in der fremden Sprache nachfühlt, -denkt und -spricht.

So ungeheuer diese Aufgabe auch auf den ersten Blick erscheint, sie läßt sich doch lösen, da viele Erscheinungen sich wiederholen, insofern sie nicht bloß ein Einzelwesen, sondern ein ganzes Geschlecht, eine Gattung oder gar Gruppe betreffen. Wenn man die Entwickelung eines Eichbaumes von seiner Entstehung aus der Eichel bis zu dem Augenblicke verfolgt, wo er selber Eicheln hervorbringt, hat man nicht bloß die Geschichte eines Eichbaumes, sondern die eines Baumes, ja gar einer Pflanze schlechtweg erlebt. Das Gleiche gilt von dem Vogel, dem Vierfüßler 2c. So vereinfachen sich unsere Erfahrungen derartig, daß wir sie in etwa 50 Gruppen bequem unterbringen können.

Die Sprache hat sich aber nicht bloß mit den Erscheinungen der Außenwelt zu befassen, sie muß auch das, was im Menschen vorgeht, was er denkt, urteilt, fühlt 2c. ausdrücken können. Nennt man die erste Sprachschicht die objektive, so kann die zweite als die subjektive bezeichnet werden. Eine dritte Sprachschicht, die figürliche, entsteht durch die Beziehung der objektiven Ausdrücke auf die Seelenthätigkeit. Wenn der Ausdruck „in einen Abgrund fallen" der objektiven Sprachschicht angehört, ist derselbe Ausdruck, auf die geistige Thätigkeit des Menschen bezogen, etwa „in einen Irrtum verfallen", der figürlichen Sprachschicht zuzurechnen. Alle drei muß eine gute Methode dem Lernenden vermitteln und zum Eigentume machen.

Die objektive Sprachschicht umfaßt die Ausdrücke und Wendungen für alle Thatsachen, welche den Menschen, das vierfüßige Tier, den Vogel, das Reptil, das Insekt, die Pflanze und die Elemente betreffen. Jede dieser 7 Gruppen läßt sich in eine Anzahl Unterabteilungen zerlegen:

1. Kind, Schüler, Jüngling, Mann — Kunst, Handwerk 2c.
2. Haustiere (Pferd, Esel, Ochs, Schaf 2c.), Raubtiere, Nagetiere 2c.
3. Hausvögel (Gans, Ente, Huhn,) Singvögel, Schwimmvögel 2c.
4. Wurm, Schlange, Eidechse, Frosch 2c.
5. Biene, Fliege, Schmetterling, Spinne, Käfer 2c.
6. Weinstock, Obstbaum, Staude, Strauch, Gras 2c.
7. Fluß, Meer, Luft, Gas, Sturm, Sonne, Licht 2c.

Das Leben eines dieser Wesen an einem Tage, durch die vier Jahreszeiten oder in seinem Gesamtalter betrachtet bildet ein Kapitel für sich, welches Gouin als Serie bezeichnet, deren es etwa 50 giebt. Jeden Zweck, den ein Wesen erreichen will, bildet den Gegenstand eines besonderen Übungsstückes (thème). So ergiebt beispielsweise das Kapitel (die Serie) vom Vogel ganz allgemein folgende Übungsstücke: Paarung, Nestbau, Eierlegen, Brüten, Auskriechen der Jungen, deren Fütterung, allmähliches Wachstum, Ausfliegen. Die Serie von der Pflanze ergiebt als Übungsstücke: Aussaat, Keimung, Wurzelung, Wachstum, Knospung, Blüte, Blätter, Befruchtung, Entwickelung der Früchte, ihre Reifung, Fall und Aussaat. Die Serie von der Dienstmagd ergiebt als Übungsstücke: Aufstehen, Anziehen, Bereitung des Frühstücks, Reinigung der Zimmer, Besorgung des Mittagessens, des Nachmittagskaffees, des Abendessens ꝛc. Jedes Übungsstück zerfällt in eine Anzahl von 20—25 Hauptsätzen, welche die Handlung in ihren einzelnen Momenten darstellen. Es handle sich beispielsweise um die Reinigung des Geschirrs nach dem Frühstück. Das Übungsstück hat bei Gouin: Langage objectif, Texte allemand, Fascicule I S. 49 folgende Gestalt:

— Die Magd deckt den Tisch ab,	deckt ab
sie trägt das Geschirr nach dem Spülstein,	trägt
sie hängt den Kessel an den Kesselhaken,	hängt
sie macht heißes Wasser,	macht
und gießt das heiße Wasser in ein Becken.	gießt.
— Sie taucht das Geschirr hinein,	taucht
sie taucht den Waschlappen hinein,	taucht
sie taucht ihn in das heiße Wasser,	taucht
sie wäscht die Teller auf,	wäscht auf
sie nimmt die Teller aus dem Wasser,	nimmt
und stellt sie auf das Tropfbrett,	stellt
sie wäscht sämtliche Teller auf	wäscht auf
und läßt sie abtropfen.	läßt sie abtropfen.
— Sie wäscht die Löffel auf,	wäscht auf
sie wäscht die Gabeln auf,	wäscht auf
sie wäscht die Tassen und die Untertassen auf,	wäscht auf
sie reinigt die Eierbecher,	reinigt

sie wäscht das ganze Geschirr auf,	wäscht auf
sie trocknet das Geschirr ab,	trocknet ab
sie trägt es nach dem Küchenschranke,	trägt
und stellt jeden Teil auf seinen Platz.	stellt

In 21 kleinen Hauptsätzen wird die Reinigung des Geschirrs in drei Szenen oder Unterabteilungen, deren Anfang jedesmal durch einen Gedankenstrich bezeichnet ist, dargestellt, wie sie sich zeitlich nach einander abspielt. Das Verbum, als Mittelpunkt und Träger des Gedankens, wird rechts auf der Seite gesondert aufgeführt und muß dem Lernenden zu allererst klar sein und eingeprägt werden.

Jede Einzelhandlung obigen Übungsstückes kann weiter zerlegt werden und für sich Gegenstand eines oder mehrerer Übungsstücke sein; so etwa die dritte Handlung: sie macht heißes Wasser. Dazu ist Wasser und Feuer nötig, das eine muß geholt, das andere angelegt werden. Das Wasserholen etwa läßt sich in drei Übungsstücken erledigen: Gang zum Brunnen, das Schöpfen des Wassers, Rückkehr zur Küche. Das Feuermachen umfaßt bei Gouin gar 10 Übungsstücke. Wir beschränken uns auf den Gang zum Brunnen (Gouin a. a. O. S. 26).

— Die Magd holt ihren Eimer,	holt
die Magd bückt sich,	bückt sich
die Magd ergreift den Eimer bei dem Henkel,	ergreift
sie hebt den Eimer auf,	hebt auf
sie richtet sich auf,	richtet sich auf
sie dreht sich um,	dreht sich um
sie geht durch die Küche.	geht
— Sie kommt bei der Thür an,	kommt an
sie macht die Thür auf,	macht auf
sie überschreitet die Schwelle,	überschreitet
sie geht aus der Küche hinaus,	geht hinaus
sie zieht die Thür hinter sich heran,	zieht heran
sie macht die Thür zu.	macht zu
— Sie entfernt sich von dem Hause,	entfernt sich
sie geht auf den Brunnen zu,	geht
sie kommt bei dem Brunnen an,	kommt an
sie bleibt bei dem Brunnen stehen.	bleibt stehen

An Stelle der Magd kann die Frau, die Tochter, das Mädchen, der Knecht — an Stelle des Eimers die Flasche, der Krug, die Schüssel, der Napf, der Topf — an Stelle der Küche das Zimmer, die Wohnung, das Haus ꝛc. treten. Bei solcher Ausnützung der Übungen kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn Gouin bei Vollendung seiner 15. Serie bereits den Gesamtinhalt des Wörterbuches untergebracht hatte.

Es ist ein Kennzeichen (und wohl auch ein Schuß über das Ziel) der Gouinschen Methode, daß sie dem Lernenden den gesamten Wortschatz einer fremden Sprache überliefern will: dem 12jährigen Schüler das in seinem Erfahrungskreise liegende Sprachgut, die Sprache des täglichen Lebens, dem 16jährigen die litterarische Sprache, dem 20jährigen die wissenschaftliche Sprache, einem jeden in je 300 Lehrstunden. Daß dieses Ziel mit Hilfe der Serienmethode erreicht werden kann, erscheint zwar fraglich, aber nicht geradezu unmöglich, zumal als jeweils nur eine fremde Sprache getrieben werden darf; ob es aber erstrebenswert, falls überhaupt möglich ist, seine gesamte Individualität in zwei oder gar noch mehr Sprachen ausdrücken zu können, das mag dahingestellt bleiben.

Wie die Sprache des täglichen Lebens dem Schüler in Serien beigebracht wird, ebenso kann mit den Klassikern verfahren werden. Was sie geschrieben haben, läßt sich durch besondere Anordnung des Druckes leicht in Serienform darstellen. Als Beispiel diene der Anfang des Grimmschen Märchens „Die drei Spinnerinnen“ (Gouin, L'Art d'enseigner et d'étudier les langues, 2. Aufl. S. 432):

— Es war ein Mädchen faul	es war
und wollte nicht spinnen;	spinnen
die Mutter mochte sagen, was sie wollte,	sagen
sie konnte es nicht dazu bringen.	bringen
Endlich übernahm die Mutter einmal Zorn und Ungeduld,	übernahm
daß sie ihm Schläge gab,	gab
worüber es laut zu weinen anfing.	weinen
— Nun fuhr gerade die Königin vorbei,	fuhr vorbei
und als sie das Weinen hörte,	hörte
ließ sie anhalten,	anhalten

trat in das Haus,	trat
und fragte die Mutter,	fragte
warum sie ihre Tochter schlüge,	schlüge
daß man draußen auf der Straße das Schreien hörte.	hörte
— Da schämte sich die Frau 2c.	schämte sich

Wenn die Meisterwerke der Litteratur so dem Schüler entgegengebracht werden, liest er sie nicht schlechtweg, sondern er lernt sie verstehen, er erschaut ihren Aufbau in den einzelnen Szenen, er erfaßt die Logik und die Kunst des Dichters — er empfindet Satz für Satz das Werk nach und macht es sich zum geistigen Eigentum.

Auch die Wissenschaft und das rein Technische läßt sich in Serienform lehren und lernen; und die Zeit, welche der Fremdsprache gewidmet wird, kommt in diesem Falle zugleich den Wissenschaften zu gute. Sprache und Wissenschaft zu gleicher Zeit, das eine durch das andere!

Die Verarbeitung der Serien geschieht rein mündlich. Der Lehrer stellt in der Muttersprache zuerst das zu erreichende Ziel auf und bespricht die dazu führenden Mittel (Handlungen). Auch der schwächste Schüler wird in der Lage sein, in seiner Muttersprache das Übungsstück zu wiederholen und sich den Vorgang geistig vorzustellen. Dann löst der Lehrer aus dem ersten Satze das Verbum heraus, um die Handlung in den Vordergrund zu stellen und spricht sodann das fremdsprachliche Verbum aus, dann das zweite Verbum 2c. bis alle Verba des Stückes in der fremden Sprache bekannt sind. Alsdann fängt die Übung von vorne an, und dieses Mal lassen sich die übrigen Satzteile ohne große Mühe um das Verbum gruppieren. Sobald das Übungsstück fester Besitz der Klasse ist, wird es aus dem Buche gelesen und alsdann von Anfängern einfach ab-, von Vorgerückten aber aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben.

Während die Schüler schreiben, begiebt sich der Lehrer nach Gouins Meinung in die anstoßende Klasse, um dort in gleicher Weise ein Übungsstück vorzunehmen; und wenn er einige Übung in der Zeiteinteilung besitzt, kann er gar drei Klassen neben einander lehren. Dafür fällt allerdings jegliche Korrekturarbeit

für ihn fort: die Schüler haben den gedruckten Text des Übungsstückes zur Hand und können ihre eigene Niederschrift jeden Augenblick damit vergleichen. Welche Ersparnis für den Staatssäckel, wenn ein Lehrer den Dienst von dreien verrichtet! Welche Selbstzucht für die Schüler! — Was an diesen Ausführungen Schwärmerei ist, braucht hier nicht besonders dargelegt zu werden; es versteht sich von selbst.

Wenn die objektive Sprachschicht auch den eigentlichen Inhalt der Serien bildet, darf daneben die subjektive Sprachschicht doch nicht vernachlässigt werden. Denn die Sprache befaßt sich nicht einzig und allein mit Objekten, sondern drückt auch die Gedanken und Gefühle aus, welche die Dinge der Außenwelt in uns hervorrufen. Zu deren Darstellung hat die Sprache etwa 60,000 verschiedene Ausdrücke, welche Gouin als phrases relatives bezeichnet, da sie sich auf objektive Thatsachen beziehen. Diejenigen Relativphrasen, welche ein fertiges Urteil ausdrücken (das ist gut, das freut mich, recht so u. s. w.), nennt er absolute Relativphrasen; bezeichnen sie aber ein Urteil, welches der Ergänzung bedarf, welches sich an einen anderen Satz anlehnen muß, so spricht er von enklitischen Relativphrasen; z. B. Ich glaube, daß es Ihnen gelingen wird rc. Für die letzteren hat jede Sprache etwa 700 Wörter, deren Gruppierung am bequemsten nach den Kräften unserer Seele vorgenommen wird; auf diese Weise lernt der Schüler zugleich auch ein Stück Psychologie kennen. Gouin nimmt zwölf Fähigkeiten der Seele mit je 20 Schattierungen an, so daß im ganzen etwa 240 enklitische Relativphrasen vorhanden wären; z. B.

Glauben (glauben, wissen, zweifeln, hoffen rc.)

Wollen (wünschen, befehlen, lieber haben, nicht wollen, hassen rc.)

Die Einübung dieser Relativphrasen geschieht zugleich mit der Erlernung der objektiven Serien, indem der Lehrer eine Ermunterung, ein Lob, einen Tadel je nach Bedürfnis und Möglichkeit einflicht.

Auch die figürliche Sprachschicht, die oft in die subjektive übergreift, wird in ähnlicher Weise eingeübt, da auch sie zu der

objektiven in engster Beziehung steht. Ist doch die figürliche Sprache nichts anderes, als die Übertragung objektiver Ausdrücke auf abstrakte Begriffe, z. B. in ein Laster verfallen, sich in Lastern wälzen, Laster verbreiten, ein Laster ausrotten rc. Das Bild von dem Abgrund oder der Pflanze wird hier auf den abstrakten Begriff, das Laster, übertragen. Bei der Durchnahme der 'Serien wird dem Kinde oft Veranlassung gegeben, an abstrakte Dinge zu denken, und zwar an eins vorzugsweise. Handelt es sich beispielsweise um den Schäfer und seinen Hund, so drängt sich ihm ohne weiteres der Begriff des Gehorsams auf. Alle Ausdrücke, die den Gehorsam betreffen, gelangen hier zur Durchnahme.

Zugleich mit der Durchnahme des Stoffes gelangt auch die Grammatik zur Einübung. Das Übungsstück, dessen Einzelsätze durchschnittlich die dritte Person (Sgl.) des Präsens aufweisen, kann in die verschiedenen Personen und Zeitformen gesetzt werden, wobei sich vielfache Gelegenheit bietet, die Pronomina, Adjektiva, Zahlwörter rc. zu üben. Indem ständig in ganzen Sätzen konjugiert wird; welche nicht bloß eine abstrakte Verbalform bieten, sondern notwendigerweise eine konkrete Vorstellung in uns hervorrufen, wird allmählich der grammatische Sinn geweckt, d. h. das Gefühl für das, was sprachlich gut oder schlecht ist. Aus den zahlreichen Beispielen, welche der Schüler gehabt hat, schließt er auf andere Formen und erschließt endlich die Regel. Bei ihm bildet die Grammatik den Schluß sprachlicher Belehrung, während sie ehedem den Anfang bildete.

Besonders wertvoll sind Gouins Bemerkungen zu der Lehre vom Verbum, das ja in seiner Methode auch den Mittelpunkt bildet. Er geht aus von dem Begriffe der Zeit, welche ihrer Dauer nach in 6 (5) Abschnitte zerlegt werden kann: Tag, Woche, Monat, Jahr, Menschenleben, (Ewigkeit). Es giebt somit sechs (5) Zeitabschnitte, welche vergangen, gegenwärtig oder zukünftig sein können. Wenn wir bisher von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sprachen, so verstanden wir oder die Schüler meistens die Zeiten darunter; und doch bezeichnen diese Ausdrücke nicht die Zeiten oder Zeitabschnitte, sondern Eigenschaften dieser Zeitabschnitte. Zu dieser Unklarheit des Ausdruckes gesellt sich eine zweite: die

mangelhafte Bezeichnung mancher Tempora. Der Terminus „Imperfectum“ ist völlig zu verwerfen, denn dieses Tempus bezeichnet eine Dauerhandlung, welche vergangen ist und in einer vergangenen Zeit liegt; was ist also daran imperfekt? Auch die Ausdrücke Passé défini und indéfini sind unmöglich: was vergangen (passé) ist, liegt notwendigerweise in einer vergangenen Zeit, einer Zeit, die nach Beginn und Ende begrenzt (défini) ist; die Zufügung défini ist somit überflüssig, die Zufügung indéfini aber falsch. Auch die Termini „Imperfectum Futuri“ und „Plusquamperf. Futuri“ sind ein Unding; sie bezeichnen nicht das Wesen des betreffenden Tempus, sondern geben uns Aufschluß über die Form. Die anderen Bezeichnungen lassen sich zur Not gebrauchen; eine neue allen Ansprüchen gerecht werdende Nomenklatur der Tempora ist noch zu finden.

Da aber alle Welt sich der Tempora bedient, und zwar richtig bedient, muß sich auch die Lehre von ihrem Gebrauche leichter und durchsichtiger gestalten lassen, als bisher. In folgenden Tabellen ist Gouins weitschichtige Abhandlung darüber kurz und übersichtlich zusammengefaßt.

I. Tempus im einfachen Satze.

Handlung	Der Zeitabschnitt, in welchem die Handlung liegt, ist		
	vergangen (zweiseitig begrenzt)	gegenwärtig (einseitig begrenzt)	zukünftig (noch ohne Grenze)
Augenblicks-	Hier, la semaine passée, le mois p., l'année p. } j'*ouvris* la porte. Socrate *but* la ciguë.	Aujourd'hui, ce matin } j'*ai ouvert* la porte. il y a un moment, je *viens d'ouvrir* l. p. à présent, j'*ouvre* l. p. tout à l'heure, ce soir } je *vais ouvrir* l. p. j'*ouvrirai* l. p.	Demain j'*ouvrirai* la porte.
Dauer-	Autrefois je *déjeunais* à 10 heures.	A présent je *déjeune* à 11 heures.	Désormais je *déjeunerai* à 9 heures.

II. Zwei aufeinander bezogene Handlungen der objektiven Sprachschicht, die in demselben Zeitabschnitt liegen. (Satzverbindung, Satzgefüge.)

Handlungen	Zeitabschnitt		
	vergangen	gegenwärtig	zukünftig
gleichzeitig	Hier etc., tandis que je *déjeunais*, il *lisait*. || [5]	Aujourd'hui, tandis que je *déjeunais*, il *lisait*. ||	Demain, tandis que je *déjeunerai*, il lira. ||
nicht gleichzeitig	Hier, pendant que je *déjeunais* (noch nicht abgeschlossen), il *arriva*. |• [5]	Aujourd'hui, pendant que je *déjeunais*, il *est arrivé*. |•	Demain, pendant que je *déjeunerai*, il *arrivera*. |•
	Sitôt que j'*eus déjeuné* (gerade abgeschloss.), il *arriva*. |....•	Sitôt que j'*ai eu déjeuné*, il est arrivé. |....•	Sitôt que j'*aurai déjeuné*, il *arrivera*. |....•
	J'*avais* déjà *déjeuné*, (schon einige Zeit abgeschlossen), et il *arriva*. |....•	J'*avais* déjà *déjeuné*, et il est arrivé. |....•	J'*aurai* déjà *déjeuné*, quand il *arrivera*. |....•

III. Zwei aufeinander bezogene Handlungen der objektiven Sprachschicht, die sich einander bedingen.

Zeitabschnitt		
vergangen	gegenwärtig	zukünftig
Hier, s'il *avait fait* beau, j'*aurais pêché*.	Aujourd'hui, ce matin, s'il *avait fait* beau, j'*aurais pêché*. A présent, s'il *faisait* beau, je *pêcherais*.	Demain, s'il *faisait* beau temps, je *pêcherais*.

[5]) Die parallelen Linien bezeichnen zwei gleichzeitige Handlungen, die Linien und Punkte zwei mit weniger oder mehr Abstand aufeinander folgende Handlungen; zugleich bezeichnet die Linie die Dauerhandlung, der Punkt die Augenblickshandlung.

IV. Zwei aufeinander bezogene Handlungen, von denen die eine der objektiven, die andere der subjektiven Sprachschicht angehört.

Zeitabschnitt		
vergangen	gegenwärtig	zukünftig
Hier, pour ouvrir la porte, il *aurait fallu* que je *marchasse* vers la porte.	Aujourd'hui, ce matin, à présent, avant d'ouvrir la porte, il *faudrait* que j'*aie marché* vers la porte, oder: que j'*eusse marché* vers la porte.	Tout à l'heure, demain, pour ouvrir la porte, il *faudrait* que je *marche* vers la porte.

Die Einübung vorstehender Zeiten geschieht durch die dramatische Behandlung der Serien, wodurch wir ohne weiteres zu der richtigen Vorstellung gelangen. Was heute (Präs.) geschieht, das geschah (Hist. Perf.) auch gestern; es braucht nur die Zeitbestimmung gegeben zu werden, um das richtige Tempus herauszufinden. Diese beständige und nachdrucksvolle Betonung der Zeitbestimmung ist für die Schüler von großem Wert; denn nur aus ihr läßt sich der Gebrauch des betreffenden Tempus erklären. Manch andere feine Bemerkung findet sich bei Gouin in der Lehre vom Verb verstreut: ce matin j'ai marché vers la porte (der Zeit entspricht das Hilfsverb; das Partizip der vollendeten Handlung); hier, j'ai lu le journal (trotz „hier" handelt es sich hier um einen gegenwärtigen Zeitraum, das Menschenleben, angedeutet durch je), je marche vers la porte (moderne Satzkonstruktion, alle näheren Bestimmungen der Handlung stehen nach dem Verb, bei der antiken Konstruktion vor, ad portam pergo). Trotzdem ist seine Arbeit nicht abschließend; manche mögliche Konstruktion hat bei ihm keinen Platz (z. B. s'il fait beau temps, je pêcherai), die Lehre vom Konjunktiv ist übers Knie gebrochen — aber Anregung ist aus seinen Ausführungen zu schöpfen und die Mahnung zu eingehenden weiteren Untersuchungen über das Verb.

Ich stehe nicht an, die Lehre vom Verb und den Herbartischen Gedanken von der inneren Anschauung des in den

Serien dargestellten Stoffes für die wichtigsten Punkte der Methode Gouin zu halten, für die Punkte, welche der Weiterentwickelung fähig sind und auf unseren Unterricht Einfluß gewinnen müssen. Die neuere Methode des fremdsprachlichen Unterrichts hat ja auch mit der Anschauung gearbeitet, der direkten und der bildlichen, und Ansätze zur Verwendung der inneren Anschauung sind namentlich bei der dramatischen Bildbeschreibung gemacht worden. Aber so eindringlich, so folgerichtig wie bei Gouin, ist von innerer Anschauung niemals die Rede gewesen. Da können wir von ihm lernen, und wenn wir auch mit dem Lehrstoffe, welchen er uns bietet, uns nicht völlig befreunden können, die innere Anschauung kann überall gelegentlich verwendet werden, namentlich wenn es sich etwa um Wiederholung eines Abschnittes oder Vorganges aus der Lektüre handelt.

Mit einer Kritik der Methode Gouin habe ich außer wenigen Hinweisen zurückgehalten; sie gehört in die Diskussion. Aber eine Bemerkung möchte ich mir doch noch erlauben: die Methode Gouin arbeitet nicht mit gewordenem (litterarischem) Übungsstoff, sondern mit besonders gemachtem. Es liegt somit die Gefahr nahe, daß manche schiefe Wendung, manches ungebräuchliche Wort mit unterläuft; liest man die deutschen Übungsstücke durch, welche Gouin veröffentlicht hat, so findet sich diese Furcht bestätigt. Es liegt weiterhin in seiner Methode eine Überbürdung des Lernenden, da er ihm den gesamten Wortschatz einer Sprache vermitteln will. Die vollkommenste Methode der Spracherlernung ist somit noch immer nicht gefunden, und wird vielleicht niemals gefunden werden; aber daß wir auf dem richtigen Wege sind, das braucht man nicht zu bezweifeln. Baute man ehemals auf der Grammatik die Sprache auf, so macht man es heute vielerorts umgekehrt, so daß sich zwei bezw. vier Methoden leicht unterscheiden lassen:

1. Grundlage: Grammatik, systematisch; Übungen dazu gemacht.
2. „ „ methodisch; „ „ „
3. „ Stoff, gemacht; Grammatik methodisch-systematisch daraus erschlossen.
4. „ Stoff, litterarisch; Grammatik methodisch-systematisch daraus erschlossen.

Ich halte die vierte, mit Gouinschen Gedanken durchsetzt, für die beste.

Nachtragen möchte ich hier noch, daß Gouin seine Methode nicht gleich bei seinem Besuche in der Heimat im Jahre 1856 fix und fertig vor der Seele hatte, sondern sie in Berlin und namentlich während seines Aufenthaltes in Genf (1864—80) weiter vervollkommnet und ausgebildet hat. Nachtragen möchte ich auch, daß er die erste Auflage seines Werkes, welche in 800 Exemplaren abgezogen wurde, mit eigener Hand gesetzt hat. Wahrlich, schlecht genug ist das Geschick mit unserm Pädagogen umgesprungen, und spät kommt ihm die gebührende Anerkennung. In unserer Hand aber liegt es, sie allgemeiner zu machen, indem wir seine Gedanken auf uns einwirken lassen und sie im Unterrichte möglichst verwerten.

* * *

2. Aus dem litterarischen Leben der französischen Hauptstadt. Von Herrn Dr. Max Banner.

An dem litterarischen Leben und Treiben in Frankreich dürfte uns Deutschen kaum irgend etwas so bemerkenswert erscheinen, wie die engen äußeren und inneren Beziehungen zwischen den Einzelerscheinungen, so daß fast nichts isoliert, nichts für sich allein in der Gesamtproduktion dasteht. Dieses Ineinanderdringen, diesen Zusammenhang insbesondere zwischen sonst und jetzt, zwischen heute und gestern, diese Erhaltung der Tradition möchte ich hier nach einer Seite hin darzulegen suchen. Und zwar will ich nicht von der litterarischen Tradition in den Schriftwerken selbst reden, obwohl sie unzweifelhaft das wichtigste Ferment ist, das die Erzeugnisse aus allen Litteraturepochen des französischen Volkes zu einem einheitlichen Ganzen verbindet: das würde Gegenstand einer eingehenden, umfangreichen Forschung sein, einer Forschung, die in der Stille des Gelehrtenzimmers, unter den Folianten einer Bibliothek vor sich gehen könnte. Ich will hier von jener Tradition reden, wie sie einem beim Aufenthalt mitten unter dem Nachbarvolke, in den Mauern der Hauptstadt, im Brennpunkt des geistigen Lebens der französischen Nation tagtäglich auf der Straße oder im

Kafee, im Salon, auf der Bühne und in den Hörsälen, in der Zeitung und im Buchhandel in voller Öffentlichkeit entgegentritt.

Zweifellos bringt ja ein solches Festhalten an der Tradition gewisse Schäden mit sich, zweifellos kann es allmählich zur Einseitigkeit führen, auf der anderen Seite aber birgt es die Garantie in sich für die Erhaltung aller Schöpfungen auf einer gewissen Höhe, es bewahrt sie vor zu tiefem Falle von dem allgemeinen Niveau, das sich für die Durchschnittserzeugnisse herausgebildet hat. Unnachsichtlich richtend sitzt der Areopag an seiner Stelle und hält die Wacht über alles, was im Druck oder auf der Bühne erscheint. Über alles! denn auch darin unterscheidet sich der französische Kritiker von seinem deutschen Kollegen, daß er nichts seiner Beurteilung für unwert erachtet, daß er es nicht verschmäht, das Kleinste und Entlegenste aufzusuchen, um mit eignen Augen zu sehen, ob vielleicht ein fruchtbares Körnlein, ob vielleicht ein Keim, fähig der Entwickelung, darin zu entdecken ist. Ein Lemaitre, ein Sarcey, ein Larroumet verfolgen die Vorgänge auf den Bühnen der Vorstadttheater, im Chat noir, im Chien noir, in der Cigale, im Eldorado, in der Scala mit der gleichen Aufmerksamkeit wie die Vorstellungen im Theatre franceais oder im Gymnase. Und wahrlich, es müßte wunderbar zugehen, wenn nicht das Bewußtsein, von den durch die Tradition anerkannten Meistern der litterarischen Kritik beobachtet zu werden, günstig auf die Leistungen auch eines Winkeltheaters einwirkte. Homo sum, humani nil a me alienum puto ist die Losung des französichen Kunstrichters, und so findet denn das Publikum am Sonntag Abend jeder Woche im „Temps“ unter dem Titel Chronique théâtrale den Bericht Francisque Sarceys, und im „Journal des Debats“ als Semaine dramatique die Übersicht Jules Lemaitres über alles, was im Laufe der letzten acht Tage in den Bereich der hauptstädtischen Bühne gelangt ist. In der Mitte und am Ende jeden Monats aber erscheint in der „Revue des deux Mondes“ die Quinzaine littèraire von Rene Doumic, der daselbst an die Stelle Brunetieres getreten ist, während dieser die Gesamtredaktion des Meisterjournals in die Hand genommen hat. Brunetiere kann es nicht verbergen, daß er bei Sainte-Beuve, dem trefflichen Kunstrichter aus der Zeit der

Romantik, in die Schule gegangen ist, und so führt uns einunddderselbe Faden bis auf Laharpe und Boileau, bis in die Zeit der klassischen Litteratur Frankreichs zurück.

Auf dem Boden der klassischen Dichtung steht aber im Grunde genommen noch heute der französische Geschmack. Racine und Moliere nehmen nach wie vor eine breite Stelle im Repertoire der Gegenwart ein; ja Regnard und selbst Marivaux, die sich beide doch im großen und ganzen nach Moliere gebildet haben, werden zum öfteren dem französischen Publikum vorgeführt. Dagegen behauptet sich aus der ganzen Fülle der Erzeugnisse der Romantik nur weniges. Die Spuren fremden Einflusses, die Nachwirkungen eines fremden Geschmacks widerstehen dem Franzosen, wo er sie findet. Er wurzelt mit seinem ganzen Sinnen und Fühlen auch heute noch so stark in der eignen Nationalität, daß jene Probleme einer modernen sozialen Anschauung, wie sie in den Dramen eines Ibsen, eines Gerhardt Hauptmann, eines Sudermann den Nationen germanischer Rasse vorgeführt werden, auf den französischen Tagesbühnen dauernd keine Stätte finden können. Bilder aus der ersten Revolution, wie Thermidor und Madame Sans Gene, Probleme aus der Zeit des Julikönigtums, wie sie die Lustspiele Scribes bieten, sind ihm willkommen. Da aber, dank seiner günstigeren ökonomischen Lage, die sozialen Kämpfe der Gegenwart sich nicht in gleich starker Weise in den Grenzen Frankreichs abspielen wie bei uns, so ist dort für Hauptmann in den breiten Massen kein Verständnis vorhanden, und nicht für Ibsen und Sudermann, nicht für Strindberg oder Annunzio, weil auch die gesellschaftlichen Verhältnisse in Frankreich sich mit den unsrigen nur wenig decken. Wohl hörte man schon vor Jahren von einer Aufführung dieser jüngsten germanischen Schöpfungen in Paris, wohl folgen den Tisserands und dem Hannele in der gelungenen Übertragung von Jean Thorel nun auch die allerletzten Dichtungen Ibsens nach, wohl giebt es in Frankreich selbst eine ganze Zahl von Jüngern der fremden Meister, aber sie sind mit ganz geringen Ausnahmen interniert auf den irregulären Bühnen der Hauptstadt, wenn sie nicht wohl gar gezwungen werden, sich in einer Église réformée eine Stätte zu suchen. Der starke Beifall, der bei einer

Aufführung der Revenants oder der Maison de Poupée durch den kleinen Zuschauerraum dröhnt, rührt von den Handflächen der auf die neue Richtung Eingeschworenen her; der Normalfranzose denkt wie Franceois Coppee, der es bei Gelegenheit der Enthüllung des Augierschen Denkmals an diesem Dichter besonders rühmt, daß er nicht fremden Mustern nachgegangen, wie die Romantiker.

Wie in der Wahl der Stücke, so zeigt sich auch inbezug auf die Aufführung ein gewisser konservativer Geschmack. Zunächst schon sind die verschiedenen Bühnen in dem einmal gewählten Genre ziemlich konstant. Jedermann weiß, daß er, um ein klassisches Stück zu sehen, ins Theatre franceais oder Odeon gehen muß, daß Vaudeville, Gymnase und Renaissance ihr Repertoire den guten Tagesdichtern entnehmen soweit diese nicht etwa in die Comedie Eingang gefunden, daß die Varietes die Posse und das Vaudeville, die Bouffes Parisiennes das leichtere Operettengenre pflegen und die komische Oper der Opera Comique überlassen, daß die Spezialität des Theatre dü Chatelet Feerien und Ballets sind, das Ambigu-Theater im Pariser Volksstück das Beste leistet, und daß man in mehreren Vorstadttheatern die modernsten Stücke Sardous für billiges Geld in oft recht bedenklicher Umgestaltung sehen kann. Der Geschmack der Pariser wirkt ja nun unbedingt bestimmend auf den der Provinzler. Der Reihe nach gelangen die in der Hauptstadt aufgeführten Stücke auch an die Bühnen von Marseille, Bordeaux, Rouen, Dijon, Tours und anderen französischen Städten. Allein auf daß auch die Pariser Schauspielkunst in der Provinz kräftig einwirke, kräftiger als wenn die fremden Schauspieler zu ihren Mustern nach der Hauptstadt pilgern, bereisen diese selbst in Tourneen die einzelnen Städte, und nicht selten geht ein ganzes Ensemble in die Provinz. So spielt die Truppe des Theatre franceais alljährlich in Lille, so bedenkt die Hauptstadt fast regelmäßig Bordeaux, Lyon und Marseille, so wird bei besonderen Gelegenheiten auch wohl eine kleinere Stadt, wie in diesem Jahre Orange, des Vergnügens teilhaftig, die trefflichen Schauspieler der besten Bühne Frankreichs in ihren Mauern zu sehen.

Man weiß, daß Frankreich neben den anderen Hochschulen für Kunst und Wissenschaft ein dem Ministre de l'instruction

publique unterstelltes staatliches Conservatoire de musique et de déclamation besitzt und daß das Land daselbst sich seine besten Schauspieler heranbildet. Der Zwang für jeden, der an einer bedeutenden Bühne anzukommen sucht, zum mindesten den Abschluß seiner Vorbereitung in jenem Institut vorzunehmen, erinnert fast an die Organisation unsrer juristischen Staatsprüfung, die alle Rechtsbeflissenen Preußens gleichmäßig vor die Schranken der Prüfungskommission in Berlin fordert. An dem genannten Institut haben beispielsweise auch Constant Coquelin und Sarah Bernhardt ihre Ausbildung empfangen. Von da aus führt der Weg zur Comedie franceaise oder zum Odeon. Die mit dem ersten Preis gekrönten Schüler oder Schülerinnen müssen sogar zunächst an einer dieser beiden Staatsbühnen Verwendung finden, und nur die sich etwa später einstellende Unfähigkeit, die auf sie gesetzten Erwartungen zu befriedigen, zwingt auch sie, auf minder bedeutenden Bühnen ihr Brot zu suchen. In dem Conservatoire nun unterrichten neben bedeutenden Litterarhistorikern und berühmten Dramaturgen die besten, zumeist freilich bereits emeritierten, Schauspieler des Theatre franceais und des Odeon, und in diesen Schauspielern, wie man weiß, lebt die Tradition der Nationalbühne Frankreichs, die sich von den Zeiten Racines und Molieres her durch all die tiefgreifenden Umwälzungen des Staatswesens bis zum heutigen Tage zu erhalten gewußt hat. Von dem Schauspieler Moliere und von seinen Bühnengenossen pflanzte sich eine ganz bestimmte Rollenauffassung der komischen wie der tragischen Figuren über Dancourt, Talma, Rachel, Frederic Lemaitre, Got hinweg auf die großen Schauspieler der Gegenwart, auf Coquelin, Sarah Bernhardt, Mounet-Sully, Mlle. Reichenberg und andere fort. Schon durch die Jahrhunderte überdauernde Erinnerung an die ersten Darsteller jedweden Bühnenerzeugnisses, an die sogenannten Créateurs, die Schöpfer der einzelnen Rollen, wird bis zu einem gewissen Grade der Konzeption des ursprünglichen Interpreten irgendwelcher Einfluß auf die gegenwärtige Darstellung eingeräumt. Wahrlich, das Wort Schillers: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" gilt nicht in Frankreich, wenigstens nicht für die besseren Vertreter der Darstellungskunst. Selbst in den minder

guten Ausgaben der klassischen Dramen der Franzosen vermißt man neben dem Rollenverzeichnis bekanntlich niemals die Angabe der Créateurs; ebensowenig aber fehlt diese in der Einzelausgabe eines Stückes von heute oder gestern. Ja, man geht jetzt darin soweit, auf dem Theaterzettel die Träger der Rollen im Druck den Rollen selbst gegenüber hervorzuheben und jenen voranzusetzen. Uns mag diese übertriebene Wertschätzung des ausübenden Künstlers verwerflich erscheinen; wenn uns aber dadurch die Erhaltung der ersten, ingeniösen, unter dem Einfluß des Dichters zustande gekommenen Rollenauffassung im Andenken der Mit- und Nachwelt verbürgt, wenn dadurch die größere Beachtung, die sichrere Fortpflanzung und womöglich eine stete Vervollkommnung des ursprünglich Geschaffenen herbeigeführt wird, so kann diese Sitte uns immerhin zu denken geben. Nachzuahmen ist sie ja freilich nicht; denn dazu fehlt uns die allererste Voraussetzung, die Konzentration alles künstlerischen Schaffens und Strebens, die Repräsentation des guten Geschmacks einer ganzen großen Nation durch die Bewohner einer einzigen Stadt. Eine Zeit lang schien ja allerdings auch bei uns eine Vorherrschaft in dieser Art sich in der Reichshauptstadt anzubahnen. Allein die Dichter selbst erkannten bald die Undurchführbarkeit des unternommenen Versuchs. Das Berliner Premierenpublikum, soviel Intelligenz es auch in sich barg, ließ doch die Abwesenheit hervorragender Geister ersten Ranges, die Heidelberg, München, Stuttgart und natürlich auch Wien der nordischen Metropole vorzogen, allzustark empfinden. Aber selbst wenn bei uns sich alle Koryphäen in Kunst und Wissenschaft in Berlin zusammenfänden, wenn ein Louis XIV oder ein Ludwig von Baiern auf dem deutschen Kaiserthrone einen Nachahmer erweckten, wenn alle Herrscherhäuser neben dem Hause Hohenzollern ihre Selbständigkeit und die ihrer Hauptstädte preisgäben, eine so ungeheuerliche Umwälzung, wie sie dazu gehört, um aus einem Berlin ein Paris zu machen, würde sich doch nicht von heute auf morgen vollziehen können. Dazu ist die Arbeit von Jahrhunderten erforderlich, wie man sie in der französischen Hauptstadt sozusagen an jedem Stein wahrnimmt. Dazu gehört eine in Erz und Marmor geschriebene Geschichte der Litteratur eines großen, seit 400 Jahren geeinten Volkes, wie wir sie dicht bei

einander im Louvre, im Foyer der Comedie franceaise, im Vestibül der Französischen Akademie, auf dem Pere Lachaise und den anderen Pariser Kirchhöfen, im Museum des Trocadero, in den zahlreichen sonstigen Kunstsammlungen und endlich auf den öffentlichen Plätzen der Hauptstadt studieren können. Wiederum nicht ohne Bedeutung ist es, wenn wir auf dem jüngsten dieser Denkmäler, auf dem Augiers, an der Rückseite über dem Sockel die Maske des größten Interpreten seiner Gebilde erblicken, die des Schauspielers Got: gleichzeitig also mit der Gestalt des Dichters ist hier der Mime verewigt und dadurch die so nützliche Verbindung zwischen dem Schöpfer dramatischer Werke und ihren Darstellern für alle Zeiten zur Nachachtung und Nachahmung dokumentiert. Und wenngleich im Leben nur ganz vereinzelt, wie bei Moliere oder Dancourt, Dichter, Schauspieler und Schauspieldirektor in einer Person sich zusammenfinden, so ist doch die Vereinigung der Thätigkeit des Intendanten und Mimen allein gar nichts Seltenes und nicht ohne wohlthätigen Einfluß, da auch hier durch die Tradition seit Dezennien sich eine gewisse Übung in der Wahrnehmung der beiderseitigen Interessen herausgebildet hat. Endlich aber finden wir hier und da auch Intendant und Dichter beisammen, wie in Claretie, dem Direktor des Theatre franceais, und das kann ja gewiß von Nachteil sein, wenn der Dichter den Intendanten benutzt, um auch seine schlechten Werke auf die Bühne zu bringen. Doch dürfte sich dies gar bald am Intendanten so bitter rächen, daß das Publikum erst nicht zu Schaden zu kommen braucht.

Merkwürdiger aber und eigenartiger als die eben besprochene Personalunion ist die enge Verbindung zwischen Theater und Theaterkritik, wie sie in den letzten Jahren in Paris sich mehr und mehr auszubilden begriffen ist. Ich meine die Einrichtung der litterarischen Apercüs, die alle 8 bis 14 Tage im Odeon, fast alltäglich in dem Theater d'Application, gewöhnlich kürzer „Bodinière" genannt, zur Einführung der Hörer in die nachfolgende Darstellung von den hervorragendsten Litterarhistorikern gegeben werden. So segensreich an sich schon die nahe Beziehung von Schauspieler und Kritiker sein mag, so viel geistige Anregung jener von diesem und so wertvolle Einblicke in die Bühnenpraxis dieser von jenem be-

kommen mag, so erwächst doch aus der genannten Einrichtung ein noch größerer Gewinn dem Publikum und schließlich auch der Litteratur ganz allgemein. Denn nur auf diese Weise kann man das unternehmen, was man in Frankreichs Hauptstadt unternommen, dem großen Publikum die Dichterwerke aus entlegenen Epochen und aus all den verschiedenen Litteraturgattungen zugänglich zu machen. Um, wie im Odeon seit etlichen Wintern geschieht, nacheinander die Dramen aus der klassischen und nachklassischen Periode, aus der vorrevolutionären Zeit und aus der Revolution selbst, aus dem ersten Kaiserreich — soweit man da überhaupt von dramatischer Produktion sprechen kann — und aus der Zeit der Romantiker dem großen Publikum vorzuführen, dazu bedarf es des erklärenden und einleitenden Wortes eines Kenners der Litteratur und zwar eines Kenners, der den Stoff selbst und die Rede in gleich hohem Maße beherrscht und der es versteht, die Zuhörerschaft aus der Gegenwart schier unvermerkt in jene Zeit zu versetzen, in der die auf der Bühne abgespielte Handlung vor sich geht. Dazu stehen nun den Pariser Bühnenleitern in erster Linie jene oben genannten Kritiker aus den großen Tagesblättern und Journalen zur Verfügung, die alle des gesprochenen Wortes ebenso mächtig sind wie des geschriebenen. Die merkwürdigste Schöpfung aber zur Belebung älterer Litteraturprodukte ist wohl das Theatre de la Bodiniere, jenes Schmuckkästchen in einem wenig bekannten Stadtteil, das aber zu den Nachmittagsvorstellungen die allerbeste Gesellschaft in seinen Räumen vereinigt. Diese Après-Midis, wenn man so will, finden zwischen 3 und 5 Uhr statt, also daß man zwischen einem abgekürzten Matineebesuch und einer Abendvorstellung ganz bequem auch das noch genießen kann. Da bekommt man denn etwa an einem Montag die Lieder Berangers aus der 1. Periode des Dichters zu hören. Der Vorhang geht auf, und man erblickt auf der Bühne rechts vom Zuschauer ein Klavier und davor zwei Männer, einen sitzend, das Gesicht dem Instrument zugewandt, den anderen stehend, den Blick ins Publikum gerichtet. Das ist Villé, der berühmte Beranger-Sänger; anfangs an einem Winkeltheater beschäftigt, ließ er sich bald in seiner Spezialität als Sänger älterer Lieder entdecken und ist nun auch in den Kreisen von Tout Paris ein wohl-

gelittener Mann. Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit der linken Seite zu, so erblicken wir als Vervollständigung der Dekoration einen kleinen Tisch mit draufstehenden Gläsern und Wasserflasche und dahinter auf einem Stuhl einen Herrn von ganz ungewöhnlichem Körperumfang, Francisque Sarcey. Doch er läßt uns nicht Zeit zur Besinnung, er richtet sich rasch in die Höhe und beginnt mit einer liebenswürdigen Bonhommie und doch zugleich mit einer Begeisterung von Beranger zu erzählen, daß wir vom ersten Moment an gefesselt sind. Dann wendet er sich zur Besprechung der Lieder und geht namentlich auf den Inhalt derjenigen ein, die uns nach dem Wortlaut des in unsren Händen befindlichen Programms heute vorgetragen werden sollen. Der Besprechung jedes Liedes folgt der Vortrag des Sängers auf dem Fuße. Wiederholt aber läßt sich der Litterarhistoriker von seiner eignen Rede soweit fortreißen, daß er selbst ein oder zwei Strophen mit eignen Stimmitteln, so beschränkt sie auch sind, zum Besten giebt. Ja, wir müssen ein ganzes Lied aus seinem Munde über uns ergehen lassen, als es sich um die Zurückrufung der Jesuiten handelt, ein Lied, das Sarcey selbst als Schüler mit den Kameraden auf allen Gassen geheult und das er auch besonders schön von den Lippen seiner Großmutter vernommen. Zum Schluß verspricht er uns, am nächsten Montag eine Fortsetzung. Am Dienstag nun lauschen wir in demselben Raume dem Vortrage der Chansons libertines aus verschiedenen Epochen, am Mittwoch einem Expose über die Poètes de l'Amour, in dessen Gefolge Mlle. Rose Syma vom Odeontheater, im Kostüm einer Schäferin à la Louis XV, einige Lieder von Victor Hugo, Theodore de Banville und Paul Verlaine spendet. Tags darauf findet ein ganzes Konzert aus der Zeit Ludwig XV seine Wiederbelebung durch M. Vanor, Mlle. Arbel und andere Meister des Gesanges und der Instrumentalmusik. Noch ein andermal giebt's die Chansons d'hier oder die Chansons d'autrefois oder die Chansons d'aïeules oder Une heure humoristique von Coquelin. Endlich hören wir, wenn wir uns grade zur Fastenzeit in Paris befinden, einen Sermon de Carême von Bossuet, den uns Mounet-Sully von der Comedie Franceaise im Ornat vorträgt und den Leo Claretie kommentiert.

Zur Erhaltung des Andenkens an Denker und Dichter steuern natürlich, wie anderwärts auch, gelehrte Vorlesungen am College de France und an der Sorbonne bei; doch auch hier tragen die Kundgebungen einen lebensvolleren Charakter, indem die Gelehrten vielfach mit den Künstlern in persönliche Verbindung treten. Es machte einen außerordentlich tiefen Eindruck, als der schon erwähnte Litterarhistoriker Larroumet bei der Wiederaufnahme seiner Vorlesungen: Le réalisme au XIX siècle im Dezember 1895 zum Beginn einen Brief Dumas' verlas, den dieser ihm nach Schluß des vorangegangenen Vorlesungszyklus hatte zukommen lassen. Es war ergreifend anzuhören, wie der Dichter wenige Wochen vor seinem Tode dem großen Litterarhistoriker mit rührender Bescheidenheit für die Beurteilung dankte, die er ihm, dem anerkannten und auf der Höhe des Ruhmes stehenden Dichter, in den vorangegangenen Vorlesungen hatte zuteil werden lassen. Und nun bedenke man, daß in diesem Zentralpunkt des geistigen Lebens der Nation tausendfache Gelegenheit zu gegenseitiger Annäherung, zu vertraulichem Gedankenaustausch, zu persönlicher Befreundung geboten ist. Da ist zuerst die Versammlung der vierzig Unsterblichen, die ja doch so recht eigentlich als die personifizierte Tradition des französischen Geistes betrachtet werden kann, und in der ja jeder Inhaber eines Sessels sich als den direkten geistigen Erben sämtlicher ihm vorangegangener Inhaber desselben Sitzes betrachtet und in gewissem Sinne auch die Fortführung ihres Werkes übernimmt. Man mag über diese ganze alte Institution lächeln, man mag sich mit Daudet über das Haus mit der stolzen Aufschrift „Ici la mort n'entre pas“ lustig machen, es giebt doch nicht leicht etwas Imposanteres als eine offizielle Sitzung jener gelehrten Körperschaft. Wenn man der Einführung Henry Houssays beiwohnt, der über Leconte de Lisle spricht, oder derjenigen Lemaitres, der uns über Duruys Bedeutung berichtet, und wenn wir in der Versammlung neben dem Prinzen Roland Bonaparte und der Königin Natalie von Serbien, neben den Gesandten von Rußland und Deutschland und den französischen Ministern Männer beisammen finden, wie Arsene Houssaye, Pierre Loti, Franceois Coppee, Brunetiere, Henry Lavedan, Ludovic Halevy, Sardou, Leon Say, Ambroise Thomas

und so viele andere Koryphäen in Kunst und Wissenschaft, wer wollte dieser Vereinigung die Achtung versagen? Und wie viele Einrichtungen ähnlicher Art zählt nicht die französische Hauptstadt! Finden sich doch gleich in den anderen vier Akademien vielfach dieselben Personen wieder zusammen. Einer Einrichtung aber muß ich besondere Erwähnung thun, die in England seit langen Jahren besteht, die in letzter Zeit auch in einzelnen deutschen Städten Platz gegriffen, die aber nirgends die Bedeutung erlangt hat, die sie in Paris besitzt: die Jahresversammlungen ehemaliger Schulkameraden. Da ist es heut das Lycee Charlemagne,[1]) morgen ist es das Lycee Louis-le-Grand, übermorgen das Lycee Henri IV. und wieder ein andermal das Lycee Condorcet, dessen ehemalige Schüler den Jahrestag der Gründung ihrer ersten Alma mater feiern. Bei solcher Gelegenheit nun findet sich mitunter eine gar illustre Gesellschaft zusammen, und Männer der Kunst und Koryphäen der Wissenschaft und Meister der Diplomatie sehen sich wieder einmal für einen Abend vereinigt. Die Feier wird in der Regel durch ein solennes Festmahl bei Marguery oder in einem der anderen Speisehäuser von Paris begangen, und geistvolle Reden und launige Verse würzen Imbis und Trunk. Ganz besonders wird dabei, wie natürlich, denjenigen Gästen gehuldigt, denen im abgelaufenen Jahre irgend ein großer Wurf gelungen. So wurde auf einer der jüngsten derartigen Vereinigungen des kurz zuvor gewählten Mitgliedes der Akademie, des Dichters Anatole France, gedacht, und da man wußte, daß auch der anwesende Romanist Gaston Paris starke Hoffnung hatte, demnächst dieser gelehrten Körperschaft eingereiht zu werden, so wurde er mit einem Sonett angetoastet, das ungefähr in die Worte ausklang, daß dort, wo France schon sei, Paris nicht fehlen dürfe.

Man kann sich leicht denken, welch kräftigen Ansporn zu lebendiger Bethätigung die junge Generation durch eine derartige persönliche Berührung mit den großen Vorbildern empfängt, wie

---

[1]) An dem beispielsweise Edmond About, Gustave Dore, Theoph. Gautier, Got, Michelet, Fr. Sarcey und Maxime du Camp ihre Ausbildung empfangen haben.

viele entwickelungsfähige, befruchtende Keime sie bei solcher Gelegenheit allein schon aus der Unterhaltung der führenden Geister der Nation in sich aufnimmt. Nicht anders geht es den aufstrebenden Jünglingen des Quartier latin, wenn sie im Theater, in den Vorlesungen und selbst in bestimmten Restaurants oder Kafees die Männer des Tages von Angesicht zu Angesicht oder doch in ihrem Walten und Wirken tagtäglich beobachten. Wie stark sich diese Einwirkung der im Zenith stehenden Künstler und Dichter auf das kommende Geschlecht geltend macht, das geht nicht zum wenigsten aus dem Niederschlag hervor, den dies Verhältnis in französischen Romanen gefunden hat. Allein es giebt nichts Belehrenderes darüber als Alphonse Daudets: Les débuts d'un homme des lettres; denn so wie er bei der Ankunft in Paris denkt und spricht, so sprachen schon Tausende vor ihm, und Tausende nach ihm werden ebenso denken, die nach der Hauptstadt pilgern, um dort auf dem Gebiete der Geistesarbeit ihr Glück zu suchen. Quand je me glissais, sagt er gleich im Eingang des Buches, quand je me glissais hors de ma mansarde, je faisais invariablement le tour de l'Odéon, je me promenais sous ses galeries, ivre de frayeur et de joie à l'idée que j'y rencontrerais des hommes de lettre... Rencontrer des hommes célèbres, échanger avec eux par hasard quelques mots, il n'en faut pas plus pour enflammer l'ambition. „Et moi aussi j'arriverai!“ se dit-on avec confiance. De quel entrain je grimpais alors mes cinq étages, — surtout quand j'étais parvenu à faire l'achat d'une bougie qui me permettait de travailler toute la nuit, d'élaborer, sous sa flamme courte, vers, ébauches de drames, se succédant à la file sur les feuilles de papier blanc. L'audace me mettait des ailes; je voyais l'avenir s'ouvrir tout grand devant moi, j'oubliais mon indigence, j'oubliais mes privations... Mais dans la rue, mes anciennes frayeurs reprenaient le dessus. L'Odéon, en particulier, me frappait de crainte; il me paraissait tout le long de l'année aussi froid, aussi imposant et inaccessible que le jour de mon arrivée. Odéon, — Mecque de mes aspirations, but de mes vœux intimes, que de fois j'ai renouvelé mes timides et

secrètes tentatives pour franchir le seuil auguste de la petite porte basse par où entrent tes artistes, etc.

Soweit nun von den mehr innerlichen Beziehungen zwischen Generation und Generation, von Beziehungen, wie sie sich wesentlich doch nur dem Gebildeteren, wie sie sich nur einem schon geläuterten Geschmacke, wie sie sich insbesondere dem Künstler selbst und dem Beobachter künstlerischer und wissenschaftlicher Lebensäußerung offenbaren. Worin sich aber auch dem blöden Auge des Laien die Einheit der Dichterwelt, der Zusammenhang zwischen den Mitgliedern der hohen Gemeinde so recht in die Augen fallend dokumentiert, das ist die freundschaftliche und verwandtschaftliche, natürliche oder durch Heirat hergestellte Verbindung unter ihnen, eine Erscheinung, wie wir sie wiederum in anderen Ländern so gehäuft vergebens suchen würden. Freilich dürfte als verwandtschaftlich verbunden aus älterer Zeit nur das Bruderpaar Pierre und Thomas Corneille in der Dichterwelt einem größeren Publikum bekannt sein. Heutzutage aber ist die Verbrüderung und Verschwägerung unter den Künstlern ganz allgemein. Unwillkürlich denkt man ja da in erster Linie an die Dumas père et fils, die zwar auf verschiedenen litterarischen Gebieten ihre Erfolge gesucht, dort aber gleich Bedeutendes geleistet haben. Da ist die Verwandtschaftsbeziehung zwischen Augier und Paul Deroulèdes, wo der Schwiegervater dem nur durch seine „Chants du soldat“ berühmt gewordenen Schwiegersohne den Weg zum Theater bahnt. Da ist das innige Verhältnis zwischen Aurore Dudevant und Jules Sandeau, dem wir das Werk Rose et Blanche verdanken, und dem die Schriftstellerin ihren Nom de guerre: Georges Sand entlehnt hat. Da ist die Liebschaft derselben Dichterin mit Alfred de Musset, dem die Erzählung Elle et lui und die Gegenerzählung Paul de Mussets, des Bruders jenes großen Romantikers, Lui et elle, entspringt. Da sind die Daudets, Vater, Bruder und Sohn, Alphonse Daudet, Erneste, der ältere Bruder, und Leon, der Sohn von Alphonse, alle drei mit klangvollen Namen in der französischen Litteratur, wenngleich in verschiedener Stärke. Da ist Emile Bergerat, der Verfasser der Ours et fours, ein Schwager von Catulle Mendes und Schwiegersohn Theophile Gautiers. Schließ-

lich denkt man an die in unserer Vorstellung fast untrennbar gewordenen Vereinigungen von Scribe und Legouvé, von Erckmann und Chatrian, von Meilhac und Halevy und von so vielen anderen. Eine litterarische Erinnerung ruft ja auch die in den jüngsten Tagen erfolgte Verbindung zwischen dem Enkel Victor Hugos und dem Sohne Alphonse Daudets zu gemeinsamer Verteidigung des letzteren hervor, freilich keine ganz ungetrübte Erinnerung. Und in der That ist es ja bekanntlich in Frankreich nichts gar so seltenes, daß eine derartige Sensations- oder Skandalgeschichte zur Auffrischung des Andenkens an Dichter und Künstler dient. Eine starke Erregung in der öffentlichen Meinung ruft ja auch das Erscheinen jedes Zolaischen Romans hervor und in noch höherem Maße die immer von neuem auftretende Kandidatur dieses Autors für einen Platz in der Akademie. Da genügt die Nachricht eines Winkelblattes, man plane unter den Unsterblichen eine Sonderausgabe der Zolaischen Werke, in der alles irgendwie moralisch Anstößige unterdrückt werden solle, so daß der große Autor dann auf Grund dieser Edition letzter Hand als ein Geistesritter ohne Furcht und Tadel durch die ihm bis dahin verschlossenen Pforten werde einziehen können. Darob große Erregung in der litterarischen Welt und Interviews des Dichters von allen Seiten. Schließlich wird die allererste Meldung in ihrem ganzen Umfange als Erfindung bezeichnet, aber man hat sich doch zum mindesten ein wenig echauffiert, vielleicht zu einer Zeit, in der die Politik zufällig nicht den geringsten Anlaß zur Erhitzung der Gemüter bot.

Doch auch ohne solche Mittel gedenkt man der Leuchten der Nation. Wehmütig erinnert man sich an den schwer leidenden und ganz zurückgezogen lebenden Alphonse Daudet. Schon wird er wie ein Geist aus einer vergangenen Welt angesehen. Aber man sucht ihn doch auf und freut sich, von einer heitereren Stunde berichten zu können, die ihm das Schicksal freilich nur selten vergönnt. Wie so viele Meister neben ihm, so verabscheut auch er das wüste Treiben der Zukunftsdichter und spricht nur mit innerlichem Ekel davon. Diese sogenannten Jungen, die sich als die wahren Fortpflanzer und die eigentlichen Pfleger der Litteratur geberden, erscheinen ja selbst einem Zola als die Verächter und Zerstörer des

gallischen Geistes. Haben sie doch nur wenige Wochen nach dem Dahinscheiden Dumas' sich nicht entblödet, angesichts der allgemeinen Trauer um den Dichter diesen mit ihrem Gift zu bespritzen, indem sie ihn fast übereinstimmend für einen unfähigen Stümper erklärten, dessen Werke sie zwar weder zu sehen die Zeit noch zu lesen die Lust gehabt hätten, dessen Tod sie aber nahezu als einen Gewinn für die Weiterentwickelung der dramatischen Litteratur Frankreichs erklärten. Doch dieses Gebahren ist ganz gewiß als Abnormität zu bezeichnen, die, wie das ganze Treiben der Jungen, bald der Vergessenheit anheimfallen wird. Im übrigen fühlen sich nach wie vor die Dichter und Denker Frankreichs untereinander solidarisch verbunden, was sich nicht blos in der gegenseitigen Beobachtung des äußeren Auftretens und der Lebensführung geltend macht, wie wir sie bei dem Vorgehen der Schriftstellergenossenschaft gegen Georges Lefevre, den Dichter des Faune, wegen seiner eigentümlichen Mission in Sachen Artons zu beobachten Gelegenheit hatten. Aber daneben findet man nicht leicht ein aufstrebendes wirkliches Dichtertalent, dem nicht die älteren Meister bereitwillig ihre geistige und oft auch materielle Unterstützung bieten.

An der Ehrung lebender und verstorbener Dichter, an der Pflege der Erinnerung auch an ältere und weniger bekannte Werke nehmen noch in unseren Tagen die Pariser Salons kräftig teil. Vor einer erlauchten Gesellschaft, erlauchter als sie bei gewöhnlichen Gelegenheiten im Theater anzutreffen ist, werden von ersten Künstlern oder aber von Mitgliedern aus der Familie der Gastgeber selten gespielte und längst zurückgelegte oder auch noch nicht veröffentlichte Werke aufgeführt. Dabei kommen dann mitunter junge, noch unbekannte Talente ans Tageslicht, die dann auf diesem Wege schneller zu einem Erfolge und zur rechten Entfaltung gelangen als auf dem dornenvollen Pfade von Intendanz zu Intendanz.

Eine sehr bemerkenswerte Einrichtung hat der „Figaro“ im vergangenen Winter mit seinen Ephémérides théâtrales geschaffen, durch die uns, ähnlich wie unseren Kindern in ihrem Mentor, die bedeutenden historischen Erinnerungen jedes Tages, tagtäglich die sich jährenden litterarischen Ereignisse ins Gedächtnis gerufen werden. So bringt uns das Blatt beispielsweise am 17. Januar einen

Bericht über die Premiere von Destouches' Glorieux, der am gleichen Tage des Jahres 1732 auf der Bühne erschien. Vier Tage später lesen wir, daß am 21. Januar des Jahres 1773 Piron, der Autor der Métromanie, gestorben ist und zugleich das Wichtigste aus seinem Leben und Wirken. Am 15. Februar wiederum wird uns Genaueres über die erste Vorstellung der Fille de Roland im Jahre 1875 mitgetheilt, deren Dichter Henri de Bornier in hohem Greisenalter noch in dieser Saison den Fils de l'Arétin zur Aufführung gebracht und der heute allgemein als der Nachfolger Corneilles und Racines angesehen wird. Und so frischt schon die tägliche Lektüre eines Journals unsere Kenntnis von der Litteratur Frankreichs wirksam auf.

Endlich aber sorgen die Dichter selbst dafür, von der Menge nicht vergessen zu werden. Sie bleiben in lebhaftem Kontakt mit dem großen Publikum durch aktive Teilnahme an dem Journalismus, an der Tagesschriftstellerei. In dem obenerwähnten „Figaro" ergreift nicht selten Zola, mitunter Gustave Droz, oft Jules Claretie das Wort, im „Journal" finden wir jeden Donnerstag einen Artikel von Franceois Coppee, unter den Leitartikeln wechseln die Namen Andree Theuriet und Armand Silvestre mit andren gleicher Bedeutung ab, und das Feuilleton bringt augenblicklich den Zolaischen Roman Rome; in vielen anderen Blättern steht allwöchentlich an der Spitze ein kleiner Einakter oder vielmehr ein dramatischer Dialog von Henri Lavedan oder einem andern der bekannten Bühnendichter.

Und nun noch eins! Eben beginnt man in Paris, auf eine ganz neue und doch recht nahe liegende Art das Andenken an die Bedeutung der großen Männer Frankreichs zu beleben. In den jüngst entstandenen Außenstraßen mehrerer Vorstädte liest man auf den Eckschildern unter dem Namen eines Ernest Renan die Notiz: Grand philosophe, né 1823, mort 1892, in der Rue Louis Pasteur auf jedem Straßenschild den Vermerk: Célèbre chimiste, né 1822, mort 1895 u. s. w. Es versteht sich von selbst, daß auch in den Provinzialstädten der großen Männer durch Straßenschilder Erwähnung gethan. Aber es hat mich doch eigentümlich berührt, in Rouen, der Geburtsstadt Corneilles und Boieldieus und der Grabstätte der Jungfrau von Orleans, nahe dem Pont „Boieldieu"

und dem Quai „Corneille" und nicht weit von der Place „Jeanne d'Arc" eine Rue du „Contrat Social" zu finden. Man sieht, in Frankreich reden auch die Steine von den Großthaten der Denker und Dichter; die aber finden ein noch dauernderes Denkmal als Fels und Erz in dem Herzen des französischen Volkes.

2.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1896 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr L. Heilbrunn, Dr. jur., hier.

In dieser Sektion sprachen am

13. Januar Herr Rechtsanwalt Heine über „Die neue Grundbuchordnung für Frankfurt";

23. März Herr Dr. Wurzmann über „Die Umgestaltung des Mietrechts durch das Bürgerliche Gesetzbuch";

13. April Herr Dr. Zirndorfer über „Richard Schmidts Strafrechtstheorie und die neueren kriminalpolitischen Strömungen".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Richard Schmidts Strafrechtstheorie und die neueren kriminalpolitischen Strömungen von Herrn Dr. Paul Zirndorfer.

Als vor einigen Jahren Cesare Lombroso in Italien die anthropologische Schule ins Leben gerufen und Garofalo bereits

ein neues Strafensystem unter Berücksichtigung des „Verbrechertypus" Lombrosos aufgestellt hatte, da glaubten Viele eine neue Ära der Kriminologie sei eröffnet. Die Untersuchungen Lombrosos, die Feststellung auffälliger körperlicher Deformitäten an Verbrechern waren bestrickend, aber freilich nur im ersten Augenblick. Bei näherer Hinsicht sah man nicht nur, daß die Untersuchungen vor der wissenschaftlichen Statistik nicht Stand hielten; man vermißte vor allem den Beweis dafür, daß die gefundenen körperlichen Unregelmäßigkeiten ursprüngliche, und nicht vielmehr Folgen der Lebensweise, vielleicht gerade Folgen der Verbrecherlaufbahn seien. Auf den letzten kriminal-anthropologischen Kongressen zu Paris (1889) und Brüssel (1892) ist der Verbrechertypus als unhaltbar konstatiert worden, und damit war der ganzen Sache der Stempel einer vorübergehenden Bewegung aufgedrückt.

Eine Wirkung aber ist geblieben. Die in wirtschaftlichen und sozialen Fragen sich erschöpfende öffentliche Erörterung wurde wiederum dem Strafrecht zugewandt, und dessen Zusammenhang mit der sozialen Frage wurde weiteren Kreisen näher gebracht. Allerdings hat hieran nicht bloß Lombroso, sondern auch die internationale kriminalistische Vereinigung wesentlichen Anteil. Die soziale Frage ist auch hier das treibende Element geworden. Alle Reformvorschläge, die bedingte, die unbestimmte Verurteilung ebenso gut wie die Schärfung der Freiheitsstrafen und die Laisierung unserer Strafgerichte gehen von der sozialen Bewegung aus.[1] Daß sich dabei die widerstrebendsten Vorschläge kreuzen, entspricht nur dem Bilde, das die soziale Bewegung überhaupt bietet.

Dieser auf den ersten Blick unklare Charakter ist vielleicht auch die Ursache, daß die wissenschaftlichen Kreise im engeren Sinne etwas abseits stehen. Wohl sind wissenschaftliche Männer, wie Franz v. Liszt (Halle) und Hermann Seuffert (Bonn) in die Reihen der Reformer getreten, allein die meisten Rechtslehrer halten zurück, und die bedeutendsten Kriminalisten, Wach und

---

[1]) Die soziale Bedeutung des letzten Punktes hat besonders Stadtrat Dr. Flesch (Frankfurt) bei den Beratungen des Juristentages zu Köln betont.

Binding, sind energische Verfechter des herrschenden Systems. Daher mag es auch kommen, daß die Reformschriften den wissenschaftlichen Leser nicht immer mit solcher Befriedigung erfüllen, wie ähnliche Schriften früherer Zeitläufte. Damals war die Beweisführung stets auf die Theorie aufgebaut, heute spielt die praktische Politik darin eine Hauptrolle. Ein Nachteil ist das nicht, auch nicht vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus. Änderung des Rechts ist Politik, nicht Jurisprudenz. Daran wird auch dadurch nichts geändert, daß, namentlich im Strafrecht heute noch vielfach beides untereinander gemengt wird.

Dadurch aber, daß sich der Kampf auf so breiter Grundlage abspielt, gewinnen die Bücher der „alten Schule" über die neuen Fragen neben ihrer wissenschaftlichen Bedeutung auch ein aktuelles Interesse. Ein solches Buch liegt uns hier vor[2]), und zwar ein Buch der alten Schule im doppelten Sinne. Es erklärt sich gegen die Reform, namentlich gegen die bedingte Verurteilung, und es kämpft mit den Mitteln der alten Schule. Freilich stimmt das letztere nur insofern, als das soziale Moment nicht berücksichtigt wird, im übrigen zeigt es gegenüber ähnlichen Schriften einen erfreulichen Unterschied. Während seither namentlich im Strafrecht fast ausschließlich die aprioristische Darstellung ihr unstätes Wesen trieb, geht durch dieses Buch der frische belebende Hauch historischer Forschung, wodurch nicht nur wertvolle kriminalgeschichtliche Thatsachen aufgedeckt werden, sondern die Lektüre auch für den lehrreich gestaltet wird, welcher mit den dort ausgesprochenen Ansichten nicht übereinstimmt. Dazu kommt die zwar schwere aber gewählte Sprache, der vornehme Ton des Mannes der Wissenschaft, die überall hervortretende Wärme der Überzeugung. Alles dies verleiht dem Buche eine fesselnde Anziehungskraft, eine Eigenschaft, die bekanntlich juristische Bücher nicht zu häufig haben.

Wie bereits erwähnt, vermeidet Schmidt den realen Ausgangspunkt der modernen Bewegung, die soziale Frage; er geht vielmehr in Anschluß an die älteren Theoretiker von dem idealen

[2]) Die Aufgaben der Strafrechtspflege von Dr. Richard Schmidt. Professor der Rechte zu Freiburg i. B. — Leipzig, Verlag von Dunker & Humblot 1895.

Punkt, den Strafrechtstheorien, aus. Die Beweisführung auf diesem Gebiete bestand bisher im wesentlichen darin, daß jeder sämtliche Theorieen der Vormänner widerlegte und dann seine eigene aufstellte, die wieder von dem Nachfolger hingerichtet wurde. Diese unerquickliche Thätigkeit konnte ein Historiker wie Schmidt nicht ausüben; er weist vielmehr auch hier die dogmengeschichtliche Entwickelung nach, und scheidet scharf zwischen Rechtsgrund und Zweck der Strafe. Das erste ist für ihn durch die moderne Anschauung über die Natur des Staates erledigt. „Vorausgesetzt nur, daß die Unentbehrlichkeit der Strafe für die Staatserhaltung bewiesen oder anerkannt ist — und das war sie von je — ist auch die Berechtigung der Strafe erwiesen." Der Zweck der Strafe — mit der es der Verfasser nunmehr allein zu thun hat — kann sein, Einwirkung auf den Verbrecher selbst oder Einwirkung auf das Volk. Einwirkung auf den Thäter wird erreicht durch Unschädlichmachen, Erziehung, züchtigende Abschreckung, je nach der größeren oder geringeren Verderbtheit des Verbrechers (Spezialprävention). Die Einwirkung auf das Volk besteht, wie ausführlich ausgeführt wird, in Abschreckung der schlechten und in Befriedigung der guten Bürger, welche die zu strafende Handlung mißbilligen und für das Allgemeinwohl schädlich erachten. Diese letztere Funktion ist, da die guten Bürger die Majorität bilden, die hauptsächliche. „Die Strafe muß, um es kurz zu sagen, so eingerichtet sein, daß jeder Strafakt je nach der Eigenart der Persönlichkeiten auf dieselben abschreckend oder vergeltend, d. h. die Autorität des Staates wahrend, einwirkt." Mit diesem letzten — Wahrung der Staatsautorität — ist das Vereinigende der Abschreckung und Vergeltung, die Grundlage dieser Theorie (Generalprävention[3]) gegeben.

Eine Vereinigung von Spezial- und Generalprävention, wie dies die neuere Schule verlangt, ist nicht möglich. „Der Beweis

[3]) Eine gewisse Verwandtschaft dieser Theorie mit der gleichfalls Generalprävention genannten Lehre Anselm Feuerbachs, dessen Andenken auch das Buch gewidmet ist, läßt sich nicht verkennen. Feuerbach legt indessen das Hauptgewicht auf die Strafdrohung, während hier die Strafverhängung (Verurteilung) das wesentliche Moment bildet.



läßt sich führen, daß die Strafe einen heilsamen erzieherischen Einfluß auf das Volk nur dann üben kann, wenn die Gesamtheit der verhängten Strafen sich in regelmäßig wiederkehrender Folge dem Verhältnis aller bestraften Verbrecher anpaßt." Deshalb fragt sich, welcher dieser Zwecke von dem Gesetzgeber zur Grundlage des positiven Strafrechts gemacht werden soll. Diese lediglich praktisch-politische Frage entscheidet Schmidt zu Gunsten der Generalprävention. Kriminalpolitisch ist die „Vergeltungsstrafe" vorzuziehen, weil sie neben der durch andere Mittel zu erstrebenden „Verbrechensprophylaxe" etwas Eigenartiges, Selbständiges zur Unterdrückung des Verbrechens bedeutet, während die Sicherungsstrafe nur ein unselbständiger Teil eines großen Systems, der administrativen Verhütung von Verbrechen (Arbeitshaus, Armenpflege 2c.), ist. Sie tritt der Verbrechensprophylaxe nicht hindernd entgegen, während umgekehrt die Sicherungsstrafe der Vergeltung Abbruch thut; sie wirkt segensreich auf das Volk, welches Vergeltung, Gerechtigkeit verlangt, während die Sicherungsstrafe dies nicht thut und dadurch Mißstimmung, Gefährdung der Autorität des Staates nach sich zieht. Sie ist politisch der Sicherungsstrafe vorzuziehen, da sie die Sozialgefährlichkeit des richterlichen Arbitriums (d. i. die richterliche Willkür) „auf ein Minimum reduziert", während die Sicherheitsstrafe jede die persönliche Freiheit garantierende gesetzliche Fixierung des Strafmaßes, die gleichbleibende Regel der Bestrafung ausschließt.

Von diesem Ideengang aus gelangt Schmidt folgerichtig zu einer Verwerfung der Reformvorschläge. Das Schlagwort der Reformer „nicht die That, sondern der Thäter" ist der diametrale Gegensatz der Bestrafung nach der „Schwere der Einzelthat". Die bedingte Verurteilung ist für Schmidt eine Legalisierung der Ungerechtigkeit, eine Verletzung des Gerechtigkeitsgefühls des Volkes, sie führt zur Herabminderung des staatlichen Ansehens. Die ganze Reform der Lisztschen Schule ist ihm ein Rückschritt zu der überwundenen Willkür früherer Zeiten. Die Vorzüge der Reform fallen gegenüber der Verletzung der Gerechtigkeit und der dadurch hervorgerufenen Gefährdung des Staatsgedankens nicht ins Gewicht. Das Fazit der Reform wäre

eine Verschlechterung unseres Strafrechts und unserer öffentlichen Zustände.

In der Thât, die logische Folgerichtigkeit dieser Beweisführung läßt sich nirgends angreifen; die Fehler stecken nicht in der Deduktion, sondern da, wo der Verfasser nach seiner Meinung empirisch verfährt, d. h. aus den konkreten Verhältnissen zu abstrahieren sucht. Schmidt behandelt die von ihm festgestellte Bedeutung der Strafe, obwohl er selbst zugiebt, daß diese „nur die Sonderform einer allgemeinen Erscheinung“ ist, als sei sie nicht ein, sondern das Fundament der Staatsautorität. Oder er geht stillschweigend davon aus, daß jedes Mittel, die Staatsautorität zu stärken, so intensiv wie möglich ausgebildet werden könne, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Daß der Staat neben der Strafe noch eine ganze Reihe von Thätigkeiten und Institutionen zur Wahrung seiner Existenz und seiner Macht benötigt, bedarf keines Beweises. Auch das zweite ist nicht richtig. Wie der menschliche Gesamtorganismus krank wird, sobald ein Organ sich hypertrophisch zum Schaden anderer Organe entwickelt, so leidet auch der Gesamtorganismus des Staates, sobald eine noch so nützliche Einrichtung auf Kosten anderer zu sehr erstarkt. Man denke nur an die Überspannung der an sich sehr notwendigen und nützlichen Wehrkraft und der dadurch hervorgerufenen Beeinträchtigung unseres Kulturlebens. Man denke ferner an die verschiedenen Interessenkämpfe, deren Untergrund stets die zu starke Entwicklung einer Staatsfunktion zum Nachteile der andern ist. So kann man auch die kriminelle Funktion des Staates zu sehr steigern, und das thut man, wenn man, wie Schmidt, sie losgelöst von ihrem Zusammenhang betrachtet. Daher kommt es, daß auch er den Zusammenhang des Strafrechts mit der sozialen Frage übersieht. Daß die Strafe neben den beabsichtigten Wirkungen noch andere hat, daß sie Existenzen untergräbt, den Gelegenheitsthäter zum Gewohnheitsverbrecher macht, daß sie auch antisoziale Wirkungen hat, welche die guten Bürger verletzen und dadurch das Staatsinteresse gefährden, daß sie mithin zuweilen gerade ihrem Zwecke zuwider wirken kann, entgeht ihm vollständig. Dieser Umstand setzt aber der von Schmidt gegen

Liszt und Genossen behaupteten Unvereinbarkeit von General- und Spezialprävention ein gewichtiges Aber entgegen. Gegen die logische Unvereinbarkeit beider, gegen die Unmöglichkeit eines beide Wege gleichzeitig verfolgenden Strafsystems wird sich wenig einwenden lassen. Thatsächlich aber erstreben dennoch beide Richtungen eine Vereinigung. Dem „Zukunftsstrafrecht" bezeugt Schmidt, daß es allerdings „erst in zweiter Linie" auch der Bedeutung des Deliktes Rechnung trägt, und er selbst giebt für seine Theorie wiederum zu, daß „nebenbei" auch die Vergeltungsstrafe Sicherungszwecke verfolgen könne. Eine Vereinigung beider Ziele ist daher trotz aller theoretischen Unvereinbarkeit thatsächlich angestrebt und nur darüber, was Haupt- und was Nebenzweck sein soll, streiten die Gelehrten. In der That handelt es sich nicht um eine doktrinäre Vereinigung beider Ziele, sondern um die Vermeidung der Beeinträchtigung einer staatlichen Funktion durch die andere. An sich sind General- und Spezialprävention, wie auch Schmidt anerkennt, gleichberechtigt; deshalb können sie beide gleichmäßige Berücksichtigung verlangen, und in diesem Sinne kann man von einer Vereinigung wohl sprechen. Daß durch die Vergeltungsstrafe die präventive Behandlung des Verbrechers nicht verloren geht, ist doch nur insofern richtig, als der Staat durch sie nicht behindert ist, die übrigen Mittel der Verbrecherbehandlung wirken zu lassen, aber wenn die Vergeltungsstrafe außer ihren beabsichtigten Wirkungen auf das Volk auch auf den Verbrecher unbeabsichtigte Wirkungen äußert, den Arbeiter wegen eines geringen Fehls sozial ruiniert, den leichtsinnigen Gelegenheitsdelinquenten durch die Bekanntschaft mit dem Gefängnis zum Gewohnheitsverbrecher macht, so ist dies nicht blos Beeinträchtigung, sondern Lahmlegung der Verbrechensprophylaxe. Gerade um diese Wirkungen auf den Sträfling, die Schmidt allerdings völlig übergeht, handelt es sich bei der Reform, namentlich bei der bedingten Verurteilung. Nicht eine Doktrin zu finden, wie man General- und Spezialprävention vereinigen kann, ist das Problem, sondern die Linie zu ziehen, die beide Gebiete von einander abgrenzt. Daß bei dieser lediglich praktisch legislativen Frage Utilitätsgründe mitwirken, daß je nach

der allgemeinen kriminalpolitischen Situation ab- und zuzumessen ist, soll dabei ohne weiteres zugegeben werden. Daß die augenblickliche kriminalpolitische Lage eine Einengung des Generalpräventionsgebietes zu Gunsten der Sicherungsmaßregeln erheischt, bedarf aber keines Beweises.

Ist es denn aber wirklich eine Beschränkung der generellen psychologischen Wirkung der Strafe, welche die Reformer verlangen? Ist es wirklich wahr, daß die soziale Genugthuung der guten Bürger und ihre Achtung vor dem Staat nur durch die formale Gerechtigkeit gewährleistet wird, wie sie die Losung „die That nicht der Thäter" enthält? Den Beweis hierfür ist Schmidt trotz allem aufgewandten Scharfsinn schuldig geblieben. Den Ausgangspunkt bildet hier — wie bei der Konstruktion der Vergeltungsstrafe — das Individuum. „Innerhalb bestimmter Gesellschafts- und Berufskreise erwartet der Mensch vom Menschen die Reaktion gegen grundlose Kränkungen. Er erwartet die Abfertigung des Störenfrieds als einen praktischen Beweis für die persönliche Tüchtigkeit, Selbständigkeit, Leistungsfähigkeit des Gekränkten." Er erwartet auch eine der Kränkung proportionale Reaktion. „Eine zu laxe Reaktion steht der unterbliebenen gleich, zieht dem passiv Beteiligten ebenfalls Mißachtung zu, die zu intensive dagegen . . . . erweckt Mißtrauen. Nun braucht man aber auch in dieser Beziehung das Gesagte nur auf das Gebiet der staatlichen Strafe zu übertragen und hier das gleiche Maßprinzip als das psychologisch und logisch notwendige zu konstatieren." Damit soll festgestellt sein, daß jeder gute Bürger von dem Staate bei Meidung der Mißachtung die dem Delikt proportionale Strafe fordert, wobei aber zu beachten, daß diese Proportionalität nur eine relative ist, d. h. sich innerhalb des Strafrahmens der Schwere des Deliktes anpassen soll.

Wenn dieser Schluß vom Individuum auf den Staat irgend etwas beweisen soll, dann muß der von Schmidt selbst gemachte Zusatz „innerhalb bestimmter Berufskreise" fallen. Hier handelt es sich doch um die psychologische Wirkung auf das ganze Volk, nicht auf einzelne Kreise. Innerhalb dieser mag dem Einzelnen ein bestimmtes Verhalten gegenüber gewissen — auch nicht allen —

Verletzungen vorgeschrieben sein, aber die Gesamtheit nimmt daran keinen Anteil; ja man kann nicht einmal behaupten, daß sie durchgängig von jedem eine Reaktion gegen grundlose Kränkung fordert. Es hat Männer in hoher öffentlicher Stellung gegeben, welche alle persönlichen Angriffe gelassen ertrugen. Die Achtung, welche ihnen die Zeitgenossen zollten, war von ihrem Verhalten grundlosen Angriffen gegenüber unabhängig. Gerade das Duell, mit dem Schmidt an dieser Stelle operiert, beweist gegen ihn. Allerdings sehen gewisse Gesellschaftsklassen in dem Duell bei ihren Mitgliedern — sonst nicht — die obligatorische Reaktion gegen Ehrverletzungen, aber die Masse der Bürger, auch eine ganze Reihe von gewichtigen Stimmen aus den betreffenden Klassen erklärt den Zweikampf für eine Unsitte und achtet denjenigen höher, welcher gegebenenfalls sich dem gesellschaftlichen Zwange nicht unterwirft. Aber selbst zugegeben, daß eine stärkere Verletzung auch stärkere Reaktion erfordert, immer wird dabei der Einzelfall ins Auge gefaßt. Nicht die abstrakte That liefert das Kriterium für die Stärke des Angriffs und der Reaktion, sondern die konkrete That, die Einzelhandlung, die Persönlichkeit des Thäters, die Umstände, unter denen sie geschah, und vor allem die Motive der That, und ganz ebenso ist es auf dem Gebiete der öffentlichen Strafe. Wohl läßt sich im allgemeinen sagen, daß Tötung ein schwereres Delikt ist als Diebstahl, Diebstahl schwerer als Beleidigung, und daß demgemäß die Strafe sein muß. Daß aber im Einzelfall deshalb stets der Diebstahl eine schwerere Verletzung der Gesammtheit bildet als Beleidigung, das läßt sich nicht behaupten. Die öffentliche Meinung faßt die That nicht abstrakt, sie konkretisiert vielmehr sehr energisch und bildet sich hiernach ein Urteil über die Einzelstrafthat. Bei dieser Konkretisierung legt sie gerade sehr erhebliches Gewicht auf die Persönlichkeit des Verbrechers: ihr Gerechtigkeitsgefühl verlangt, daß derjenige, welcher aus Leichtsinn gefehlt hat, durch unglückliche Umstände vom rechten Wege abgewichen, ist, anders behandelt wird als der Gewohnheitsverbrecher; daß der Besserungsfähige nicht mit der gleichen Strafe belegt wird, wie der völlig Verlorene, auch wenn er die gleiche That gethan. Das öffentliche Bewußtsein weiß, daß den Besserungsfähigen die Strafe

härter trifft als den habituellen Verbrecher, daß die Strafe bei dem Besserungsfähigen unter Umständen antisoziale Wirkungen hervorruft, und gerade das hält sie für ungerecht. Nichts würde die von Schmidt erstrebten Erfolge der Generalprävention schwerer gefährden, als die bei uns gar nicht geübte gleichmäßige Strafe gleicher Thaten ohne Rücksicht auf den Thäter. Gerade die von ihm betonte vergleichende Kritik des Publikums gegenüber Strafurteilen geht stets vom Einzelfall aus; nicht, daß das gleiche Delikt in verschiedenen Fällen verschieden bestraft worden ist, wird getadelt, sondern daß der Einzelfall im Vergleich zu anderen Fällen zu leicht oder zu schwer bestraft worden ist. Am markantesten zeigt sich die Konkretisierungstendenz da, wo das Laienelement selbst an der Rechtsprechung beteiligt ist. Hier tritt die Urteilsfällung nach der Persönlichkeit des Thäters häufig sehr scharf hervor, und gerade daraus leitet sich zum größten Teil die Bewegung gegen die Laiengerichte her.[4]) Si duo faciunt idem, non est idem. Die That allein, ohne den Thäter, kann nie den gerechten Maßstab der Verurteilung abgeben.

Ist dem so, dann steht auch die Gerechtigkeit einer Sicherheitsstrafe nicht absolut entgegen; dann kann unser Gerechtigkeitsgefühl einwilligen, ja sogar fordern, daß der vom Wege abgeirrte Gelegenheitsverbrecher nicht gleich dem Gewohnheitsverbrecher eingesperrt, sondern daß er zunächst nur damit bedroht wird. Die bedingte Verurteilung verletzt unser Rechtsgefühl nicht; im Einzelfall mag es vielleicht manchmal verletzt werden, allein das spricht nicht gegen die Reform, da aus falschen Urteilen doch nicht unmittelbar auf Mängel des Rechts geschlossen werden kann. Die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnis macht sich allerdings um so fühlbarer, je weiter die Grenzen des richterlichen Ermessens gesteckt werden.

---

[4]) Auch Schmidt ist gegen die Teilnahme der Bürger an der Rechtsprechung, deren technisch-juristischer Schwierigkeit der Ungelehrte nun einmal nicht gewachsen ist." Wer den Zweck der Strafe aber in der psychologischen Zufriedenstellung des Volkes sieht und dies auf die Strafausmessung erstreckt, der sollte doch nur wünschen, daß das Volk auch bei der Strafausmessung gefragt wird.

Noch bleibt die historische Beweisführung Schmidts übrig. Auch hier zeigt sich dasselbe wie bei dem dogmatischen Teil: sie liefert den gewünschten Beweis nur durch Einfügung eines subjektiven Moments. Wer in der Geschichte mit „Fortschritt" und „Rückschritt" operiert, kann leicht auch auf historischem Gebiet zu dem gewünschten Ergebnis führen. Nach Schmidt entwickelt sich aus der Planlosigkeit und Willkür der früheren Zeit seit Montesquieu der Grundsatz der Proportionalität der Strafen, der sich siegreich durchkämpfte und in Feuerbachs Bayrischem Strafgesetzbuche, das aber nicht „voll gewürdigt und verstanden wurde", seinen höchsten Erfolg erzielte. Dann geht es zurück. Das System der mildernden Umstände ist „ein verhängnisvoller Schritt", „der bitterste Feind der praktischen Durchführung der Vergeltung". Daß hiermit der Sicherungsgedanke, die Spezialprävention, wieder eingeführt ist, leugnet Schmidt nicht, er giebt im Gegenteil zu, daß unser geltendes Strafenwesen den Keim zur Durchführung zweier verschiedener sich ausschließender Prinzipien enthält, und daß man nicht voraussagen kann, ob der Vergeltungsgedanke oder der Sicherungsgedanke siegen wird. Je nachdem ersterer oder letzterer durchdringt, schreiten wir vorwärts oder zurück.

Der grundlegende Irrtum von der Unvereinbarkeit beider Strafzwecke ist schon oben besprochen. Wahrscheinlich wird keines der beiden Systeme das andere verdrängen, sondern sie werden nebeneinander bestehen und sich gegenseitig beschränken. Deshalb geht auch Schmidt viel zu weit, wenn er die Spezialprävention mit der Systemlosigkeit früherer Jahrhunderte identifiziert. Die Proportionalität der Strafen soll nicht aufgegeben werden, sie wird durch die bedingte Verurteilung keineswegs beeinträchtigt. Am allerwenigsten aber verlangt irgendjemand das Preisgeben der wertvollsten Frucht der kriminalhistorischen Entwickelung, der Verbrechensthatbestände. Dann vergesse man aber auch nicht, daß der Richter des XIX. Jahrhunderts sich von seinem Vorgänger der früheren Zeitalter doch sehr wohl unterscheidet, daß man ihm eine freiere Disposition geben kann, ohne damit in überwundene Zustände zurückzufallen. Wie bereits öfters zeigt sich hier die doktrinelle Beschränkung allgemeiner Erscheinungen auf das Gebiet der

Kriminologie als ein Hemmnis in der Auffindung des Ergebnisses. Freies richterliches Ermessen und strenge Bindung des Richters durch das Gesetz sind Gegensätze, die sich nicht blos in der Strafrechtspflege geltend machen. Beide Prinzipien haben ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Im Zivilrecht ist man schon längst dahinter gekommen, daß ein vernünftiger Gesetzgeber zwischen beiden hindurchsteuern muß. Sollte es im Strafrecht anders sein?

Die hier geäußerten Bedenken gegen die Ansichten Schmidts werden drastisch durch seine konkreten Resultate beleuchtet. Ihm ist es darum zu thun, eine der Schwere der Delikte entsprechende Musterkarte von Strafen zu haben; unser bisheriges Strafensystem ist zu monoton, es genügt dem Vergeltungsprinzip nicht. Die Todesstrafe für den schwersten Verbrecher muß im Interesse der Proportionalität beibehalten werden. Die Geldstrafe als unterste Strafe soll allerdings entsprechend den bekannten neueren Anforderungen (Bemessung nach den Vermögensverhältnissen des Thäters, ratenweise Eintreibung, Abverdienen) reformiert, die Strafe des Verweises geringfügig erweitert werden. Sodann bedarf es noch der „Steigerung der Variabilität der einzelnen Freiheitsstrafart", d. h. die leider teilweise auch von dem Bremer Juristentag befürwortete Schärfung der Freiheitsstrafen. Kostschmälerung, harte Lagerstatt, Dunkelarrest, das sind die Reformmittel der Generalprävention. Dabei muß das Ermessen des Gerichts möglichst eingeschränkt sein, die generellen mildernden Umstände müssen abgeschafft werden. Schlimm kommen selbstverständlich die Reformvorschläge der sogenannten Lisztschen Schule, mit am schlimmsten die bedingte Verurteilung weg. „Diebe, Betrüger, Duellanten, Nötiger u. s. w., Thäter gemeiner strafwürdiger Delikte einstweilen mit der verdienten Gefängnisstrafe verschonen, während Bettler (!), Ruhestörer und andere kleine Delinquenten ihren Geldstrafen anheim fallen, würde in krassester Form jenen Widerspruch verkörpern, den der naive Rechtsverstand des gemeinen Mannes in gewohnten Vergleichen der kriminellen Behandlung verschiedener Delikte nie aufzulösen das Mittel finden könnte." Deshalb sind alle Anpreisungen, auch alle guten Erfahrungen belanglos, denn diese Erfahrungen beziehen sich ja nur auf den Verurteilten. „Was beweist die Erfüllung

dieser Hoffnung für die Einwirkung des Strafaufschubs auf das Volk, das Objekt der Vergeltungsstrafe. Von ihr melden keine statistischen Tabellen. Niemand registriert die murrenden Äußerungen der Gestraften oder der Angehörigen Gestrafter, die mit geballter Faust den überwiesenen Thäter das Gerichtsgebäude verlassen sehen. . . . Als wären sie auf die bedingte Verurteilung gemünzt, klingen aus dem letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts Anselm Feuerbachs warnende Worte in das letzte Dezennium des 19. herüber: „Es kann dem Staate nützlich sein, daß man eines gewissen Verbrechers schone! Zufällige Ursachen haben ihn zum Verbrechen hingerissen, er darf nur gewarnt, nur gezüchtigt werden, und er wird der rechtlichste Bürger sein; fällt er in die Strafe des Gesetzes, so ist er auf immer verloren, so ist dem Staate auf immer ein nützliches, vielleicht ein notwendiges Glied entzogen. — Aber noch nützlicher ist es dem Staat, daß sich die Gerechtigkeit unbiegsam zeige, daß sie sich nicht nach zufälligen Vorteilen schmiege und dadurch die Autorität der Gesetze untergrabe, die Strafdrohung zu einem kindischen Spielzeug werde."

Anselm Feuerbach durfte so schreiben, ebenso wie Kant sagen durfte: „Selbst wenn die bürgerliche Gesellschaft durch übereinstimmenden Beschluß ihrer Mitglieder sich auflöste, müßte der letzte im Gefängnis befindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit jedermann das widerfahre, was seine Thaten wert sind." Beide, Kant wie Feuerbach, wollten die Berechtigung der Strafe aprioristisch begründen, ihren Rechtsgrund im philosophischen Sinne erforschen. Wer aber dem praktischen Zweck der Strafe nachgeht, darf nicht mit derartigen ethischen Formeln argumentieren. Und sind denn die Gestraften und deren Angehörige, auf deren geballte Fäuste hier mit so viel Pathos unser Auge gerichtet wird, das „Volk" geworden, dessen Gerechtigkeitsgefühl geschont werden muß? Es mag sein, daß niemand deren Gefühle registriert, aber viele registrieren die abfälligen Beurteilungen, wenn die „Strafe des Gesetzes" einen Gelegenheitsverbrecher getroffen hat, wenn eine Verbrecherlaufbahn enthüllt wird, die vom Gefängnis ihren Ausgang genommen, und wenn von den Verlorenen die Rede ist, welche durch Bestrafung eines gering-

fügigen Fehls um ihre Existenz gekommen sind. Die bedingte Verurteilung wird diese Dinge auch nicht beseitigen, aber ein bedeutender Schritt zur Besserung wird sie sein. Deshalb muß sie gefordert werden, nicht blos zu der Hebung unserer sozialen Zustände, sondern ganz wesentlich auch im Interesse der Gerechtigkeit, und sie wird auch durchdringen, trotz ihrer gewichtigen Gegner. Hat doch jeder Fortschritt auf dem Gebiete des Rechtes in Deutschland hiermit zu kämpfen gehabt, da stets die Theoretiker, die das bestehende Recht lehren und welche dessen Mängel selbstverständlich viel weniger empfinden, als die Praktiker, in ihrer Majorität Reformen abgeneigt waren. Dennoch ist der Fortschritt stets durchgedrungen, und ebenso wird es auch der bedingten Verurteilung ergehen. Ist sie erst einmal geltendes Recht geworden, dann wird sie auch in akademischen Kreisen ihre beredten Fürsprecher finden.

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1896 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. L. Heilbronn, hier.

In dieser Sektion sprachen am

8. Januar Herr S. Uhlfelder über
„Die Gesetzgebung zum Schutze der Baugewerbe im Staate New-York“;

22. Januar Herr Dr. K. Flesch über
„Volkswirtschaftliche Fragen zum Wahlrecht“;

5. Februar Herr M. A. Loeb
„Zur Frauenfrage“;

19. Februar und 4. März Herr Dr. Ph. Stein
„Zur Geschichte des Wertbegriffs“;

18. März und 15. April Herr Carl Hecht über „Geldphantasien".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Zur Frauenfrage von Herrn M. A. Loeb.

Seit zwei Jahrzehnten steht in allen Kulturländern ein Thema im Vordergrunde der Diskussion und des öffentlichen Interesses: die soziale Frage. Ob wir uns im Vaterlande umschauen oder den Blick über die heimatlichen Grenzpfähle, über Länder und Meere hinweg, bis nach den Küsten ferner Ozeane schweifen lassen, wir sehen überall, wie jenes Problem sich zum Mittelpunkt des öffentlichen Lebens ausbildet, wie es mit unwiderstehlicher Gewalt alle jene anderen Fragen, an denen die Menschheit seit Jahrtausenden ihren Witz erprobt hat, Politik und Religion, Litteratur und Kunst, in die zweite Reihe drängt.

Wie rasch sich dieser Prozeß in Deutschland bereits vollzogen hat, kommt den Wenigsten zum Bewußtsein. Aber wir brauchen uns nur ins Gedächtnis zurückzurufen, wie z. B. im politischen Leben die Fragen ob Republik, ob Monarchie, ein- oder mehrjährige Etatsbewilligung, drei- oder fünfjährige Legislaturperioden, vor noch nicht langer Zeit die Köpfe beschäftigten und die Geister erhitzten. Wer spricht heute noch von diesen Dingen? Sie mögen noch als Reliquien in Parteiprogramme aufgenommen werden: in der öffentlichen Diskussion ist ihre Rolle vorläufig ausgespielt.

Noch rascher aber als die soziale Frage in ihrer Allgemeinheit sich das Interesse eroberte, hat ein Teilausschnitt von ihr, die „Frauenfrage", sich Beachtung, Geltung und Teilnahme zu verschaffen gewußt. Man macht sich kaum einer Übertreibung schuldig, wenn man behauptet, daß es für die Öffentlichkeit in Deutschland noch vor fünf Jahren eine „Frauenfrage" nicht gab. Wenn aus England und Amerika eine dunkle Kunde kam von Ansprüchen der Frauen auf Teilnahme am politischen Leben, auf Erschließung neuer Berufe, auf Erweiterung der ihnen zugänglichen Bildungsstätten u. s. f., so entschwebte den männlichen Lippen meist ein unmutiges „emanzipierte Weiber", und damit war die Sache erledigt. Wie

hat sich das in dieser kurzen Spanne Zeit so gründlich geändert! Die völlige Gleichberechtigung der Frau steht ja auch heute noch in weiter Ferne, aber sie ist diskutabel geworden; die „Frauenfrage“ hat eine „Frauen-Bewegung“ ins Dasein treten lassen. Aus den eignen Reihen sind den Frauen mutige Vorkämpferinnen erstanden, aus dem gegnerischen Lager sind ihnen hervorragende Männer zu Hilfe geeilt, und die Gegenwart zeigt den Kampf auf der ganzen Linie entbrannt. Uns scheint es nun als ob in der Hitze dieses Streites einzelne Argumente nicht immer ganz genau auf ihre Richtigkeit geprüft würden, als ob Freund und Feind manchmal als gegebene, feststehende Thatsache behandelten, was sich bei näherer Prüfung nicht als stichhaltig erweist. Die folgenden Ausführungen sollen, wie wir hoffen, wenn auch auf einem unvermeidlichen Umwege, diese Behauptung bestätigen.

Ist die Frauenfrage eine moderne Erscheinung? Die überwiegende Mehrheit der Beurteiler bejaht diese Frage, doch fehlt es auch nicht an Stimmen, welche das Gegenteil behaupten. So sucht Professor Bücher in seiner bekannten Schrift „die Frauenfrage im Mittelalter“ zu erweisen, daß die deutschen Städte von der Mitte des XIII. bis zum Ausgange des XV. Jahrhunderts bereits unter einem Frauenüberschuß, das ist einer „Frauenfrage“, zu leiden hatten. Statistische Ermittlungen über den Prozentsatz der Frauen in drei der damals bedeutendsten Sädte — Nürnberg, Basel und Frankfurt a. M. — lassen Bücher zu dem Schlusse kommen, „es müsse die Frauenfrage im städtischen Leben der beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters weit schärfer und brennender aufgetreten sein als heutzutage“.[1]) Wir können die von Bücher angeführten Gründe nicht für zwingende halten. Zunächst gelten jene Zahlen nur für große Handelsstädte, in denen der Luxus in allen seinen Spielarten, vornehmlich auch inbezug auf Diener und Dienerinnen sich entfaltet hatte. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß sich z. B. in unserer Vaterstadt Frankfurt a. M. damals das gleiche Verhältnis zeigte wie heute, nämlich, daß sie als reichste Stadt Deutschlands auch den größten Prozentsatz weib-

[1]) A. a. O. S. 4.

licher Dienstboten aufweist, womit mindestens ein Teil des Frauenüberschusses seine natürliche Erklärung fände.[2]) Die Zahlen, welche Bücher als Ergebnisse statistischer Aufnahmen aus jener Zeit mitteilt, können auf absolute Richtigkeit keinen Anspruch machen. Es ist dies keineswegs die Schuld Büchers, der die Akten jener Zeit mit einem Riesenfleiße und außerordentlicher Gewissenhaftigkeit durcharbeitete, sondern es liegt an der Lückenhaftigkeit des Materials, wenn sichere Schlüsse nur selten möglich sind. So kommt Bücher z. B. in seiner vortrefflichen Arbeit: „Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im 14. und 15. Jahrhundert" zu dem Ergebnisse, daß von 1349—1360 überhaupt keine Juden in Frankfurt lebten. In einer im 12. Band dieser „Berichte" erschienenen Arbeit: „Zur Statistik der jüdischen Bevölkerung im alten Frankfurt" weist Dr. Horovitz nach, daß diese Annahme falsch ist, daß auch zu dieser Zeit Juden in Frankfurt lebten.[3])

Wie leicht aber auch ein ernster Forscher zu Irrtümern kommen kann, wenn er sich von dem festen Boden der Thatsachen in das luftige Reich der Konjunkturen begiebt, hat Bücher noch an einer anderen Stelle in auffälliger Weise gezeigt. Er spricht von der Einwirkung der Reformation auf die Stellung der Frau und zeigt, daß die Reformation das Weib in einer sittlichen Erniedrigung und Entwürdigung vorfand, so daß sie als ihre erste Aufgabe die Heiligung der Ehe betrachten mußte. Bücher fährt dann wörtlich fort:[4]) „Gewiß waren es nur Gedanken, welche in der Tiefe des deutschen Volksgeistes schlummerten, denen Luther in seinem „Lob eines frommen Weibes" so warmen Ausdruck verliehen hat: „Ein fromm gottesfürchtig Weib ist ein seltsam Gut, viel edler und köstlicher denn eine Perle. Der Mann verläßt sich auf sie und vertraut ihr Alles" u. s. f. Was Bücher hier als „gewiß" annimmt, verhält sich aber trotzdem ein wenig anders, denn nicht „der Tiefe des deutschen Volksgeistes" und nicht dem XVI. Jahr-

[2]) Nach der Zählung von 1890 treffen auf 1000 Einwohner an Dienstboten: Berlin 50, München 62, Leipzig 60, Köln 56, Hamburg 60, Hannover 61, Stuttgart 86, Frankfurt a. M. 96.

[3]) S. 142 der „Berichte", Jahrgang 1896.

[4]) Frauenfrage S. 54.

hundert entstammen diese Gedanken, sondern gegen 2500 Jahre früher sind sie dem Munde eines gottbegeisterten jüdischen Sängers entströmt.[5]) Luther bleibt, wie bei seiner ganzen Bibelübersetzung, auch hier das Verdienst, dem hohen Vorbild an Schönheit der Sprache und Innigkeit des Ausdrucks möglichst nahe gekommen zu sein. Wenn Bücher noch hinzufügt, daß es Jahrhunderte dauerte, bis die Wirklichkeit sich diesem Ideale nähern konnte, so ist es um so schmeichelhafter für das Judentum, wenn in seinem Familienleben die Frau einige Jahrtausende früher diese ideale Stellung einnahm.

So werden wir uns damit abfinden müssen, die „Frauenfrage" als eine durchaus moderne Erscheinung, als ein Kind unseres zur Neige gehenden Jahrhunderts zu betrachten. Die Einführung der motorischen Kraft in die Produktion, welche die tiefsten Änderungen in der Struktur unserer Gesellschaft hervorrief, hat auch die Stellung der Frau von Grund aus geändert. Vordem war der einzige Beruf der Frau das Haus, denn jene Ausnahmefälle, wo Frauen in der Hausindustrie, in der Manufaktur beschäftigt waren, verschwinden gegenüber der Gesamtheit. Hatte doch auch ein Haushalt der alten Zeit unendlich vielmehr herzustellen, als es heute der Fall ist: Bier und Essig, Seife und Lichter, Brot und Kuchen, sie nahmen zu ihrer Herstellung ein gut Teil Zeit in Anspruch. Jeder Eimer Wasser mußte erst am Brunnen geholt werden; das Feueranzünden allein dauerte, wenn Schwamm und Stein etwas von der „Tücke des Objekts" zeigten, ungefähr so lange wie heute ein Braten auf dem Gaskochherd zu seiner Vollendung braucht. Rechnen wir hinzu, daß alle Kleidungsstücke, die ganze Wäscheausstattung im Hause angefertigt wurden, daß vielfach auch die hierbei zur Verwendung gelangenden Materialien (Leinen) dem häuslichen Fleiße ihre Entstehung verdankten, so wird es uns klar, daß auch die töchtergesegnetste Familie sich über praktische Verwendung ihrer häuslichen Arbeitskräfte keine Sorgen zu machen brauchte. So konnte noch vor 100 Jahren Goethe dem Freunde, der ihn wegen seiner Töchter um Rat fragt, antworten:

[5]) „Sprüche", Kap. 30. V. 10 u. folgende.

„Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Über die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet."

Ganz anders gestalteten sich die Dinge, als im Zuge unseres Jahrhunderts die Maschine in alle Produktionszweige eindrang. Die Spinnmaschine verdrängte die Spindel, der Dampfwebestuhl lieferte ein Gebilde, das, gleichmäßiger und reiner als die „Hausmacher"-Ware, diese auch noch durch seine Billigkeit schlug. Gas- und Wasserleitung, Zentralheizung, fertige Nahrungsmittel und Extrakte verringern auch die eigentliche Haus- und Küchenarbeit um ein bedeutendes. Was von ihr noch verbleibt, wird auch im Mittelstande nicht von den eigenen Kräften des Hauses, sondern von dem Gesinde gethan; so fordert es die herrschende Anschauung unserer Zeit, die die Verrichtung physischer Arbeit durch die Frau, noch weit mehr als bei dem Manne, als etwas Erniedrigendes betrachtet.

Freilich gilt das hier Gesagte nur für die besitzenden Klassen und die Familien des sogenannten „besseren Mittelstandes". Den Frauen der unteren Klassen hat das Maschinenzeitalter die Hausarbeit nur abgenommen, um ihnen die weit schlimmere, weit weniger für sie passende Arbeit im Dienste der mächtig entwickelten Industrie aufzudrängen. An den Maschinen des Fabriksaales, im Bergbau, in Ziegeleien und Torfgruben ist jetzt der Platz der Frau. Die verhängnisschweren Folgen, welche diese Wandlung mit sich führt, sind hier nicht zu erörtern; wohl bilden sie auch eine „Frauenfrage", allein eine solche, die mit der „Arbeiterfrage" identisch ist.

Kehren wir zu der Frauenfrage der höheren Stände zurück, so zeigt sich, daß hier für die gewonnenen Mußestunden eine entsprechende Ausfüllung nicht leicht zu finden ist. Zuerst wird die Schulzeit verlängert: statt wie früher bis zum vierzehnten und fünfzehnten Lebensjahre, gehen die Mädchen noch ein oder zwei Jahre länger zur Schule. Der Besuch einer „Selekta", noch besser eines recht teuren ausländischen Pensionates, gilt ja heute vielen Müttern als unumgänglicher Abschluß der weiblichen Ausbildung. Sind die Töchter dann im Hause, so werden Musik, Gesang, Malerei und alle Abarten der schönen Künste herbeigezogen, um die freie Zeit

auszufüllen. Treten hierzu noch die „Pflichten" der Geselligkeit, die Besuche von Konzerten, Theatern, Bazaren zc., so bleibt, in unseren Großstädten wenigstens, kaum noch Raum für das häusliche Leben.

Wie innerlich wertlos und hohl ein solches Treiben auch sein mag, so würden die weiblichen Stimmen, welche sich heute bei uns dagegen geltend machen, wohl kaum zahlreich laut geworden sein, wenn hinter den so verbrachten Mädchenjahren für jede die Ehe als sicherer Abschluß stände. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Hand in Hand mit der ungeheueren Ausdehnung der Produktion, geht auch deren Konzentration, die Aufsaugung der kleinen und der mittleren Betriebe durch den Großbetrieb. Wird hierdurch die Zahl der selbständigen Existenzen verringert, so wirkt der Umstand, daß auch die Errichtung eines neuen Unternehmens an immer größeren Kapitalbesitz geknüpft ist, nach der gleichen Seite hin. Da ferner aus den bekannten, in unseren Lohnverhältnissen wurzelnden Ursachen mit der schnell steigenden Produktionsfähigkeit, die Kaufkraft der Bevölkerung (um diese handelt es sich, nicht, wie so oft irrtümlich angenommen wird, um die Konsumfähigkeit) nicht gleichen Schritt zu halten vermag, so ergiebt sich hieraus eine wachsende Unsicherheit der Existenz, in weiterer Folge ein Hindrängen zu den relativ wenigen, durch staatliche oder andere Faktoren gesicherten Posten. So kommt es, daß in den sogenannten besseren Ständen die Männer erst in späteren Jahren zur Ehe schreiten können, ja daß manche von ihnen vorziehen, von der Gründung einer Familie ganz abzusehen. Dem entsprechend ist in diesen Klassen die Verheiratung der Töchter zu einem Gegenstand schwerer Sorge geworden, einer Sorge, die frühere Zeiten nicht kannten, und hier an dieser Stelle ist es, wo die moderne Frauenbewegung ihre Hebel ansetzt.

„Da eine immer steigende Zahl von Mädchen zur Ehelosigkeit verdammt ist," so ungefähr lautet die Beweisführung, „so muß auch das Mädchen einen Beruf wählen, so gut wie der Mann." Für diese Behauptung wird in erster Linie nicht die Ehescheu der Männer, sondern das Überwiegen der Frauen in der Bevölkerungszahl angeführt.

Die Volkszählung im Jahre 1890 ergab bekanntlich für das Reich: Männer 24 230 832, Weiber 25 197 638. Haben also

die Apostel der Frauenbewegung nicht recht, wenn sie sagen, daß, angesichts eines Frauenüberschusses von rund einer Million, die Verweisung auf die Heirat eine Unmöglichkeit in sich schließe? So bestechend dies Argument auf den ersten Augenblick wirkt, so scheint eine nähere Prüfung doch geboten und zwar aus folgendem Grunde. Wir wissen, daß die Geburt von Knaben sich zu der Zahl der Mädchengeburten verhält wie 21 zu 20; mit anderen Worten, daß, genügend große Ziffern vorausgesetzt, auf 100 Mädchen-durchschnittlich 105 Knabengeburten kommen. Es ist ja dieses Gesetz eines der wenigen, welche die Statistik als absolut giltig, wenn auch auf empirischem Wege gewonnen, festzustellen vermochte.[6]) Wenn nun auch die größere Sterblichkeit der Knaben im ersten Lebensjahre diesen Überschuß bereits dezimiert[7]), so bleibt doch so viel davon für spätere Lebensalter übrig, um die Frage aufzuwerfen: wie kommt dieser Frauenüberschuß in der Gesamtbevölkerung zu stande, in welchen Altersstufen tritt er zuerst zu Tage? Oder, um die Frage ganz genau für unseren Zweck zu formulieren: Wie ist das Verhältnis der beiden Geschlechter unter der heiratsfähigen Bevölkerung? Nimmt man als heiratsfähiges Alter die Jahre von 20—40 für beide Geschlechter an, so zeigt sich folgendes:

	Männer			Frauen		
Alter	ledig	verwitwet	verheiratet	ledig	verwitwet	verheiratet
20/21	447 292	42	2 697	413 844	375	45 056
21/25	1 490 362	1 001	163 412	1 174 838	4 871	512 558
25/30	933 207	7 632	900 646	692 928	20 437	1 186 398
30/35	387 462	15 709	1 256 211	332 794	47 842	1 338 572
35/40	196 499	21 950	1 206 850	198 935	82 347	1 202 742
	3 454 822	46 334		2 813 339	155 872	

[6]) Die Zahl der Geburten war 1893 für das Deutsche Reich: Knaben 992,466, Mädchen 935,798 = 106,1 zu 100. Für einzelne Städte kann dies Sexualverhältnis natürlich wechseln, doch ergeben sich auch hier, genügend große Beobachtungsperioden vorausgesetzt, die gleichen Zahlen. Für Frankfurt a. M. hat Herr Dr. Bleicher in seiner verdienstvollen Schrift: „Statistische Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M." für die Zeit von 1635—1890 103,8 als Durchschnittszahl gefunden. Die Abweichung nach unten rührt von der Nichtberücksichtigung der Totgeborenen her.

[7]) Von 1000 Kindern starben 1890/91 in Preußen im ersten Lebensjahre: Knaben 221, Mädchen 189.

Die vorstehenden Zahlen sind, gleich den Folgenden, der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 entnommen (s. Statistik des Deutschen Reiches, Band 68, Seite 95 und folgende). Gegenüber diesen unanfechtbaren Ziffern verschwindet die berühmte Million, welche den Frauenüberschuß in Deutschland darstellen soll und die fast in allen Schriften der Führerinnen der Frauenbewegung — von Frau Gnauck-Kühne bis zu Lily v. Gizycki — als Beweis für die Unmöglichkeit der Verheiratung vorgeführt wird. Wie es kommen konnte, daß dieser Irrtum sich in Fach- und Laienkreisen gleichmäßig einzunisten vermochte, während thatsächlich ein Männer-Überschuß von rund 640 000 vorhanden war, davon soll gleich die Rede sein. Vorher müssen wir dem naheliegenden Vorwurf begegnen, daß mit obigen Zahlen doch die Gesamtziffern (24 Millionen gegen 25 Millionen Frauen) nicht stimmen können; gleichwohl stimmen auch diese Ziffern: wo der Frauenüberschuß in Wirklichkeit zu suchen ist, zeigt die nachfolgende Tabelle:

	Verwitwete	
Alter	Männer	Frauen
20/40 (s. oben)	46 334	155 872
40/45	32 102	131 887
45/50	45 853	186 620
50/55	63 652	245 731
55/60	80 679	278 682
60/65	105 978	315 193
65/70	130 233	322 735
70/75	126 508	265 013
75/80	86 440	158 759
	717 779	2 060 492

Es stehen mithin unter den verwitweten Personen in den Altersstufen

von 20/40 bereits: 46 334 Männer gegen 155 872 Frauen
von 40/80 aber: 717 779 " " 2 060 492 "

Berücksichtigt man auch die Stufen vor 20 und nach 80 Jahren, so ergibt sich als Gesamtresultat der Verwitweten:

774 967 Männer gegen 2 157 870 Frauen.

Diese Zahlen zeigen also mit aller Deutlichkeit, daß wenigstens für unser Vaterland der Frauenüberschuß nicht aus den Reihen

der ledigen und heiratsfähigen Frauen, sondern aus den Reihen der verwitweten Personen herrührt. Nebenbei — weil außerhalb des Rahmens dieser Arbeit fallend — sei noch darauf hingewiesen, daß diese Zahlen eine erbarmungslose Kritik an unserer so hochgepriesenen Arbeiterschutzgesetzgebung üben. Wenn sich Witwen und Witwer im Verhältnis von 3 zu 1 gegenüberstehen, so muß die Beschäftigungsart und -dauer in fast allen Berufen, nicht, wie bisher meist angenommen, in einzelnen gefährlichen Berufen, eine Gesundheit und Leben zerstörende sein. Die Freunde des Ausbaues unserer sozialpolitischen Gesetzgebung aber mögen noch daraus entnehmen, wie dringend nötig die Einführung der Witwen- und Waisenversicherung ist. Gegenüber dem von uns in Tabelle I festgestellten Ergebnis, wonach in den heiratsfähigen Altersklassen ein Männerüberschuß von rund 600 000 vorhanden ist[8]), müssen wir uns fragen, wie es kommt, daß sich in der öffentlichen Meinung der Glaube an ein umgekehrtes Verhältnis widerspruchslos verbreiten konnte. Die Ursache dürfte vorwiegend darin zu suchen sein, daß unsere Großstädte einen wirklichen Frauenüberschuß auch unter den ledigen Personen aufweisen. Dieser Überschuß rührt ausschließlich von der großen Zahl weiblicher Dienstboten her; für Frankfurt a. M. läßt sich dies aus der Zählung von 1890 eingehend nachweisen. Es wurden gezählt:[9])

	Ledige überhaupt		
Alter	männlich	weiblich	hierunter weibliche Dienstboten
16/20	9 467	10 846	4 208
21/25	10 092	10 768	6 121
25/30	5 280	5 345	3 140
31/40	3 445	3 989	2 075
	28 284	30 948	15 544

Da von den Dienstboten ein Teil wieder in seine auswärtige Heimat zurückkehren, ein anderer Teil sich nicht am Platze selbst, sondern in die Umgebung und nach auswärts verheiraten wird, so kann

[8]) Auch eine Einziehung der Stufen von 18/20 Jahren würde das Ergebnis nicht ändern: es stehen dort 870 128 ledige Männer gegen 859 708 ledige Frauen.

[9]) Bleicher, a. a. O. Bd. 2. S. 7.

auch von einem lokalen Frauenüberschuß, soweit die Verheiratung in Betracht kommt, nicht gesprochen werden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem von uns festgestellten Resultate der Zahl heiratsfähiger Männer und Frauen zurück, so hören wir schon den Einwurf: „Was soll hiermit gewonnen sein? Ob die Mädchen sich nicht verheiraten, weil es an Männern mangelt, oder ob ausreichend Männer vorhanden sind und diese nicht heiraten wollen, ist doch in der Wirkung gleich?“ Auch diese Anschauung müssen wir als falsch zurückweisen. Wären thatsächlich mehr Frauen als Männer im heiratsfähigen Alter vorhanden, so müßten wir uns in das Unabänderliche fügen. So aber steht es uns frei, einmal die Behauptung der Ehescheu der Männer für wahr angenommen, diese Scheu auf ihre Ursachen hin zu untersuchen und womöglich ihre Beseitigung herbeizuführen. Auch die enragierteste Frauenrechtlerin wird die relative Abnahme der Eheschließungen nicht etwa auf die zunehmende Bosheit der Männer, sondern auf wirtschaftliche Ursachen zurückführen. Die Herabdrückung der Löhne, die Verminderung der Kaufkraft, des Arbeitseinkommens und die wachsende Unsicherheit der Existenz sind solche Momente, die eine relative Abnahme der Eheschließungen zur Genüge erklären. Alle Bestrebungen, die geeignet sind Lohn und Lebenshaltung zu erhöhen, Absatzkrisen und Arbeitslosigkeit zu vermindern, sind also auch geeignet der modernen Ehelosigkeit entgegen zu wirken. Wunderbarer Weise hat die moderne Frauenbewegung aber bisher, statt solche Maßregeln zu fordern und zu fördern, vorwiegend Forderungen aufgestellt, deren Erfüllung geeignet ist genau entgegengesetzt zu wirken. Sie verlangt als erstes und letztes, daß der Frau die Thore zu allen Berufen zu öffnen seien.

Wie heute die Dinge liegen, giebt es, von Spezialitäten abgesehen, keinen einzigen Beruf, in dem Arbeitskräfte mangelten. Auf den Landstraßen wälzen sich Hunderttausende von Arbeitssuchenden und Arbeitsscheuen, von Handwerksburschen und Lumpenproletariern, die unsere moderne Gesellschaft vorübergehend oder dauernd aus ihrem Verbande ausgestoßen hat. In den Städten ertönt in jedem Winter gebieterisch der Ruf nach Notstandsarbeiten; die Verlegenheit, diese zu schaffen, ist so groß, daß jeder mächtige

Schneefall von Tausenden als eine Erlösung begrüßt wird. In den freien Berufen, in den Kreisen der akademisch Gebildeten sind die Formen andere, die Not und das Elend aber gleich groß, wenn auch nicht so zu Tage liegend.

Unter Ignorierung dieser Thatsachen wünscht die Frauenbewegung konsumtive Kräfte in produktive zu verwandeln, das heute schon vorhandene Mehrangebot von Arbeitskräften zu steigern und zu erhöhen. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß wir hier nur von der praktischen Wirkung der Frauenbewegung sprechen, denn rein theoretisch giebt es keinen Grund, weshalb einer Frau irgend ein Beruf verschlossen sein sollte. Man kann ganz wohl der Meinung sein, daß die Mehrzahl der Frauen ihren Beruf stets in ihrer Häuslichkeit finden wird, und dennoch wünschen, daß jenen Ausnahmen, deren kraftvolle Eigenart diesen Wirkungskreis verwirft, freie Bahn auf allen Gebieten geschaffen werde. Mit dieser Anschauung steht es durchaus nicht im Widerspruch, wenn man jene Agitation, die die Frau überhaupt auf eine Berufsthätigkeit verweist, für verderblich hält.

Die Gegenseite ist der Ansicht, daß die Ehe allein mit ihren Aufgaben, die sie der Frau in Pflege und Erziehung, in der Ausgestaltung des geistigen Lebens im Hause zuweist, nicht die volle Entfaltung der weiblichen Kraft ermögliche, sondern, daß auch für die Frau noch der Beruf hinzutreten müsse. An einzelnen Beispielen soll nachgewiesen werden, wie beides sich vereinbaren lasse; man kann zugeben, daß es hin und wieder einer Frau mit außerordentlichen Geistesgaben und großer physischer Ausdauer beschieden sein mag, beiden Aufgaben gerecht zu werden. Für die Hunderttausende von Durchschnittsexistenzen aber gilt der Satz, daß, wenn sie zugleich ihrer Häuslichkeit und einem Berufe vorstehen sollen, eines von beiden Not leiden wird oder vielleicht auch — beides!

Man braucht nur zu überlegen, wie die beruflichen Pflichten bei dem Manne fortwährend eine Ausdehnung erfahren, wie sie seine geistige Kraft in immer höherem Maße absorbieren, um zu dem Schlusse zu kommen, daß es für die Frau nicht heißen kann: Beruf und Ehe, sondern: Beruf oder Ehe.

Von den Wortführerinnen der Frauenbewegung hören wir dagegen ungefähr folgendes: „Kein Mädchen kann heute mit Sicherheit auf eine Ehe rechnen, die sie der Zukunftssorgen enthebt, folglich ist es nötig, alle einen Beruf ergreifen und sich so für die mögliche Ehelosigkeit vorbereiten zu lassen.“ Wenn diese Erwägung von einem um die Zukunft seiner heranwachsenden Töchter besorgten Familienvater ausgesprochen würde, so ließe sich nichts dagegen erinnern. Anders aber, wenn die geistigen Leiter einer Bewegung, die auf einer höheren Warte stehen sollten, sich von einer so engherzigen Auffassung leiten lassen. Kann man sich denn den Konsequenzen verschließen, welche das massenhafte Zuströmen weiblicher Arbeitskräfte auf die Löhne und Gehälter der Angestellten, auf die Honorare der freien geistigen Arbeiter ausübt?

Nehmen wir als Beispiel ein Gebiet, das uns hier in Frankfurt a. M. am nächsten liegt und das andrerseits bedeutend genug ist, um die allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchen zu können, das Handelsgewerbe. Vor 10 oder 15 Jahren war die Verwendung weiblicher Arbeitskräfte in diesem Gebiete eine Seltenheit. Die Berufszählung von 1882 weist neben 308697 männlichen Gehilfen nur 89938 weibliche Angestellte nach. Wie hat sich dies Verhältnis inzwischen verschoben! Zwar sind uns die Ergebnisse der neuen Berufszählung noch nicht bekannt — zwischen 1882 und 1895 hat bekanntlich keine stattgefunden — aber Überraschungen wird sie uns nach dieser Richtung schwerlich bringen, denn die tägliche Erfahrung lehrt uns, wie schlimm es hier aussieht. In den Bureaus unsrer großen Banken und Versicherungsanstalten hat mit der Schreibmaschine auch die Frau ihren Einzug gehalten; die Buchhalterin ist uns in großen und kleinen Geschäften schon zur gewohnten Erscheinung geworden; auf den verschiedensten Gebieten tauchen sogar, wenn auch vorläufig vereinzelt, weibliche Reisende auf. Was sind die Ursachen dieser Erscheinung? Ist die Frau tüchtiger, leistungsfähiger als der Mann? Das werden die Frauen selbst nicht behaupten. Aber sie sind mit niedrigerem Gehalt zufrieden, weil ihre Bedürfnisse geringer sind; sie lassen sich in der Behandlung, in der Ausdehnung der Arbeitszeit mehr gefallen als die männlichen Angestellten, und endlich ist von ihnen

viel weniger zu besorgen, daß sie sich eines schönen Tages aus einem Untergebenen in einen Konkurrenten verwandeln. Es hat die Frau siegreich ihren Einzug in das Handelsgewerbe gehalten, sie hat zunächst die unteren, bisher schon schlecht bezahlten Posten zu noch geringeren Sätzen übernommen und sucht von hier aus langsam zu den oberen Stellen vorzudringen. Wie verheerend hat nicht aber diese Konkurrenz jetzt schon gewirkt! Die Gehälter für die früher meist gut dotierten Posten eines Buchhalters oder Kassierers sind so gesunken, daß sie die Gründung einer Familie nur noch in den wenigsten Fällen gestatten. Die Reservearmee der Kaufleute ist entsprechend vermehrt worden: in den Arbeiterkolonien stellen Kaufleute heute öfters das zahlreichste Kontigent. Was ist die unmittelbare Folge hiervon? Die große Mehrzahl der Handelsangestellten ist zum Zölibat gezwungen. Sie müssen, um nicht brotlos zu werden, mit ihren Gehaltsansprüchen auf das Niveau der weiblichen Konkurrenz hinuntergehen, oder wenigstens auf die früher übliche, regelmäßige Steigerung verzichten. Bleiben aber eine große Anzahl junger Leute unverheiratet, so heißt das, daß auf der anderen Seite eben so viel junge Mädchen keine Männer finden. Von diesen ist ein Teil genötigt, seinen Unterhalt auf dem Arbeitsmarkt zu suchen; ihr Erscheinen drückt dort neuerdings den Preis der Ware, ihre weibliche Arbeitskraft neuerdings indirekt auch den Preis der männlichen Arbeitskraft, und damit beginnt das anmutige Spiel von Neuem!

Man mißverstehe uns nicht. Wir gehören nicht zu denen, die das Handelsgewerbe — oder irgend einen anderen Beruf — als geheiligte Domäne dem Manne bewahrt sehen möchten. Wir wollten nur an diesem typischen Beispiele zeigen, wie die Führerinnen der Frauenbewegung sich nicht klar sind über die Folgen ihres Vorgehens. Wie aber hier die überhastete, oberflächliche Ausbildung der jungen Mädchen auf Handels-„Akademien" u. s. w. in erster Linie die männlichen Arbeitslöhne drückt, in zweiter Linie die eigenen Heiratschancen der Mädchen verschlechtert, so führen ähnliche Erscheinungen auf anderem Gebiet zu gleichen Wirkungen.

Von der Frauenbewegung wäre also zu verlangen, erstens, daß sie unter Aufgabe der falschen Annahme eines Frauenüber-

schusses, ihre Aufmerksamkeit jenen sozialpolitischen Maßregeln zuwende, die geeignet sind, durch Erhöhung der Lebenshaltung eine Verminderung der Ehelosigkeit herbeizuführen. Zweitens muß die Forderung gestellt werden, daß man nicht wie bisher der Frau neue Berufe öffnet, ohne auf die Rückwirkung bezüglich der Löhne der dort beschäftigten Männer Rücksicht zu nehmen. In dem Maße, in dem diese Forderungen erfüllt werden, dürfte auch die Frauenbewegung sich die Sympathie immer weiterer Kreise erwerben.

3.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

In dieser Abteilung sprach am

7. Februar Herr Professor Valentin über:
„Neues zu Raffaels Transfiguration".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Neues zu Raffaels Transfiguration. Von Herrn Professor Valentin.

Es kann für die Kunstwissenschaft nur von hohem Werte sein, wenn für die Darstellungen der Bildkunst, die rätselhaft erscheinen, aus der Geschichte solche Thatsachen mitgeteilt werden, die das Verständnis für die Gründe der Heranziehung auffälliger Einzelheiten eröffnen: es ist natürlich, daß mit dem neugewonnenen Verständnis des Einzelnen auch ein besseres Verständnis des Ganzen eintritt. Ein solches Verdienst, nach der historischen Seite hin ein vielberufenes Werk Raffaels zu besserem Verständnis gebracht zu haben, hat sich jetzt Dr. Friedrich Schneider, Domkapitular zu Mainz, durch seine Mitteilungen in dem Aufsatz „Theologisches zu Raffael" erworben: die Arbeit ist zuerst in der Zeitschrift „Der Katholik" Vol. 6 Heft I, sodann aber in einer Sonderausgabe (Mainz, Franz Kirchheim) erschienen. Schneider weist darauf

hin, daß, als am 14. und am 21. Juli 1456 bei Belgrad ein großer Sieg über die Türken errungen worden war, der Papst Calixtus III. die Absicht gehabt habe, die durch diesen Sieg erreichte Befreiung der Christenheit von der Türkennot dauernd im Gedächtnis der Kirche zu erhalten. Er habe daher bestimmt, daß das Fest der Verklärung fortan am 6. August in der heiligen Messe wie im Brevier gefeiert würde. Nun fand sich aber „im Kalendarium der römischen Kirche in unvordenklichem Besitze auf diesen Tag das Gedächtnis des heiligen Märtyrer-Papstes Sixtus II. sowie seiner mit ihm geopferten Diakonen Felicissimus und Agapitus, sowie der Subdiakonen Januarius, Magnus, Vincentius und Stephanus; letztere wurden nur im Martyrologium und Brevier, Felicissimus und Agapitus jedoch auch in der Messe kommemoriert.“ Dieses Zusammentreffen ihrer Blutzeugenschaft und die Thatsache, daß diese schon längst am 6. August gefeiert wurde, hatte zur Folge, daß die beiden Diakonen, als nun die Feier der Transfiguration auf den 6. August verlegt wurde, den Vorzug erhielten in der Liturgie auch jetzt noch mitgefeiert zu werden.

Der Grund für die Verwendung der Feier der Transfiguration zur Erinnerung an die Befreiung von der Türkennot liegt nun aber nach Schneiders Vermutung in Folgendem: Die Liturgie, „die als der Ausdruck des offiziellen Gebetes der Kirche auch die Regel des Glaubens enthält,“ lehrt, daß in der Verklärung Christi eine überwältigende Offenbarung der göttlichen Natur und des gnadenreichen Werkes des Erlösers liegt: das Moment, das die folgenreiche Beziehung dieses Glaubensgeheimnisses zu dem Menschengeschlecht enthält, ist die Befreiung der gefallenen Menschennatur von allen Fesseln, in welche die Sünde mit ihren Folgen sie geschlagen hat. Soll nun aber die Verklärung Christi in Verbindung mit der Erzählung von dem besessenen Knaben, der, während sie geschah, zu den Aposteln gebracht wurde, die ihn nicht heilen konnten, ein Symbol für die Befreiung der gefallenen Menschennatur überhaupt durch das gnadenreiche Wirken des Erlösers werden, so muß an dem Besessenen die durch das Einwirken des Heilandes selbst eintretende Heilung dargestellt werden. Schneider schließt sich mit dieser Auffassung des Raffaelischen Bildes an die von mir

zuerst gegebene Erklärung der hier dargestellten Handlung an, wie ich sie in meiner Abhandlung „Raffaels Transfiguration“ in meinem Buche „Über Kunst, Künstler und Kunstwerke“ (Literarische Anstalt, Frankfurt a. M. 1889)[1]) gegeben habe. Die bisher herrschende Auffassung ist die, daß, während auf dem Bilde Raffaels in der oberen Hälfte die Verklärung stattfinde, unten die Not der Apostel dargestellt sei, die den Knaben nicht heilen konnten. Schneider verläßt mit mir diese falsche Auffassung: unten ist die Heilung dargestellt, indem der in dem Knaben hausende Dämon die Nähe des Heilandes verspürt und in seiner Qual den Knaben zu lautem Aufschrei und krampfhafter Verzuckung bringt. Der so gequälte Knabe ist dadurch der einzige der unten befindlichen Menschen, der die Verklärung oben sieht: von ihr geht die Heilung aus, die eintritt, sobald der in dem Knaben hausende Dämon durch die Nähe des Heilandes aus dem Kinde gewichen ist, nachdem er es zum letzten Male mit seiner Angst und Pein zum qualvollen Ausdruck seiner Leiden gebracht hat. Aber schon deutet die erhobene krampffreie rechte Hand, der das richtig blickende rechte Auge folgt, auf den Erlöser hin, dessen Erscheinen hier wie auch in anderen im Neuen Testamente erzählten Fällen schon genügt, um bereits aus der Ferne die Dämonen aus den Besessenen zu vertreiben. Im Anschluß an diese Auffassung sagt daher Schneider: „Die Verklärung auf dem Berge, wo der Ewige, Allmächtige, die volle ebenbürtige Sohnschaft des des fleischgewordenen Wortes in feierlicher Weise eben bezeugt hat, ist das Unterpfand für die herannahende Erlösung der gesamten Menschheit; ergreifend aber wird dem besessenen Knaben jetzt schon die Befreiung von der Besessenheit durch die erbarmende Liebe des Erlösers zu Teil.“ (Vgl. Abbildung.)

Trifft dieser von Schneider hergestellte Zusammenhang des Bildes Raffaels mit der Transfigurationsfeier der Kirche das Richtige, so ergiebt sich weiterhin, daß der Grund für Raffael, die beiden Ereignisse darzustellen, nicht in ihm, sondern in dem Auftraggeber lag. Es gewinnt aber auch das gleichzeitig von Sebastiano

---

[1]) Diesem Werke ist die Abbildung mit freundlicher Genehmigung der Verlagshandlung entnommen.



Die Transfiguration. Von Raffael.

Nach dem Kupferstiche von Raffael und Anton Morghen.
Aus: V. Valentin, Über Kunst, Künstler und Kunstwerke. (Literarische Anstalt Rütten & Löning. Frankfurt 1889.)

dal Piombo geschaffene Bild, die „Auferweckung des Lazarus", ein neues Verständnis: beide für Narbonne bestimmten Bilder sollten im Zusammenhang das kirchliche Gesamtprogramm darstellen. „Was für die Lebenden das Bild der Verklärung war, das sollte bei der Erinnerung für die in der Türkennot Gefallenen und in Gefangenschaft Gestorbenen das Parallelbild der Auferweckung des Lazarus sein." Raffael hatte zuerst eine Auferstehung Christi malen sollen: die Änderung des Gegenstandes käme nun auf Rechnung des Auftraggebers. Und es ist keine Frage, daß die erlösende Kraft des Heilandes in diesem Zusammenhang durch seine Wirkung auf andere und zwar schon aus weiter Ferne durch Hervortretenlassen seiner göttlichen Natur einen viel eindringlicheren Ausdruck erhält, als wenn seine eigne Auferstehung dargestellt wird, die zwar seine göttliche Natur verbürgt, aber noch nichts von ihrer erlösenden Wirkung auf andere unmittelbar aufweist. Gerade in Narbonne war aber eine solche Betonung der Befreiung von der Türkennot ganz besonders am Platze: die Stadt litt so sehr unter den Einfällen der Mittelmeerpiraten, daß sogar der Dom eine starke Befestigung hatte erhalten müssen.

Mit dieser Übertragung der Veranlassung von der Zusammenstellung der Verklärung Christi mit der Heilung des besessenen Knaben vom Künstler auf den kirchlichen Auftraggeber und damit auf die Kirche selbst, wird Raffael von seiner Größe nichts genommen. Die Zusammenstellung hätte eine rein äußerliche bleiben können, wie es in vielen anderen Fällen bei Künstlern eingetreten ist, die nach einem ihnen gegebenen kirchlichen Programme gearbeitet haben. War die Aufgabe gestellt, so trat an den Künstler die Aufgabe heran, diese Zusammenstellung aus einer äußerlichen zu einer solchen umzugestalten, daß aus ihr der innere Zusammenhang deutlich erkannt werden kann. Raffael hat dies besonders durch die Haltung des Knaben im Gegensatz zu den Aposteln erreicht: von diesen weiß und sieht keiner etwas von der Verklärung. Sie hören überrascht, was der Knabe von dem erzählt, was er oben sieht. Erstaunt und fragend deutet einer der Apostel nach oben, als wollte er sagen: Du siehst dort etwas, wo doch nichts ist? Andere unterreden sich betroffen und bedenklich über die neue, ihnen

unverständliche Kunde. Die Verwandten des Knaben sehen aber in dem Ausbruche nur eine Wirkung des Dämons, wie sie solcher schon viele erlebt haben. Der Knabe jedoch, der das oben Geschehende sieht, verbindet die untere und die obere Szene so, daß ihre Einheit nicht nur eine ideale, sondern eine thatsächliche, eine durchaus reale wird. Dies aber ist das Ziel einer Darstellung, die es mit vielen Einzelheiten zu thun hat und die mit diesen einen bestimmten Vorgang schildern will: dann muß dieser Vorgang wirklich als ein einheitlicher zum Bewußtsein kommen können. Die künstlerische Kraft Raffaels hat dies vortrefflich durchzuführen verstanden; sie hat dadurch dem Bilde einen poetischen Gehalt verliehen, den die ästhetische Betrachtung sehr wohl erkennen kann, ohne die kirchlichen Beziehungen zu kennen, die die besondere Veranlassung zur Darstellung gegeben haben. So ist es bei diesem Bilde in der That der Fall gewesen. Kommt nun aber der gelehrte katholische Theologe und bietet aus der Fülle seiner Spezialkenntnisse für die durch die ästhetische Betrachtung gewonnene Erkenntnis einen historischdogmatischen Boden, so kann die ästhetische Betrachtung dies nur in hohem Grade willkommen heißen, ohne damit anzuerkennen, daß bei religiösen Werken „wohl jede Deutung die dogmatische Grundlage zum ersten Ausgangspunkte nehmen" müsse. Ganz besonders ist es aber in diesem Falle willkommen zu heißen, daß eine besondere Einzelheit, die Erscheinung der Diakonen auf dem Bilde Raffaels, nun einen historisch gesicherten Grund gefunden hat, wie ihn die rein ästhetische Betrachtung naturgemäß nicht geben kann. So müssen hier wie überhaupt bei der Beurteilung von Kunstschöpfungen ästhetische und historische Betrachtung Hand in Hand gehen: indem jede von der anderen das ihr Eigentümliche anerkennt und weiter verwertet, kann schließlich die Wissenschaft zu einem thatsächlich begründeten und wohl gesicherten Erkennen gelangen.

Nachschrift. Diese von mir zuerst in der Abteilung K gegebene Hinweisung auf Schneiders Untersuchung hat durch eine zweite Arbeit gleichen Zieles ein seltsames Nachspiel gehabt. In einem besonderen, übrigens durchaus selbständigen Aufsatz wies ich auf diese hier in der Kunstabteilung des Hochstiftes behandelte

Schrift, z. T. mit eingehenderer Behandlung einzelner Fragen, wie besonders des Verhältnisses des Künstlers zu einer ihm gestellten dogmatischen Aufgabe, hin. Dieser Aufsatz erschien im „Deutschen Wochenblatt“ (Herausgegeben von Otto Arendt, Verlag von Hermann Walter, Berlin) IX. No. 19, S. 224—226.

Zu meinem großen Erstaunen brachte die folgende Nummer des „Deutschen Wochenblattes“ (No. 20, S. 238 f.) eine Mitteilung, in der eine an den Herausgeber des Blattes gerichtete Zuschrift zum Abdruck kam. Niemand Geringeres als der hochangesehene Protestantenführer, Herr Professor D. W. Beyschlag in Halle a. S., wendet sich zürnend und tadelnd gegen den Verfasser des Aufsatzes in No. 19 und seinen „priesterlichen Gewährsmann“. Er bezeichnet als das von dem Verfasser des Aufsatzes hingestellte eigentliche Problem des wunderbaren Bildes „die Zusammenstellung der beiden Szenen der Verklärung Jesu und der Not, in welche die Jünger durch den von ihnen nicht heilbaren besessenen Knaben versetzt sind... Dabei ist seine fünfmal wiederholte Voraussetzung, daß die beiden Szenen in den Evangelien „„keineswegs als gleichzeitig erzählt““ „„historisch nicht zusammengehörig““, ursprünglich und sachlich einander fremd seien“. Hieran knüpft Herr Professor Beyschlag den Klageruf: „Hat denn die heutige gelehrte Welt alle Bibelkunde verloren? Weder der Verfasser noch sein priesterlicher Gewährsmann scheinen zu wissen, daß nach den Evangelien beide Szenen allerdings aufs engste zusammengehören, ja geradezu als gleichzeitig zu denken sind. Matth. 17, Mark. 9, Luk. 9 erzählen, daß, als Jesus mit seinen drei Vertrauten vom Berge der Verklärung herabkommt, er seine zurückgelassenen Jünger durch Volk und Schriftgelehrte bedrängt findet, weil sie den zu ihnen gebrachten besessenen Knaben nicht zu heilen vermochten; es ist ihre gemeinsame Voraussetzung, daß, während sich Jesus auf dem Berge der Verklärung befindet, die zurückgebliebenen Jünger von jener ratlosen Not des irdischen Lebens umringt worden sind.“ Raffael aber habe „nicht entlegener Motive römischer Liturgie, sondern lediglich eine schlichte Kenntnis des Neuen Testamentes bedurft, eine Kenntnis, die, wie es scheint, bei ihm immerhin größer war, als bei seinen heutigen Auslegern.“

Das war freilich, zumal von so sachkundiger Seite ausgehend, für den Befasser und seinen priesterlichen Gewährsmann recht niederschmetternd, wie es besonders nach dem wirkungsvollen Schlußsatz begreiflich ist, d. h. es wäre niederschmetternd gewesen, wenn der Inhalt des Klagerufes richtig gewesen wäre. In der folgenden Nummer des „Deutschen Wochenblattes" 21, S. 249—251 erfolgte dann die Richtigstellung dieses in keiner Weise herausgeforderten und recht nutzloser Weise mit Bitterkeit erfüllten Angriffes. Sie betrifft drei Punkte und geht dahin: 1. Luk. 9, 37 erzählt ausdrücklich: „Es begab sich aber den Tag hernach, da sie von dem Berge kamen, kam ihnen entgegen viel Volks" und nun folgt die Erzählung von der Heilung des besessenen Knaben. Bei Matthäus und Markus werden die Thatsachen der Verklärung und der Heilung so unmittelbar nacheinander erzählt, daß die Annahme der Gleichzeitigkeit der Verklärung und der Not der Apostel, die den Knaben nicht heilen können, notwendig ist. Bei Lukas ist jedoch die Gleichzeitigkeit dieser beiden Ereignisse ausgeschlossen: es ist also nicht wahr, daß, wie Herr Professor Beyschlag behauptet, „nach den Evangelien" — und sie werden namentlich alle drei aufgezählt! — die beiden Szenen, Verklärung und Not der Apostel, „geradezu als gleichzeitig zu denken sind". Auf diesen Unterschied im Berichte der drei Evangelisten habe ich schon 1889 in der oben erwähnten Abhandlung „Raffaels Transfiguration" in meinem Buche „Über Kunst, Künstler und Kunstwerke" S. 259 f. hingewiesen: in dem Aufsatz in No. 19 war diese Abhandlung zitiert worden: sie hätte also nachgelesen werden können und vor einem absprechenden Urteil nachgelesen werden sollen. 2. Es handelt sich nun aber in dem Aufsatz No. 19, in meiner früheren Abhandlung und in Schneiders Untersuchung überhaupt gar nicht um die Frage nach der Gleichzeitigkeit der Verklärung Christi mit der Not der Apostel, sondern um die Gleichzeitigkeit der Verklärung und der durch sie bewirkten Heilung des besessenen Knaben! Herr Professor Beyschlag übersieht in seinem Eifer, den katholischen Forscher zurückzuweisen, vollständig das, was der Kernpunkt der Frage ist, und was deutlich genug in dem Aufsatz No. 19 ausgesprochen ist. Somit sind alle seine Vorwürfe

und Klagen durchaus hinfällig: daß die Verklärung wenigstens bei Markus und Matthäus mit der Not der Apostel gleichzeitig ist, hat niemand geleugnet, wohl aber haben Schneider und ich als selbstverständlich vorausgesetzt, daß jeder sein Neues Testament hinreichend kennt, um zu wissen, daß Jesus die Heilung erst vornahm, als er vom Berge herabgestiegen war, daß folglich bei den Evangelisten, und zwar bei Markus und Matthäus ebensogut wie bei Lukas, die Heilung des Knaben und die Verklärung Christi, die vorangeht, nicht gleichzeitig sind. Wie nun Raffael in durchaus neuer Weise die Heilung unmittelbar von dem noch auf dem Berge befindlichen und dort oben verklärten Jesus ausgehen läßt, so durfte auf Verständnis gerechnet werden, wenn behauptet wurde, daß hier von dem Künstler zwei Thatsachen in unmittelbaren, kausalen Zusammenhang gebracht worden sind, die nach dem Evangelisten nicht in diesem Zusammenhange stehen. 3. Herr Professor Beyschlag stellt die seltsame Behauptung auf, daß Raffael zur Schaffung seines Werkes „lediglich eine schlichte Kenntnis des Neuen Testamentes bedurft" hätte, nicht aber „entlegener Motive römischer Liturgie". Dem gegenüber habe ich erklärt: „Jedes Werk ist aus seiner Zeit zu verstehen: daß aber Raffael eine geringere Kenntnis des Neuen Testamentes als der römischen Liturgie gehabt hat, ist zweifellos. Wenn es sich zudem um ein Bild handelt, das er in kirchlichem Auftrage schuf, so ist es natürlich, daß der Auftraggeber einen entscheidenden Einfluß auf den Gegenstand ausübte. Raffael statt aus seiner Umgebung, statt aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts heraus vielmehr vom heutigen Standpunkt einseitig protestantischer Auffassung, aus verstehen zu wollen, scheint mir ein Verfahren, dem jeglicher Anspruch auf historische Gerechtigkeit mangelt". Dieser Mangel historischer Auffassung ist nicht minder merkwürdig als das Mißverständnis der Berichte der drei Evangelisten: es ist aber ganz besonders merkwürdig, daß solche falsche historische Auffassung und das Mißverständnis der einfachen Thatsache des Verhältnisses der drei Berichte der Evangelisten zu einander bei einem genauen Kenner der Kirchengeschichte und des Neuen Testamentes eintreten mußte: freilich liegt der Grund des Mißverständnisses in allzuschnellem Aburteilen, ohne daß ein richtiges

Lesen dessen, was dasteht, vorausgegangen wäre. Eine solche Übereilung ist nicht erfreulich, besonders für den, der infolge davon einen unberechtigten Angriff erleiden muß. Aber sie ist menschlich und erklärlich, besonders wenn es jemandem infolge seiner Kampfesstellung schwer fällt irgendetwas als richtig anzuerkennen, was von katholischer Seite ausgeht. Jedenfalls war die Sache nun geklärt, und sie hätte ihr Bewenden haben müssen.

Aber es kam anders. Die Nummer 22 des „Deutschen Wochenblattes“ brachte von Herrn Professor W. Beyschlag einen besonderen Artikel „Nochmals Raffaels Transfiguration und die Evangelien“ (S. 259—260). Herr Professor Beyschlag macht hier die in der That ebenso kühne wie überraschende Wendung, daß Herr Dr. Valentin, falls ihm Unrecht mit dem Vorwurfe mangelnder Bibelkenntnis geschehen sei, „es lediglich sich selbst zuzuschreiben hat“! Mit beneidenswerter Logik legt er dar, daß, wenn ein Autor „„die Zusammenstellung jener historisch nicht zusammengehörigen Szenen““, welcher „„doch immer etwas Willkürliches anhafte, als das eigentliche Problem des anschaulichen Gemäldes ansieht““ — Herr Professor Beyschlag will immer noch nicht merken, daß es hierbei sich um Verklärung und Heilung handelt, sondern setzt hier ganz einfach die Annahme fort, als ob von mir unter den beiden Szenen Verklärung und Not der Apostel gemeint seien, die er darunter versteht! — „und sich den Grund für die Zusammenstellung der beiden in den Evangelien keineswegs als gleichzeitig erzählten Thatsachen durch die problemartige Kombination jenes Mainzer Domkapitulars erklären läßt,“ — Herr Professor Beyschlag sieht immer noch nicht, daß der Zusammenhang zuerst von mir festgestellt und von Schneider nach der historisch-dogmatischen Seite erst nachträglich begründet worden ist! —, „so nötigt er doch wohl den Leser anzunehmen, daß er nicht wisse, wie die beiden auf Raffaels Bild zusammengefaßten Szenen“ — d. h. nach Herrn Professor Beyschlag Verklärung und Not der Apostel, von denen bei mir nicht die Rede ist! — „nach den Evangelien allerdings historisch zusammengehören und — nach dem gemeingiltigen Sinn des Worts — als gleichzeitig erzählt sind.“ Die Ersetzung der in der Voraussetzung von mir gegebenen beiden

Thatsachen — Verklärung und Heilung — durch die beiden Thatsachen — Verklärung und Not der Apostel in der Folgerung — ist allerdings ein logisches Meisterstück! Es folgt weiter: „Hat Herr Dr. Valentin sich in einer früheren Schrift hierüber richtiger ausgedrückt, so daß dort seine Kenntnis des evangelischen Textes erhellt, so konnte er doch nicht verlangen, daß man seine jetzige Ausdrucksweise anders verstehe als sie laute": nun steht aber in Nr. 19, S. 226 Spalte 2 ausdrücklich „daß der Knabe der einzige der unten befindlichen Menschen ist, der die Verklärung oben sieht und der zugleich die Wirkung des Heilandes auf den in ihm hausenden Dämon und damit eben die erlösende Kraft als erster und einziger der unten Befindlichen an sich erfährt"! Und ebendort S. 224 Spalte 2 steht aus Schneiders Aufsatz von mir angeführt die Stelle: „ergreifend aber wird dem besessenen Knaben jetzt schon die Befreiung von der Besessenheit zu Teil": diese klaren Darlegungen auch jetzt noch zu ignorieren, zu thun als ob so etwas nirgends stünde und von mangelnder Deutlichkeit zu sprechen, statt einfach flüchtiges Lesen zuzugestehen und sich zu entschuldigen oder — zu schweigen, dazu gehört allerdings ein ganz besonderer Mut. Dieser fehlt dem Angreifer auch in anderen Dingen nicht. Die Thatsache, daß Lukas die Ereignisse auf zwei Tage verlegt, wird mit den Worten beseitigt: „Dieser ganz kleine Unterschied ist ohne Belang, da sich von selbst versteht, daß Jesus den Knaben erst heilen konnte, als er wieder zu seinen Jüngern zurückgekehrt und mit der Sache befaßt worden war, und hierin stimmen alle drei Evangelien ein" — aber daran zweifelt ja niemand! Die Frage ist vielmehr, ob die drei Evangelien darin übereinstimmen, daß der Knabe zu den Jüngern gebracht wurde, während die Verklärung stattfand — und darin stimmen sie nicht überein! Mit solcher Verdrehung der Frage läßt sich natürlich alles aufs einfachste beweisen! Um aber doch irgendwie Recht zu behalten, flüchtet sich Herr Professor Beyschlag hinter den neuen Vorwurf, daß meine Auffassung des Bildes überhaupt eine „abenteuerliche" sei und macht zum Schlusse noch die Entdeckung, daß „ein so anerkannter Kunstkenner wie Professor Jakob Burkhardt, dieselbe Auffassung des Raffaelischen Bildes habe, die er für die richtige halte.

*

Die durch diesen erneuten und erweiterten Angriff veranlaßte Abwehr erschien in Nr. 24 des „Deutschen Wochenblattes“ S. 285 bis 287. Nach Zurückweisung der ersten Angriffe wegen undeutlichen Ausdruckes wendet sich die Antwort gegen den Autoritätsglauben des Herrn Professor Beyschlag, der sich auf Burkhardts Auffassuug beruft, mit den Worten: „Er hätte sich noch auf eine Reihe anderer Kunstforscher berufen können, die auch gute Namen haben — ist das aber ein Beweis, daß deren Auffassung nicht unrichtig ist? Wenn gegen eine herrschende falsche Anschauung eine neue richtige an den Tag tritt, so muß sie das irgendwie im Gegensatz zu allen bisher giltigen Autoritäten thun, — hat sich nicht auch Luther gegen die bestehende Autorität aufgelehnt und erklärt, eine richtige Auffassung des bisher falsch verstandenen Bibelwortes geben zu können? Hätte er sich vor der „Autorität“ ducken sollen? Und was in so großen und wichtigen Fragen richtig ist, gilt das nicht in der ganzen Wissenschaft bis herunter zu der Erklärung eines Raffaelischen Bildes, deren Richtigstellung nur ein bescheidenes, ganz kleines Glied in der großen Kette der die Wissenschaft herausarbeitenden Einzelerkenntnisse ist? Lassen wir also die Autorität bei Seite und halten uns an die Sache, deren entscheidende Autorität die hinreichenden Gründe sind.“ Ich wende mich sodann gegen die Meinung, ein Bild Raffaels, das an einen im Neuen Testamente dargestellten Vorgang anknüpft, müsse aus der Kenntnis des Neuen Testamentes durch Raffael erklärt werden: „dieser Grundsatz ist durchaus falsch und steht im grellsten Widerspruch mit der gesamten Kunstübung des Mittelalters und der Renaissancezeit“. Noch schlimmer wird es, wenn sich der theologische Gelehrte auf ein Gebiet begiebt, das ihm wissenschaftlich ganz fremd ist, und eine „dämonische Vision“ bei Raffael für „eine unbiblische und abenteuerliche Deutung“ erklärt. „Man muß schon mit einer nachdrücklichen Unkenntnis der Werke Raffaels ausgestattet sein, um nicht zu wissen, daß gerade bei Raffael die Vision in der wunderbarsten Weise durch sein ganzes Wirken hindurch als ein treffliches Kunstmittel von ihm verwendet erscheint. Ganz regelmäßig tritt dabei der Zug auf, daß die Vision nur einzelnen oder gar nur einem zu teil wird. So in der Himmelfahrt der Maria, so in

der Disputa. Die Rettung der Synagoge und ihrer Schätze vor der räuberischen Hand des Heliodorus erscheint als eine Vision des Papstes. Wenn Attila gegen Rom zieht, so weicht er nicht vor dem ihm entgegenreitenden Papste, sondern vor den Aposteln Petrus und Paulus, die eine Vision des Attila sind und nur von ihm allein gesehen werden: die Wirkung geht aber von diesen Aposteln aus. Und wie unhistorisch verfährt dabei Raffael! Wie so ganz beherrscht von der kirchlichen Auffassung des Ereignisses, das sich thatsächlich ganz anders zugetragen hat. Und die Vision des Ezechiel, die Madonna von Foligno, die Sixtina? Überall aber ist die „Vision" so zu verstehen, daß sie nicht etwa ein Phantasiebild ist, sondern so, daß sie eine Realität giebt, deren Anblick nicht jedermann zu teil wird oder doch erst einer Vermittlung bedarf. Bei der Darstellung der heiligen Cäcilie öffnet sich nur ihr der Himmel mit den singenden Engeln, deren Tönen sie lauscht. Wenn aber ein solches künstlerisches Motiv von einem Künstler mit solcher Vorliebe angewandt worden ist, so ist es wissenschaftlich gestattet, es auch da vorauszusetzen, wo es allein eine naturgemäße Erklärung für die künstlerische Haltung im Ganzen und im Einzelnen giebt. Es ist nicht wahr, daß die Apostel unten in der Not dargestellt sind: sie hören eine überraschende neue Kunde, und einer deutet fragend nach oben, wohin der Knabe weist. Wer den Ausdruck des Apostels nicht für fragend hält, sondern ihn damit erklärt, daß er den Knaben auf den Erretter oben hinweist, der kann eben einen Gesichtsausdruck nicht lesen. Die Deutung war ein Notbehelf der Erklärer, die alle von der Annahme ausgingen, es müßte hier ein Vorgang dargestellt sein, der sich mit der Tradition der Evangelien deckt, trotzdem die Diakonen schon darauf hinweisen mußten, daß es sich um eine ausschließlich neutestamentliche Darstellung nicht handeln kann."

Ich muß somit den Versuch des Herrn Professor Beyschlag, die Streitfrage auf ein anderes Gebiet hinüberzuspielen, für verfehlt erklären: weder seine theologischen noch seine ästhetischen Einwände vermögen Stich zu halten. Ich habe daher zum Schlusse des Aufsatzes in Nr. 24 erklärt, daß ich mit der dort gegebenen Darlegung diese Kontroverse mit Herrn Professor Beyschlag für geschlossen

erachte. Auch er giebt in Nr. 25 durch die Schriftleitung die Erklärung, „daß er im Interesse der Leser des „„Deutschen Wochenblattes““ darauf verzichte, den Streit mit Herrn Professor Valentin fortzusetzen“ — es hätte freilich mehr im Interesse der Leser gelegen, wenn er ihn nicht unnötigerweise vom Zaun gebrochen oder aber ihn, als verfehlt und irrtümlich provoziert, zur rechten Zeit aufgegeben hätte. Mag diese Erklärung nun auch darnach klingen, als ob er sachlich auch etwas zu sagen wüßte — für mich ist die Sache abgethan: es blieb nur noch übrig hier einen sachlichen Bericht über den Verlauf einer Angelegenheit zu geben, die hier in der Kunstabteilung des Freien Deutschen Hochstiftes ihren Anfang genommen hatte.

4.

Abteilung für Geschichte (G).

In dieser Abteilung sprach am

23. Januar 1896 Herr Dr. Berghoeffer über
„Die Ordnung des modernen Bibliotheksbaues und einige neuere Ausstattungsmittel“.

Die Sitzungen vom 30. Januar, 6. und 20. Februar, 19. März waren der gemeinsamen Lektüre der Bonifatiusbriefe gewidmet. Die Referate hatten die Herren Prof. Dr. Oelsner und Dr. Schwemer übernommen.

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Über die Ordnung des modernen Bibliotheksbaues und einige neuere Ausstattungsmittel** von Herrn Dr. Chr. W. Berghoeffer, Bibliothekar der v. Rothschildschen Bibliothek.

Die historische Abteilung hat die Verantwortung für ein Thema übernommen, welches streng genommen in den Rahmen keiner Fachabteilung des Hochstifts passen würde, und das sich vielleicht nur durch

das thätige Interesse, welches in Frankfurt a. M. dem Bibliothekswesen im allgemeinen entgegengebracht wird, und speziell insofern rechtfertigt, als augenblicklich das Hochstift selbst mit dem Bau und der Einrichtung einer Bibliothek beschäftigt ist.

Der Standpunkt, von dem wir unseren Gegenstand betrachten, ist derjenige des Bibliothekars, der bibliothekstechnische. Obgleich es sich hauptsächlich um die Zweckmäßigkeit neuerer Utensilien handeln soll, so seien einige Bemerkungen über die Anordnung der Bibliotheksräume vorausgeschickt, in welchen jene Gegenstände zur Anwendung kommen.

Der moderne Bibliotheksbau, soweit er als Aufbewahrungsort für Bücher dient, wird als Magazinbau bezeichnet. Beim Bibliotheksbau früherer Jahrhunderte,[1]) etwa vom Zeitalter der Renaissance ab, legte man mehr Gewicht auf prunkvolle Ausstattung und imponierendes Äußere als auf innere Zweckmäßigkeit. So entstanden die imposanten aber wenig praktischen Palastbauten und sogenannten Saalbibliotheken, wie die Laurenziana in Florenz, San Marco in Venedig, die Vatikanbibliothek in Rom, die Stiftsbibliothek in Sankt Gallen und die Hofbibliothek in der Hofburg zu Wien. Die Bücher wurden längs der hohen Wände untergebracht. Die oberen Teile der Schränke und Regale waren nur durch hohe Leitern erreichbar, an deren Stelle später Galerien traten. Um nun die ungeheure Raumverschwendung, welche das Saalsystem mit sich führt, zu vermeiden, verfuhr man zunächst so, daß man rechtwinklich zu den Längswänden doppelte Bücherregale nach der Mitte des Saales vorschob. Diese Bauart wurde z. B. von Labrouste bei der in den vierziger Jahren von ihm erbauten Bibliotheque Ste.-Genevieve zu Paris angewandt. Dem ähnlich ist die Anordnung vieler amerikanischen und mehrerer englischen Bibliotheken, in welchen Büchermagazin und Lesesaal einen einzigen Raum bilden. Von den Längswänden auslaufend bilden hier doppelte Büchergerüste eine Reihe Kojen. Die mittlere Partie des Raumes sowohl wie die Kojen dienen der Benutzung. Ein Beispiel hierfür ist die Guildhall library in London. Nachteile dieses

[1]) Vgl. Handb. d. Archit. IV. 6. 4. S. 46 ff.

Systems bestehen in der Störung des Publikums beim Herbeiholen der Bücher, der Schwierigkeit in der Überwachung der Kojen, in Unzuträglichkeiten bei der Heizung. Die Bücherräume sind eben von den Leseräumen zu trennen. Um nun eine noch größere Raumausnutzung in den Bücherräumen zu erzielen, ging man noch einen Schritt weiter als beim System der Bibliotheque Ste.-Genevieve. Man rückte die Büchergerüste so nahe aneinander als die Bücherentnahme es gestatten wollte, statt der Galerien brachte man durchgehende Böden zur Anwendung und bildete so Geschosse, welche im allgemeinen nicht viel höher sind als Mannesarm zu reichen vermag. Damit war das sogenannte Magazinsystem geschaffen, welches zuerst in den fünfziger Jahren bei Errichtung der New Library des British Museum zu London (Oberbibliothekar Panizzi, Architekten Robert und Sidney Smirke), dann in den sechziger Jahren durch Labrouste bei Errichtung des Magasin central der Bibliotheque nationale zu Paris angewandt wurde. Seitdem gewann dieses System immer größere Anerkennung, und heutzutage dürfte kaum ein größerer Bibliotheksneubau ohne Magazinsystem ausgeführt werden.

Was nun die Ordnung der verschiedenen Bibliotheksräume betrifft, so handelt es sich bei mittleren und großen Anstalten einmal um das Verhältnis von den Bücherräumen zu den Verwaltungs- und Benutzungsräumen sowie um das Verhältnis der beiden letzteren zu einander. Was den ersten Punkt betrifft, so haben wir bereits oben gesehen, aus welchen Gründen die Bücherräume von den Leseräumen zu trennen sind. Es empfiehlt sich jedoch die Trennung der Bücherräume von den Verwaltungs- und Leseräumen auch aus dem Grunde, weil die Zentrale für Heizung und eventuell auch die für künstliche Beleuchtung alsdann in den Verwaltungsbau verlegt werden kann, sodaß die Feuersicherheit des Magazins nicht beeinträchtigt wird.

Im übrigen ist die Anordnung der Räume nach dem Grundsatz zu treffen, daß, wie bei Anordnung des Büchermagazins hauptsächlich die Raumersparnis, so beim Betrieb hauptsächlich die Zeitersparnis maßgebend ist, daß vor allem die Bücher den Benutzern möglichst rasch verabfolgt werden können. Dies wird zunächst dadurch erreicht,

daß das Büchermagazin ein möglichst einheitliches (geschlossenes) ist. Wir nehmen an, daß die Vorausbestellung der Bücher auch da, wo sie gegenwärtig noch verlangt wird, über kurz oder lang fallen muß. Werden die verlangten Bücher aber alsbald besorgt, so ist deren Herbeischaffen bei mehrfachen oder verzweigten Bücherräumen im allgemeinen entweder nur auf großen Umwegen oder nur durch entsprechende Vermehrung des Personals rasch zu erledigen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man Anlagen wie die Vallianoische Bibliothek zu Athen, die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. (nach dem Erweiterungsbau), auch die sogenannten Zentralbauten oder dem Zentralbau sich nähernden Anlagen, wie die des Britischen Museums, der Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg, der Universitätsbibliothek zu Leipzig nicht unbedingt als glücklich bezeichnen. Bei der Vallianoischen Bibliothek wird der langgestreckte Lesesaal von zwei langgestreckten Magazinen flankiert. Bei der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. befindet sich der Lesesaal und die Ausleihe im Vorderbau, zwei an der Rückseite angebaute Flügel dienen als Magazine. Hat der Diener beispielsweise zwei Bücher zu besorgen, von welchen das eine am äußersten Ende des einen, das andere am äußersten Ende des anderen Magazins steht, so ist der Umweg, den er zu machen hat, leicht zu berechnen. Ähnlich verhält es sich bei den Zentralbauten, wo die Bücherräume ganz oder teilweise gleichsam um die Leseräume herum liegen. Vermehrt man das Dienstpersonal in entsprechender Weise, so wird das Publikum zwar rascher, aber niemals so rasch bedient, als es bei einheitlicher Anlage möglich ist: ein Plus von Arbeitsleistung (in Ab- und Zugängen) aber bleibt bestehen, und die Betriebskosten sind erhöht.

Damit soll nun keineswegs der Erweiterungsbau zu Frankfurt a. M. oder der des Britischen Museums als solcher getadelt werden. Nachdem man in Frankfurt a. M. einmal den Entschluß gefaßt hatte, einen Erweiterungsbau, keinen Neubau auszuführen, blieb kaum etwas Besseres übrig als das, was geschehen ist. Die Lage des Lesesaals vorn in der mittleren Partie des Hauptbaues, die Lage des Treppenhauses in der mittleren Partie genau hinter dem Lesesaal hinderten, wie uns scheinen will, eine zweckmäßigere Anordnung. Der Erweiterungsbau des Britischen Museums ist

als solcher geradezu genial zu nennen, denn nur indem man den runden Lesesaal mitten in den vorhandenen großen Lichthof stellte und den zwischen ihm und dem alten Bau noch verfügbaren Raum ebenfalls zu Magazinbauten verwandte, konnte man den Lesesaal den Bücherräumen möglichst nahe bringen. Jede andere Erweiterungsanlage würde die Verbindung zwischen Lesesaal und Bücherräumen noch ungünstiger gestaltet, die Einheitlichkeit der Bücherräume noch mehr gestört haben.

Denn der Bücherraum muß nicht nur ein einheitlicher sein, er muß auch in einer Weise mit den Verwaltungsräumen verbunden sein, daß die Bücherbesorgung eine prompte sein kann. Sehr zweckmäßig bis zu gewissem Grade ist in dieser Hinsicht die Anordnung der Räume bei der Bibliotheque nationale zu Paris. Hier folgen Salle de travail, Beamten- und Expeditionsraum (Hemicycle) und Magasin central in dieser Reihenfolge und beinahe in einer Fluchtlinie aufeinander. Allerdings vermag das Magasin central nicht den gesamten Bücherschatz zu bergen, sodaß auch hier der Rest wieder auf andere Gebäudeteile verteilt werden muß und die Einheitlichkeit des Magazins verloren geht. Trotzdem ist das Verhältnis der drei genannten Räume zu einander sehr bemerkenswert.

Bei der Kgl. Bibliothek zu Stuttgart ist die Trennung von Magazin und Verwaltungsräumen im allgemeinen gut durchgeführt. Im Vorderbau befinden sich die Bücherräume, die Verwaltungsräume dagegen in einem Querflügel, welcher sich von der Mitte des Vorderbaues nach hinten erstreckt. Durch eiserne Thüren können die Bücherräume gegen die Verwaltungsräume feuersicher abgeschlossen werden. Die Bücherausgabe bildet zweckmäßig den Verbindungsraum zwischen den sonstigen Verwaltungsräumen und dem Magazin. Zeitschriftenzimmer und Lesezimmer auf der einen, Beamten- und Katalogräume auf der andern Seite schließen sich fast direkt an die Bücherausgabe an.

Das wichtigste Ausstattungsmittel der Bücherräume sind die Repositorien. Gegenwärtig sind etwa zwanzig verschiedene Systeme in Gebrauch, von welchen die allermeisten erst in den letzten Jahren erfunden wurden. Und zwar haben die deutschen Bibliothekare, welche in technischer Beziehung den englischen und amerikanischen

Fachleuten im allgemeinen keineswegs ebenbürtig sind, eigentümlicher Weise auf diesem Gebiet mit das beste geleistet. Von den verschiedenen Systemen wählen wir die fünf wichtigsten aus, welche gleichzeitig eine bestimmte Entwickelungsreihe darstellen: das System der hölzernen Zahnleisten, der metallenen Stellstifte, das Ebrard-Wolffsche, das Wenckersche und das Lipmansche System.

Die hölzernen Zahnleisten, einst sehr verbreitet, finden wir heute noch in unseren Bücherschränken angewandt. Je zwei Zahnleisten, an der aufrechten Regalwand angebracht, tragen eine entsprechend zugeschnittene Verbindungsleiste, auf welcher der Tragboden ruht. Die Nachteile dieses Systems liegen auf der Hand. Sollen die Zähne nicht zu leicht abbrechen, so dürfen sie nicht zu niedrig bemessen sein. Infolgedessen ist die Verstellbarkeit der Böden in raumsparender Hinsicht meist nicht sehr vorteilhaft. Außerdem geht bei jedem Tragboden ein der Dicke zweier Leisten entsprechender Längsraum verloren; ferner schieben sich die Bücher leicht hinter die Zahnleisten, oder sie leiden durch sie Schaden.

Die angeführten Nachteile vermeidet im allgemeinen das System der Stellstifte, welches zuerst in der New Library des British Museum zur Anwendung kam und vor den Erfindungen der letzten Jahre das beliebteste war. Die Stellstifte sind meist aus Messing gegossen. Sie bestehen aus einer Winkelplatte mit einem Zapfen, welcher direkt in die durchlöcherte eiserne oder hölzerne Regalwand eingesteckt wird. Vier solcher Stifte tragen einen Boden. Da der Zapfen sich nicht genau der wagrechten Platte gegenüber befindet, auf welcher das Abteilungsbrett ruht, so kann das Auflager an beliebiger Stelle durch Drehung des Stiftes, meist um ca. 12 mm, höher oder niedriger gestellt werden. Wirft sich ein hölzerner Tragboden, so läßt sich auf jene Weise in der großen Mehrzahl der Fälle das Wackeln vermeiden oder auf ein ganz geringes Maß reduzieren.

Die beiden beschriebenen Systeme kann man als die älteren und in gewissem Sinn als die Grundlagen bezeichnen, aus welchen sich die neueren Systeme entwickeln. Diese erstreben vor allem eine leichtere Verstellbarkeit der Abteilungsbretter als es bei Anwendung von Stellstiften möglich ist; und suchen dabei eine

ebenso große oder größere Raumersparnis zu erzielen, als das System der Stellstifte zuläßt. Was die Verstellbarkeit betrifft, so kann eine solche von 1,5 cm im allgemeinen als genügend bezeichnet werden.

Das Ebrard-Wolffsche System kann man als eine Kombination von Zahnleisten und Stiften betrachten. Es dreht die vordere Zahnleiste um und legt sie an die Stirnseite der lotrechten Regalwand. Das Abteilungsbrett ruht nicht mehr auf Querleisten, auch nicht auf beweglichen, sondern auf an das Brett befestigten Stiften (Zapfen). Damit das Brett nicht abrutscht, sind die Zähne der Leisten geschweift eingeschnitten. Der Boden wird abwechselnd auf beiden Seiten gehoben und gesenkt. Ein Mangel dieses Systems besteht darin, daß jedes Brett, welches sich geworfen hat, wackelt, sodaß unter Umständen die Verstellvorrichtung nicht gut funktioniert. Das Werfen der hölzernen Böden ist aber gar nicht zu vermeiden. Denn erstens können nicht alle Böden jederzeit mit Büchern bestellt sein und, selbst wenn das der Fall ist, bleibt die Möglichkeit, daß sie windschief werden, nicht ausgeschlossen. Wollte man aber Bretter anwenden, die jedes Werfen ausschließen, beispielsweise solche, die in einen vollständigen Rahmen aus Hartholz geschlossen sind, so würde hierdurch die Anwendung des Systems allzusehr verteuert.

Bei Wenckers Erfindung ist das Verhältnis von Stiften und Zähnen im Vergleich zu Ebrard-Wolffs System gewissermaßen umgekehrt. Die Stifte sind nicht am Brett, sondern vorn in den aufrechten Wänden der Regale befestigt (Sprossenleisten, später in Plattenleisten verwandelt), die hintere Zahnleiste fällt weg, die vordere ist in kleinen Abschnitten beibehalten, nach unten gekehrt und des besseren Haltes wegen noch tiefer eingeschnitten (mit noch schräger gerichteten Zähnen versehen) als bei Ebrard und Wolff; denn sie ist an eine Wange befestigt, welche das Abteilungsbrett trägt. Durch einen Riegel wird die Wange vor dem Herausstürzen bewahrt. Alle Bestandteile sind aus Eisen konstruiert.

Lipman kehrt zur ursprünglichen Zahnleiste zurück, nur ist sie bei ihm aus Metall. Außerdem bleibt nur die hintere Zahnleiste bestehen, die vordere fällt weg. Um das Brett festzulegen, wird es in zwei eigentümlich konstruierte eiserne Wangen

gebracht, welche am unteren Ende einen Falz haben, der nach hinten eine Nase bildet. Diese Nase kann als Rest der primitiven hölzernen Querleiste betrachtet werden. Mittelst eines am oberen Teile der hinteren Kante angebrachten spitzwinklig (nicht rechtwinklig) zur unteren Kante gerichteten Falzes greift die Wange in eine hinter der Zahnleiste befindliche Nut. Ruht die Nase auf einem Zahn, so liegt der hintere Falz mit seinem oberen Ende wider der Nut, und das auf und in dem unteren Falz der Wange angebrachte Abteilungsbrett befindet sich alsdann in wagrechter Haltung. Durch einfaches Heben in der Mitte wird das Brett nach oben bewegt und bleibt, sobald der Druck nachläßt, von selbst stehen. Indem man das Brett an der vorderen Kante ein wenig hebt, verläßt die Nase den Zahn, und das Brett kann abwärts bewegt werden; ein ganz geringer Druck nach hinten bringt es hierbei wieder zum Halten, gewöhnlich aber bleibt es von selbst stehen, wenn es nur losgelassen wird. Der Tragboden wird an der Vorderseite durch eine Schraube mit der Wange zusammengehalten. Diese Schraube hat in dem vorn rechtwinklig umgebogenen Ende des unteren Falzes und ebenso hat das Brett in der hinteren Nut (Nase) der Wange so viel Spielraum, daß die Verstellvorrichtung auch bei Böden, die sich geworfen haben, funktioniert. Schief gewordene Bretter können nur wenig wackeln, noch weniger als die Böden beim primitiven Zahnleistensystem. Nur wenn ein Brett, was ja höchst selten vorkommt, sich in der Weise wirft, daß es auch beim Stellstiftensystem nicht mehr brauchbar wäre, so funktioniert auch Lipmans Verstellvorrichtung nicht mehr.

Was nun zunächst die Leichtigkeit der Verstellvorrichtung betrifft, so wird das Lipmansche System nach unserer Ansicht von keinem der anderen übertroffen. Ihm am nächsten kommt in dieser Hinsicht das Ebrard-Wolffsche System, dann das Wenckersche, dann erst das System der Stellstifte. Beim primitiven Zahnleistensystem ist die Verstellbarkeit verhältnismäßig leicht, leichter als bei Stellstiften; doch darf man heutzutage kaum noch mit Zahnleisten rechnen.

Was ferner die Raumersparnis in der Höhenrichtung betrifft, so kann die Verstellbarkeit der Stellstifte, auch bei hölzernen Regal-

wänden, indem man die Bohrlöcher in zwei parallelen Reihen gegeneinander versetzt, auf 1,5 cm gebracht werden. Ebrard und Wolff erreichen kaum eine Verstellbarkeit von 2 cm, Lipman und Wencker eine solche von weniger als 1,5 cm.

Da bei dem Wenckerschen System die Böden aus gerolltem Eisenblech bestehen, welches auf 1 cm Höhe zusammengepreßt ist, so wird dadurch im Vergleich zu hölzernen Böden, welche im allgemeinen 2½ bis 3 cm dick zu sein pflegen, bei Neubauten eine bedeutende Raumersparnis in der Höhenrichtung erzielt. Ebrard empfiehlt sein System in Holz herzustellen. Lipman offeriert sein System auch mit eisernen Böden. In diesem Falle würde es den gleichen Vorteil bieten, wie das Wenckersche.

Der ungenutzte Raum zwischen zwei Bücherfächern beträgt bei hölzernen Regalwänden und bei Wencker etwa 3 cm, bei Lipman 0,8 cm.

Aus dem Gesagten darf man wohl den Schluß ziehen, daß das Lipmansche System bei Anwendung eiserner Böden alle anderen in Bezug auf Raumersparnis übertrifft, daß es bei Anwendung hölzerner Böden dem Wenckerschen immer noch etwa gleichkommt. Denn die Ersparnis in der Seitenrichtung bedeutet im allgemeinen nicht nur wie die in der Höhenrichtung eine Ersparnis an Baumaterial, Bauarbeit ꝛc., sondern zugleich eine Ersparnis an Bauterrain.[2])

Raum- d. h. Geldersparnis wird auch erzielt durch das Vermeiden der Trittstangen, denn diese schmälern den Laufgang zwischen den Regalen. Außerdem sind sie insofern von Nachteil, als sie meist das Einstellen und Herausnehmen von Büchern beim untersten Tragboden erschweren. Ist ihre Höhe aber nach dem Sockel der Regale bemessen, so nützen sie meist wenig. Sie bieten ferner auch deshalb geringen Vorteil, weil man darauf stehend meist die eine Hand zum Festhalten verwenden muß. Diese Nachteile vermeidet man bei Anwendung von einfachen Schemeln (Trittkästen), etwa in

[2]) Die Ersparnis in der Tiefe des Gebäudes durch Verringerung der Axenweite, welche Wencker seinem System vindiziert (Centralblatt der Bauverwaltung 1894. 495), hat in derselben Weise bei Lipman statt, was hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht.

den Dimensionen von 30, 40, 50 cm, sodaß jeder nach Maßgabe seiner Körperlänge in einer der genannten Höhen auftreten kann, stets festen Halt unter den Füßen und beide Hände frei hat. Der unbenutzte Kasten kann bequem zur Seite geschoben, auch zum Sitzen ꝛc. verwendet werden.[3])

Eine ungleich größere Raumausnutzung als beim System der festen Regale mit beweglichen Legböden läßt sich beim System der beweglichen Regale erzielen, welche in England erfunden sind.[4]) Zwei Männer, Virgo und Tyler, erfanden unabhängig voneinander ein Regal, welches an der einen Seitenwand durch Scharniere mit einer lotrechten Seiten- oder Zwischenwand der festen Repositorien verbunden und bei der Benutzung wie eine zu öffnende Thüre bewegt wird. Hierdurch angeregt erfand Jenner, Bibliothekar am Britischen Museum, im Jahre 1886 ein hängendes bewegliches Repositorium, welches sich mittelst vier Rollen auf eisernen Schienen an der Decke hin- und herbewegen läßt. Diese Erfindung brachte in den bereits vorhandenen Magazinen des Britischen Museums nach Garnetts Berechnung einen Raumgewinn, der als Äquivalent eines Anbaues im Werte von 35,000 Lst. exklusive Bauplatzkosten gelten durfte.

Noch einen Schritt weiter ging Lymburn. Sein Grundsatz lautet: Man vermeide bei Neubauten alle festen Regale und bringe nur bewegliche zur Anwendung. Diese müssen alsdann auf Seitenbewegung, nicht auf Vorwärtsbewegung konstruiert werden. Die Magazine würden sich dabei so gestalten, daß in der Mitte der Längsrichtung nach sich ein breiter Gang befindet, rechts und links von diesem Regale dicht nebeneinander hängen, welche sich mittelst Rollen auf Schienen bewegen lassen. Bei der Bücherentnahme wird jedesmal das betreffende Regal in den breiten Quergang gezogen.

---

[3]) Nicht zu verwechseln mit den eigentlichen Trittstangen sind die sogenannten Schutzstangen, welche das Fehltreten in der Nähe eines Lichtschlitzes vor den Regalen verhüten sollen.

[4]) Da über diesen Gegenstand demnächst ein Aufsatz des Verfassers im Centralblatt für Bibliothekswesen erscheinen wird, so geben wir hier nur die notwendigsten Andeutungen.



Es fragt sich, welches System die größte Raumausnutzung bietet. Als Grundlage sei ein System von festen Regalen angenommen, welche bei einer Höhe von 2,50 m und einer Tiefe von 80 cm in einer Achsenweite von 2 m angeordnet sind, so daß auf den Laufgang 1,20 m entfallen. In diesem Fall nimmt der Laufgang $^3/_5$ des verwendeten Raumes ein, abgesehen von den durchquerenden Gängen und dem Treppenhaus. Wird ein bewegliches Regal von 80 cm Tiefe eingeschoben, so beträgt bei Belassung der ursprünglichen Zwischengangsbreite die Achsenweite der festen Regale 2,80 m. Demnach nimmt in diesem Fall der Laufgang $^3/_7$ des verwendbaren Raumes ein, bei Einschub von zwei entsprechenden beweglichen Regalen $^3/_9$ u. s. f., wobei der Zähler eine konstante Größe, die Nenner aber eine arithmetische Progression bilden. Umgekehrt beträgt in den genannten Fällen der Raum für unterzubringende Bücher $^2/_5$, $^4/_7$, $^6/_9$ u. s. f., wobei Zähler und Nenner je eine arithmetische Progression bilden. Im dritten Fall würde sich demnach der Raum für unterzubringende Bücher um $66^2/_3$ Prozent vermehren. Damit dürfte aber auch in der Praxis die Grenze des Zulässigen erreicht sein.

Je länger bei Lymburns System die Regale sind, desto mehr wird im Verhältnis am Quergang gespart. Es kommt bei diesem System wenn auch nicht auf dieselben Kosten, so doch auf dieselbe Raumersparnis hinaus, ob man Repositorien von 80 cm Tiefe mit doppelten Bücherreihen, oder der leichteren Beweglichkeit halber solche von 40 cm Tiefe mit einfachen Bücherreihen wählt. Nehmen wir an, daß beim festen wie beim gemischten System der Raum für die durchquerenden Gänge, abgesehen vom Treppenraum, $^1/_6$ des Gesamtraumes beträgt, so werden beim oben erwähnten dritten Fall d. h. beim zweiten Fall des gemischten Systems die Zugänge zu den Büchergerüsten im ganzen $^3/_9 \cdot ^5/_6 + ^1/_6 = ^4/_9$ des verfügbaren Raumes betragen, abgesehen vom Treppenraum. Nehmen wir bei Lymburn's System eine Breite der Repositorien von 2 m, und einen Quergang von 3 m Breite an, so fallen hier auf die Zugänge $^3/_7$ des verfügbaren Raumes abgesehen vom Treppenraum. Beim festen System betragen Lauf- und Quergänge $^3/_5 \cdot ^5/_6 + ^1/_6 = ^2/_3$ des Gesamtraumes abgesehen vom Treppenraum. Um-

gekehrt beträgt der Raum für die Bücher beim festen System $^1/_8$, beim zweiten Fall des gemischten Systems $^5/_9$, bei Lymburn $^4/_7$ des verfügbaren Raumes; man kann also beim zweiten Fall des gemischten Systems in demselben Raum $^5/_9 : {}^1/_8 = 1^8/_9$ mal so viel Bücher unterbringen als beim festen System (s. o.), bei Lymburns Methode aber $^4/_7 : {}^1/_8 = 1^5/_7$ mal so viel. Dabei ist noch zu bedenken, daß die Laufgangweite für das gemischte System sehr gering angesetzt wurde und daß bei ihm die beweglichen Regale unter Umständen in mehreren für sich beweglichen Fachen vor den festen angeordnet werden müssen, damit sie bequem hin- und herbewegt werden können.

Damit verlassen wir die Bücherräume und gehen zur Betrachtung solcher Einrichtungen über, welche der Nutzbarmachung einer Bibliothek dienen.

Bei den Leseräumen ist beispielsweise wichtig die Anordnung der Lesetische und der Beleuchtung. Überall, wo der Raum es gestattet, sollten die Tische in der Weise angeordnet sein, daß sie nur von einer Seite besetzt werden, sodaß die Leser hintereinander sitzen. Hat der Lesesaal die oblonge oder quadratische Form, so sollten die Tische parallel zu einander laufen, ist der Lesesaal rund, wie im Britischen Museum, so sollten die Tische im Rahmen konzentrischer Kreise oder etwa gleichseitiger Polygone angeordnet sein. Die strahlenförmige Anordnung der Tische im Britischen Museum ist nicht zu loben. Die Vorteile, welche einseitig besetzte Tische den Lesern bieten, bestehen darin, daß diese sich nicht ins Gesicht sehen oder etwa durch eine in der Mitte des Tisches angebrachte Scheidewand gleichsam beengt werden. Ferner ist die Aufsichtführung von e i n e r Stelle aus erleichtert.

Die Beleuchtung, welche nur elektrisch sein darf, sollte im allgemeinen von der Decke herab kommen. Tischlampen sind zu vermeiden. Sie stören bei der Hantierung mit großen Bänden, erschweren bei Führung der Drähte unter dem Fußboden jede Reparatur oder Änderung an der Leitung. Im großen Lesesaal der von Rothschildschen Bibliothek habe ich die Leuchtkörper über den einseitig besetzten Tischen in der Weise anbringen lassen, daß sie als Schirmlampen in Pendeln von der Decke herabhängen und

80 cm über der Tischplatte sich befinden.[5]) Die allgemeine Raumbeleuchtung geschieht durch Schirme von 60 cm Tiefe und 20 cm Höhe mit je drei Glühlampen. Diese Schirme sind so hoch angebracht, daß eben noch drei Wandregale genügend erhellt werden. Durch eben solche Beleuchtungsmittel werden die doppelseitig besetzten Tische der beiden kleinen Leseräume erhellt, und zwar sind die Schirme so angebracht, daß der Schirmrand sich in einer Höhe von 2,25 m über der Tischplatte befindet. Einen gewissen Anhaltspunkt für die Einführung dieser letzteren Beleuchtungsmethode bot das Britische Museum, dessen Riesenlesesaal durch fünf in der Höhe angebrachte Bogenlampen erhellt wird.

Das wichtigste Mittel der Nutzbarmachung einer Bibliothek sind die Kataloge, und zwar ist nicht nur ihre innere Einrichtung von Belang sondern auch ihre äußere Beschaffenheit.[6]) In letzterer Beziehung herrscht heute noch der Streit zwischen Band- und Zettelsystem. Das Bandsystem hat den Vorzug, daß man beim Umblättern meist jedesmal eine gewisse Anzahl Titel zu Gesicht bekommt, beispielsweise im alphabetischen Katalog die Werke desselben Verfassers in der Mehrzahl der Fälle sämtlich wie auf einem Brett vor sich hat. Sein Nachteil besteht darin, daß auch bei anfänglich reicher Platzlassung für Nachträge über kurz oder lang eine Unterbrechung der genauen Einordnung neuer Büchertitel notwendig wird oder Raummangel für diese sich herausstellt. Dem gegenüber beruht der Vorzug des Zettelsystems auf der Beweglichkeit der Blätter. Hier kann eine alphabetische oder sachliche Ordnung dauernd bewahrt und der Katalog fortwährend auf dem laufenden gehalten werden. Es kann aber auch eine veraltete Anordnung leicht geändert werden: indes können lose Zettel leicht in Unordnnng geraten, entwendet oder verloren werden. Ziel der Bibliothekstechnik ist, eine Katalogform zu finden, welche die Vorzüge beider Systeme vereinigt. Annähernd ist dieses Ziel hauptsächlich durch das von

[5]) Um die Zahl der Pendel zu verringern, kann man, soweit es angeht, je zwei oder drei Lampen an einen Pendel hängen.

[6]) Vgl. zum Folgenden den Aufsatz des Verfassers im Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 4. Dezember 1891 und die fast wörtliche Wiedergabe der betreffenden Abschnitte im Handbuch der Architektur a. a. O. S. 137 f. u. 139.

Zangemeister erfundene System der Heidelberger Universitätsbibliothek und durch das von du Rieu erfundene System der Leidener Universitätsbibliothek erreicht. In Heidelberg sind mäßig große Foliobände ähnlich wie ein Photographienalbum eingerichtet und nehmen je fünf geschriebene Zettel auf jeder Seite auf. Über die Mitte eines jeden Zettels läuft des besseren Haltes wegen ein Faden. Reicht ein Band nicht mehr aus, so können die Zettel leicht mit dem Falzbein herausgenommen und auf zwei Bände verteilt werden. Dieses System hat den Vorzug, daß es ähnlich wie das primitive Bandsystem eine gewisse Anzahl Titel gleichzeitig präsentieren kann. Es bietet ferner den Vorzug der beweglichen Zettel für die Aufrechterhaltung einer festen alphabetischen oder sachlichen Ordnung. Auch die Kosten sind nicht übermäßig hoch, ein Halblederband mit 50 Blättern kostet in Heidelberg 17,50 Mk. Indessen wird man bei einer viel benutzten Anstalt Bedenken tragen müssen, einen derartigen Katalog dem Publikum ohne Einschränkung zur Verfügung zu stellen, da die Zettel zu leicht entfernt werden können, und zwar ohne daß jemand den Verlust zu merken braucht. In letzterer Hinsicht ist du Rieus System vorzuziehen. Hier werden gedruckte Titelausschnitte auf oblonge Zettel geklebt, welche nahe der einen Schmalseite zweifach eingesägt sind und in eine entsprechend eingesägte Einbanddecke mittelst eines Fadens festgebunden werden.

Jede Verstümmelung des Katalogs wird hier bemerkt, sei es, daß der Faden durchgeschnitten wird, sei es, daß ein Zettel herausgerissen wird, wobei ein Rest hinter dem Faden stecken bleibt. Durch bestimmte Kontrollmittel, welche wir hier nicht weiter erörtern können, ist alsdann Ersatz zu schaffen. Im übrigen haben hier alle Vorzüge des Zettelsystems statt, und die Verteilung des Inhalts einer vollen Kapsel auf zwei Kapseln ist äußerst einfach. Dieses System mitsamt dem Titeldruck wurde mit geringfügiger Änderung auf der Nationalbibliothek zu Paris eingeführt für die Kataloge der Erwerbungen seit dem Jahr 1874 resp. 1882. In Deutschland war es der Bibliothekar der Stadtbibliothek zu Kassel, Uhlworm, welcher zuerst seine Anstalt nach dieser Methode neu katalogisierte (1882). Ein glücklicher Zufall war es, daß der Verfasser dieser Zeilen auf dieser Anstalt volontieren durfte, um im

Jahre 1887 das System bei der Einrichtung der von Rothschild'schen Bibliothek zu adoptieren. Im Jahre 1889 führte die Ständische Landesbibliothek zu Cassel, im Jahre 1890 die Stadtbibliothek zu Köln das System ein. Den Titeldruck brachten außerdem im Jahre 1880 die Bibliothek des Britischen Museums, 1889 die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, 1891 die Königliche Bibliothek in Berlin zur Anwendung. Die Heidelberger Universitätsbibliothek führt ihren Dissertationenkatalog in demselben System, aber mit geschriebenen Titeln. Nach alledem darf man vermuten, daß du Rieus System und der Titeldruck, dessen Vorzüge ganz erhebliche sind, immer mehr Verbreitung finden werden.

In England und Amerika ist für den alphabetischen und systematischen Zettelkatalog sehr beliebt ein Kastensystem mit durchlöcherten Zetteln und durchgeführtem Metallstab. Die Abteilungen des Realkatalogs werden hier durch einen Abteilungszettel mit „shoulder" gekennzeichnet, worauf das Fach geschrieben steht. Ähnlich ist das Kastensystem Bonnange mit eingekerbten Zetteln, Schraube ohne Ende und Schlüssel; ferner das Kastensystem Staderini mit Metallzahnstab, Feder und Schlüssel. Die Kastensysteme haben den Nachteil der Unbequemlichkeit der Benutzung gegenüber dem Leidener System. Die Erfindung der Giulia Sacconi ähnelt derjenigen du Rieus, nur sind die Zettel durchlöchert und werden durch eine Schraube zusammengehalten. Die Einordnung neuer Zettel ist hier zeitraubender, vor allem ist die Erfindung zu teuer: eine mäßig dicke Kapsel mit Zettelfüllung kostet 16 Lire.

Nachträglich sei erwähnt, daß Uhlworm die Leidener Kapsel dadurch modifizierte, daß er anstatt der Fäden zwei Messingplättchen in die Einsägung brachte und diese durch eine in der Mitte zwischen den Zetteln eingelegte Messingschiene zusammenhielt. Eine Weiterbildung dieses Verfahrens stellt die neuerdings gemachte Erfindung Frankes, des Direktors der Landesbibliothek zu Wiesbaden, dar. Er konstruierte den Rücken der Kapsel bis an das Gelenk, welches das Öffnen und Blättern ermöglicht, aus Eisen; die Messingschneiden, welche in die Einsägung greifen, sind am einen Ende mit der einen Seite der Kapsel durch Scharniere verbunden, am anderen Ende sind sie mit rechtwinklig an-

gebrachten Haken versehen, welche an der anderen Seite der Kapsel in eine Feder einschnappen, die nur durch einen Schlüssel gehoben werden kann. Eine Kapsel ohne Zettelfüllung kostet bei größerem Bedarf etwa 3,50 Mk., eine Kapsel des Leidener Systems etwa 75 Pf.

* * *

2. **Bonifatius und die frommen angelsächsischen Frauen** von Herrn Dr. R. Schwemer.[1])

Ein eigentümlich biographisches und kulturhistorisches Interesse hat eine Gruppe der Briefe des Bonifatius, die ihn uns in seinen Beziehungen zu verschiedenen frommen Frauen seiner Heimat zeigen. Sie eröffnen ein Verständnis für seine Thätigkeit, indem sie uns zeigen, von welcher religiösen Inbrunst jene Kreise erfüllt waren, wie sehr ihnen das Bekehrungswerk Herzensbedürfnis war, sie lassen uns einen Blick in das Innere der Menschen jener Zeit thun, sie zeigen uns endlich die Richtung, in der sich das religiöse Denken überhaupt bewegte.

Der erste dieser Briefe[2]) ist von Bonifatius an eine gewisse Eadburg gerichtet, welche Äbtissin im Kloster der heiligen Mildred auf der Insel Thanet war. — Eadburg hatte sich an Bonifatius mit der Bitte gewandt, ihr Mitteilungen über die Visionen zu machen, die ein Mönch des Klosters Wenloe (bei Shrewsbury) während eines Zustandes des Scheintodes hatte. Bonifatius schreibt ihr, er könne ihre Bitte um so leichter erfüllen, als er den Mönch, der vor kurzem aus England nach Friesland hinübergekommen sei, selbst gesprochen habe. — Bei der gewaltigen Bedeutung, die bei der christlichen Unterweisung die Drohung mit den ewigen Strafen für die Sünder und die Verheißungen unsäglicher Freuden für die

[1]) Benutzte Litteratur: Fischer, Bonifatius, der Apostel der Deutschen, Breysig, Jahrbücher unter Karl Martell. Hahn, Bonifatius und Lull. Külb. Sämtliche Werke des Bonifatius. Böhmer-Will, Regesten der Mainzer Erzbischöfe. Ebrard, Die iro-schottische Kirche. Ebner, Die klösterlichen Gebetsverbrüderungen.

[2]) Jaffé nimmt an, daß der Brief 717 geschrieben sei, da am Schlusse von König Ceolred von Merlien als einem Verstorbenen gesprochen wird, der 706—716 regierte.

**

Frommen spielten, war es begreiflich, daß man diesen Visionen ein besonderes leidenschaftliches Interesse entgegenbrachte. Ob dieselben glaubhaft seien, und ob sie wirklich Geschautes und nicht vielmehr Hirngespinste einer krankhaft überreizten Phantasie seien, wurde nicht weiter erörtert. Die Aussagen, die gewöhnlich noch durch irgendwelche wunderbare Nebenumstände eine scheinbare Bestätigung fanden, wurden schlechtweg geglaubt, und es kann aus allgemeinen Gründen gar kein Zweifel darüber bestehen, daß Bonifatius bona fide gehandelt hat, daß er gutgläubig alles hinnahm und an die nach himmlischer Offenbarung dürstende Eadburg weitergab.

In den heftigen Schmerzen seiner Krankheit, erzählt der Mönch nach des Bonifatius Bericht, habe er plötzlich das Gefühl der Schwere seines Körpers verloren. Es sei ihm gewesen, wie wenn ihm eine Hülle von den Augen gefallen sei und die ganze Welt habe sich vor seinen Blicken aufgethan. Alle Länder, alle Meere habe er überschaut. Engel von blendender Klarheit hätten ihn aufgenommen und in die Höhe entführt. Ringsum im Umkreise der Welt sei lodernbes Feuer gewesen und es habe auch bis zu ihm emporgeflammt, aber ein mit dem Kreuz gezeichneter Engel habe ihn gegen die Lohe geschützt, die immer zurückgesunken sei, wenn sie der Engel mit dem Kreuz bedroht habe.

Der ganze Raum um ihn sei von unzähligen Seelen, von Scharen böser und guter Geister erfüllt gewesen und diese hätten nun einen Kampf begonnen um seine eigene Seele. Seine bösen und guten Handlungen seien, gewissermaßen als die Zeugen bei diesem Gerichtsverfahren, leibhaftig erschienen und hätten gegen ihn geschrieen oder ihn entschuldigt. Schließlich habe sich aber das Übergewicht seiner guten Thaten doch herausgestellt.

Tief unter sich habe er feurige Schlünde gesehen, aus denen Flammen hervorbrachen. Aus diesen seien fortwährend Schwärme von Seelen armer Sünder in der Gestalt von schwarzen Vögeln aufgeflattert, hätten eine Weile auf den Rändern gehockt, heulend und klagend und die Sünden bejammernd, dann seien sie aber unter Klagegeschrei wieder in die Tiefe gestürzt. Und einer der Engel hätte ihm gesagt, das seien die Seelen, die am Tage des jüngsten Gerichtes erlöst werden würden, denen sei daher diese kurze Rast

auf den Rändern der Schlünde gestattet worden. Tiefer unten aber seien noch andere Schlünde, und aus diesen gebe es keine Befreiung.

Dann habe er auch einen wunderbar lieblichen Raum gesehen, von wo ein unbeschreiblich süßer Duft zu ihm gedrungen sei. Dieser Vorort zum Paradiese sei mit einer Unzahl freudig bewegter Seelen erfüllt gewesen, die ihm zugewinkt hätten. Vom eigentlichen Paradiese sei dieser Ort aber noch durch einen Strom siedenden Peches getrennt gewesen und nur ein schmales Holz habe als Brücke hinübergeführt. Die völlig Sündenreinen hätten diesen Steg ohne Gefährde überschritten und wären zu den ewigen Freuden eingegangen, diejenigen aber, an denen noch Makel gehaftet hätten, seien herunter in den Strom gestürzt und seien dann erst, nachdem sie diese letzte Läuterung durchgemacht hätten, auf das andere Ufer hinüber gelangt. Von dem Paradiese selber habe er wohl die unermeßlichen Mauern, die dieses himmlische Jerusalem umschlössen, erblickt, es sei aber ein so intensiver Glanz davon ausgegangen, daß er die Augen hätte schließen müssen.

Dies sind im wesentlichen die Angaben des Gewährsmannes des Bonifatius, soweit sie sich auf die Topographie des Jenseits beziehen. Sie sind besonders interessant, wenn sie mit den Angaben anderer Visionen verglichen werden. Die großen Ähnlichkeiten, die sich dabei herausstellen, konnten den gläubigen Zeitgenossen natürlich nur als ein Beweis der Echtheit des Geschauten gelten, die Verschiedenheiten, die sich zeigten, wurden dagegen nicht weiter beachtet. In Wirklichkeit handelt es sich natürlich bei allen nur um Reproduktionen bereits vorhandener Vorstellungen, und Ebert (in s. Gesch. der Litt. im Abendlande I, 615) hat wohl Recht, wenn er der von Gregor I. erzählten Vision einen großen Einfluß auf alle folgenden zuschreibt. Die Vorstellungen vom Jenseits wurden dann von dichterischen Köpfen immer weiter ausgesponnen, und es bedarf hier ja nur einer Erinnerung an die großartigen Konzeptionen Dantes in seiner göttlichen Komödie; gerade dieses Dichtwerk zeigt auch deutlich, daß die Grundzüge immer bestehen blieben, und man wird daher in dem begleitenden und erklärenden Engel des Gesichtes des englischen Mönches die Dantesche Beatrice in der Urform erkennen dürfen. —

Es seien von den Frauenbriefen hier gleich noch Nr. 13 (Jaffé und auch in den Monum.) und Nr. 14 (ibid.) angefügt, der eine von einer gewissen Egburg verfaßt, der andere von der Äbtissin Eangyth, der erstere Brief in die Zeit von 716 oder genauer 717[3]) bis 722, der andere in die Zeit von 719[4]) bis 722 zu setzen.

Bonifatius erscheint hier als der besondere Vertrauensmann unglücklicher Frauen, die mit schwärmerischen Ausdrücken von ihrer Liebe zu ihm reden, ihm ihren Kummer mitteilen und ihn um guten Rat bitten.

Von der Egburg wissen wir nichts näheres; sie war Schülerin des Bonifatius und zwar eine dankbare, denn sie sagt, daß sie Tag und Nacht an seinen Unterricht zurückdenke. Sie fleht ihn um so leidenschaftlicher um seine Freundschaft an, als ihr Bruder Oskere — er war, wie es scheint Unterkönig der Äthelrer von Mercia (675—704), (Hahn S. 102) — gestorben ist und sie seit der Abreise der Wethburg, ihrer Milchschwester, völlig verwaist ist. Wethburg hat, wie wir aus dem Brief weiter erfahren, in Rom Trübes erfahren, sie ist ins Gefängnis gekommen, — daß sie sich hat freiwillig einschließen lassen, wie Külb I, 89 meint, ist kaum anzunehmen, — allein sie beneidet sie um ihre Trübsal, sie beneidet auch Bonifatius um die Verdienste, die er sich durch die Heidenbekehrung erworben hat, denn die von ihm gewonnenen Seelen werden einstens vor dem Richterstuhle Gottes sein Ruhm sein, und sie endet in einem ergreifenden Ausbruch des Schmerzes über ihre eigene Sündhaftigkeit, die sie für ihr künftiges Seelenheil erzittern macht. „Du kannst mir glauben", schreibt sie, „daß der vom Sturme umhergeschleuderte Schiffer sich nicht so sehr nach dem Hafen sehnt, die dürstenden Gefilde sich nicht so sehr nach dem Regen sehnen, die Mutter nicht so ängstlich den Sohn an dem steilen Meeresufer erwartet, als ich Eures Anblicks zu genießen verlange." Wegen ihrer vielen Vergehungen schreie sie zu ihm von den Enden der Erde, und flehe ihn an, er möge sie auf den Felsen seines Gebetes zu sich nehmen, denn er sei ihre Hoffnung

[3]) 717, weil Bonifatius schon auf dem Festlande ist; Hahn S. 101 Anmerkung 5.

[4]) Der Adressat ist schon mit dem Namen Bonifatius bezeichnet.

geworden und ein fester Turm vor dem sichtbaren und unsichtbaren Feinde.

Sie bittet ihn dann um Übersendung einiger Reliquien oder wenigstens einiger Trostworte von seiner Hand.

Voll von Klagen ist auch der von der Äbtissin Heaburg und ihrer Tochter Bugga gerichtete Brief. Der eigentliche Zweck desselben ist die Bitte um Rat. Heaburg und ihre Tochter seien so sehr angewidert von den zahllosen Beschwernissen ihres Daseins, daß sie nach Rom pilgern wollten. Nun würde von Verschiedenen diese Pilgerfahrt als unerlaubt hingestellt, sie bitte daher Bonifatius um Auskunft, was sie thun solle.

Wir wissen nicht, wie der Rat ausgefallen ist, aber wir erfahren aus mehreren Stellen, daß Bonifatius ein grundsätzlicher Gegner dieser Romwanderungen der Frauen war. Er hatte Grund dazu, denn dieses Umherschweifen hatte die schwersten sittlichen Schäden zur Folge. Ep. 70 (J. S. 208) sagte er, er sei gegen die weiblichen Pilgerfahrten, quia magna ex parte pereant, paucis remanentibus integris. Perpaucae enim sunt civitates in Longobardia vel in Francia aut in Gallia, in qua non sit adultera vel meretrix generis Anglorum. Quod scandalum est et turpitudo totius ecclesiae vestrae. Es wird diese Äußerung nicht auffallen, wenn wir sie mit andern vergleichen, in denen Bonifatius über das sittenlose Treiben in den Nonnenklöstern der Heimat schlimme Dinge berichtet. (Ep. 59 J. S. 173 u. 61 S. 180). — Die im Brief 14 miterwähnte Bugga erscheint dann noch in mehreren andern, wobei allerdings sehr schwer festzustellen ist, ob das immer dieselbe Person ist. Zweifellos ist wohl die Verfasserin des Briefes 16 als die Tochter der Heaburg anzusprechen. Der Brief ist wieder ein Zeugnis für den innigen Verkehr, der zwischen England und dem Missionsgebiete des Bonifatius herüber- und hinüberging. Bonifatius unterrichtete seine Verehrerinnen, die ja meist aus königlichem Geschlecht waren und weitreichende Verbindungen hatten, über den Erfolg seiner Schritte; diese unterstützten ihn mit Geld und Büchern, soweit sie vermochten.

Noch einer besonderen Thatsache soll hier gedacht werden, die aus diesen und vielen andern Briefen hervortritt, der Gebets-

verbrüderungen nämlich, die durch sie geknüpft oder erneuert wurden. Es sind dies Verbindungen zwischen einzelnen Personen, aber auch besonders zwischen einzelnen Personen und Klöstern und zwischen Klöstern untereinander, welche den Zweck haben, sich dadurch gegenseitig in der Erringung des ewigen Heiles beizustehen, daß der eine den andern regelmäßig in seine Gebete mit einschließt. Es knüpft sich an die liturgische Übung der Fürbitte, wie sie bei der Messe und den klösterlichen Stundengebeten geübt wurde und beruht auf dem Glauben an die Kraft dieser Fürbitte, die natürlich mit der persönlichen Heiligkeit dessen, der die Fürbitte thut, steigen mußte. Dem Gebete der Klosterleute wurde selbstverständlich eine besondere Wirkung zugeschrieben und die enormen Schenkungen der Merowinger an die Klöster hängen mit diesen Vorstellungen zusammen.

Es wird regelmäßig die Verpflichtung daran geknüpft, bei der Messe des Spenders zu gedenken; auch wurde sein Name zu diesem Zwecke in die bei der Messe gebrauchten Diptychen eingetragen. Eigentliche Verbrüderungen nun, d. h. Verbindungen, deren Zweck es war, sich gegenseitig in den Himmel zu beten, scheinen sich zuerst auf germanischem Boden gebildet zu haben, entsprechend der Neigung des germanischen Wesens zur Vergesellschaftung. Vielleicht dienten auch die engen Verbindungen, die unter den Klöstern der iro-schottischen Kirche bestanden, als Vorbild. Bonifatius war ein eifriger Förderer dieser Einrichtung. Wie wir aus Ep. 30 (Jaffé III, 95) erfahren, hatte er noch vor der Abreise nach Rom mit dem Erzbischof Berhtwald und seinem Klerus einen Gebetsbund abgeschlossen, der unter Erzbischof Nothelm im Jahre 735 wieder erneuert wurde, und es ist möglich, daß auch die Mehrzahl der übrigen Verbrüderungen des Bonifatius und seiner Gefährten mit heimischen Stiftern und Klöstern (Worcester, Winchester, York, dem Abt Aldhere und seinem Kloster) aus dieser Zeit stammen, wenn er auch auf dem Festlande stets auf Erweiterung seiner Verbindungen bedacht war. Sein Nachfolger Lullus erneuerte nach dem Tode des Meisters die alten Verbindungen und setzte sie fort.

Die Errichtung der sogenannten libri vitae und der Nekrologien hängt mit diesen Gebetsverbrüderungen zusammen.

5.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1896 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr F. Dörr, Realschuldirektor, hier.

Es sprachen am:

29. Januar: Herr Direktor Dr. K. Rehorn über „Platen in Italien";

12. Februar: Herr M. Speier über „Grillparzer als Charakteristiker".



III. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis 30. April 1896 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Litteratur.

*Schlösser, Rud. Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothoer Hofbühne. 1767—1779. Hamburg, L. Voß.

*Borkenstein, Hinr. Der Bookesbeutel. 1896. G. J. Göschen, Leipzig.

*Goethe. Maxims and Reflections. Translated by Bailey Saunders. With a preface, London, Macmillan 1893. Geschenk des Herrn Prof. Valentin.

* — Extraits des oeuvres en prose. Précédés de notices et annotes par L. Schmitt, Paris, 1896. Ebenso.

* — Èpigrammes (Vénise 1790) Seule traduction complète par Ralph Schropp, Paris 1889. Geschenk des Übersetzers.

* — Élégies Romaines. Tradnction nouvelle par Ralph Schropp, Paris, 1888. Ebenso.

*Lützow, Karl von. Goethes Beziehungen zur Kunst der Renaissance. N. Fr. Presse. 1896 März 18 u. 19, Nr. 11339/40.

*Michel, F. Shakespeare und Bacon. Darlegung und Würdigung der sogen. Bacon-Theorie. Wiss. Beil. z. Progr. des Philantropins in Frankfurt a. M. 1896.

*Lindheimer, Franz. Hagars Liebe. Schauspiel. 2. Auflage. Heidelberg, J. Hörning, 1896.

Geschichte.

†Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen Jg. 10.

*Liermann, O. Graf Albrecht von Roon, Kriegsminister u. Feldmarschall. Ein Bild seines Lebens u. Wirkens. Frankf. u. Leipzig, Kesselring, 1896.

†Archiv für Frankfurter Geschichte u. Kunst. Hg. v. Ver. f. Gesch. u. Alterthumskunde in Frankfurt a. M. 3. Folge, 5. Band 1896.

†Weckerling, A. Leonhard Brunner, der erste vom Rathe der Reichsstadt Worms angestellte evangelische Prediger (1527—1548). Worms 1895.

†Catechismus und anweisung zu Christlichem glauben in frag und Antwort gestelt für die Jugent unn andere Einfältigen der Kirchen zu Wormbs. MDXLIII. 1895.

Philosophie.

*Sommerlad, Fr. Darstellung u. Kritik der ästhetischen Grundansichten Schopenhauers. Gießen. Dissert. Offenbach 1895.

Pädagogik.

*Böhm, J. Praktische Unterrichtslehre für Seminaristen u. Volksschullehrer. 3. Aufl. München, R. Oldenbourg 1896.

* — Taschen-Kalender für Lehrer. 1894, Jg. XX. München, Oldenbourg,

Naturwissenschaft.

†Deutsches Meteorologisches Jahrbuch für 1894. Beobachtungssystem der deutschen Sternwarte. Ergebnisse der Meteorologischen Beobachtungen ꝛc. Jahrgang 17. Hg. v. d. Direktion des Seewarte. Hamburg 1896.

Technik.

*Koch, G. Die Lösung des Flugproblems in physikalischer u. maschinentechnischer Hinsicht. München 1896.

Programme etc. von Hochschulen, Instituten und Vereinen.

†Universitäten. Heidelberg. Vorlesungsverzeichnis S. S. 1896.

* — Freiburg i. Br. Vorlesungsverzeichnis S. S. 1896.

* — Leipzig. Vorlesungsverzeichnis S. S. 1896.

* — Jena. Vorlesungsverzeichnis S. S. 1896.

* — Innsbruck. Vorlesungsverzeichnis S. S. 1896.

* — Prag. Vorlesungsverzeichnis S. S. 1896.

* — Czernowitz. 19. Jahresbericht der Akademischen Lesehalle 1895.

*Bericht der städtischen Fortbildungsschule zu Frankfurt a. M. 1895/96.

*Programm der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) zu Frankfurt a. M. Ostern 1896.

*Rechenschaftsbericht der Gesellschaft für Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst u. Litteratur in Böhmen, 1896.

*Allgemeiner Kindergärtnerinnenverein. Bericht 15 u. 16. 1896.

*27. Jahresbericht des Frankfurter Gefängnisvereins. 1896.



IV. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1896.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Siegfried Ballin, Bankier und Schriftsteller, München.
2. Georg Biedenkapp, Dr., Schriftsteller, hier.
3. Johann Böhm, Königl. Seminarlehrer a. D. und Magistratsrat, Altdorf bei Nürnberg.
4. Ludwig Hoffmann, Dr. jur., Rechtsanwalt, München. (Mk. 10—.)
5. Max Keller, Kaufmann, hier.
6. Georg Lotter, Königl. Regierungs- und Kreisbauassessor im K. Bayer. Staatsministerium des Innern, München.
7. Wilhelm Lüngen, Dr. phil., Direktor der Humboldtschule, hier.
8. F. E. Mackroth, Kunstgärtner, hier.
9. Gustav Mayer, Redakteur, hier.
10. Carl Mendler, Königl. Zahlmeister a. D., München.
11. Frau Jacob Rikoff, Privatiere, hier.
12. Friedrich Scheuermann, Kaufmann, hier.
13. Heinrich Schick, Dr. med., prakt. Arzt, hier.
14. Martin Ulbrich, Oberpfarrer, Rothenburg i. d. Oberlausitz.
15. Carl Wachs-Jouard, Kaufmann, Höchst a. M.
16. Max Wechsler, Kaufmann, hier.
17. Hermann Wild, Königl. Lieutenant a. D. und Ingenieur der Verkehrsanstalten, München.

B. Gestorben:

1. H. W. Breimer, Privatier, hier.
2. Selig Goldschmidt, Kaufmann, hier.
3. Ferdinand von Herder, Dr. phil., Kaiserl. Russ. Hofrat, Grünstadt.
4. Emil Hüttenbach, Kaufmann, hier.
5. Felix Jordan-de Rouville, Privatier, hier.
6. Henry Lange, Professor, Dr. phil., Berlin.
7. Franz Leykauff, Dr. jur., Geh. Justizrat, hier.
8. Lehmann Michel, Lehrer, hier.
9. Moses Plaut, Lehrer, hier.
10. Frau Annette Seligmann, Wwe., Privatiere, hier.
11. Aloys Straub, Musiklehrer, Groß-Heubach (Bayern.)
12. August Thaler, Kaufmann, hier.
13. Emanuel Wertheimber, Bankier, hier.

19 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



Register.

Inhalt.

Seite

Freies Deutsches Hochstift.

—

Das Freie Deutsche Hochstift ist der Pflege und Förderung von Wissenschaft, Kunst und höherer Bildung gewidmet.

Goethehaus. Das Hochstift stellt sich die Aufgabe das ihm gehörende Goethehaus zu Frankfurt a. M. möglichst so wiederherzustellen, wie es in der Jugendzeit Goethes war. Die Mitglieder des Hochstiftes haben freien Eintritt zur Besichtigung des Hauses, und zwar die auswärtigen stets auch mit ihren Familien, die hiesigen mit diesen während der Wintermonate.

Lehrgänge. Das Hochstift veranstaltet seit 1885 im Winter Lehrgänge, welche die Aufgabe haben die Ergebnisse der neueren Forschungen in den ihm zur Pflege [illegible] Wissenschaften auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Anzahl der Lehrgänge beträgt 8, deren jeder in 5 Vorträgen ein Thema als geschlossenes Ganzes behandelt. Diese 40 Vorträge fanden im Winter 1895/96 in der Zeit vom 5. Oktober bis 14. Dezember und vom 7. Januar bis 14. März statt.

Sonntagsvorträge. Von Zeit zu Zeit finden Sonntagsvorträge statt, welche abwechselnd aus verschiedenen Wissensgebieten einen einzelnen Gegenstand [illegible]. Die Mitglieder sind zu freiem Zutritt berechtigt.

Fachabteilungen. Die Mitglieder des Hochstiftes, welche sich selbstthätig auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen, bilden die Akademische Abteilung; diese gliedert sich in Fachabteilungen, in welchen wissenschaftlich auf den einzelnen Gebieten der Fachwissenschaften gearbeitet wird. Die Teilnahme an den Sitzungen steht auch den nicht zur Akademischen Abteilung gehörenden Mitgliedern frei.

Ausstellungen. Das Hochstift veranstaltet Ausstellungen von Kunstwerken, welche in erster Linie die Aufgabe haben einzelne hervorragende Meister möglichst allseitig und dadurch in ihrem Gesamtwirken zur Kenntnis zu bringen. Im Jahre 188[illegible] fand eine Führich-Ausstellung, 1886 eine Ludwig Richter-Ausstellung, 1887 eine Moritz v. Schwind-Ausstellung, 1888 eine Alfred Rethel-Ausstellung, 1889 eine Dürer-Ausstellung, 1890 eine Mannfeld-Ausstellung, 1894 eine Julius Schnorr v. Carolsfeld-Ausstellung statt. Im Goethehause wurden in den letzten Jahren litterarische Ausstellungen veranstaltet, so 1892 eine Werther-, 1893 eine Faust-Ausstellung, 18[illegible] eine Ausstellung, die „Goethes Beziehungen zu Frankfurt“ veranschaulichte. Ausführliche z. T. reich illustrierte Kataloge erleichtern das Verständnis. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Lesezimmer. Im Lesezimmer (am Salzhaus 5, 1. Stock) liegen 142 Zeitschriften und Zeitungen vorzugsweise wissenschaftlichen Inhaltes auf. Das Lesezimmer ist von 10—1 und von 3—8 Uhr, Sonntags von 10—1 Uhr geöffnet. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Goethebibliothek. Die Benutzung der Goethebibliothek steht den Mitgliedern täglich außer Sonntags von 12—1 Uhr frei; die Entleihung von Werken nach Hause ist gestattet.

Die Höhe des Jahresbeitrages wird durch das Mitglied selbst bestimmt; der Mindestbeitrag beträgt für Mitglieder im Stadt- und Landkreise Frankfurt M. 8.—, für auswärtige Mitglieder M. 6.—. Das einmal zu entrichtende Einstandsgeld beträgt mindestens M. 3.—; bei Jahresbeiträgen von M. 12.— an fällt auf Wunsch das Einstandsgeld fort. Die freiwilligen höheren Jahresbeiträge und Einstandsgelder werden besonders verzeichnet. Anmeldungen zum Eintritt, wie zur freiwilligen Erhöhung des Jahresbeitrages nimmt die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes (Goethehaus) entgegen.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes.

Die Berichte, vom Akademischen Gesamt-Ausschuß herausgegeben, [illegible] scheinen jährlich in vier Heften. Sie enthalten in einer ersten [illegible] die in den Gesamtsitzungen gehaltenen Vorträge („Sonntagsvorträge“) [illegible] vollständig, in einer zweiten Abteilung die Berichte aus den Sitzungen [illegible] wissenschaftlichen Fachabteilungen, welchen sich dann litterarische Mitteilungen und geschäftliche Berichte an die Mitglieder anschließen.

Jede der beiden Abteilungen hat besondere Nummerierung und be[illegible] Seitenzählung, so daß jede, beim Einbinden zusammengeheftet, in der r[illegible] Reihenfolge und als Ganzes sich darbietet. **Einbanddecken** sind zu *M.* [illegible] von der Kanzlei des Hochstiftes zu beziehen.

Zur Charakterisierung der Thätigkeit der Fachabteilungen [illegible] größeren Berichten, wie sie im elften Bande (Jahrgang 18[illegible]) ver[illegible] wurden, hier erwähnt:

Alte Sprachen: J. Ziehen, Studien zur lateinischen Ant[illegible] **Neuere Sprachen:** F. Michel und M. Banner, Bericht über den sech[illegible] allgemeinen deutschen Neuphilologentag zu Karlsruhe; J. Ziehen, [illegible] richtungen der neueren französischen Kunstschriftstellerei; F. Kuhl, Bericht [illegible] den französischen Ferienkurs in Frankfurt a. M. **Bildkunst und Kun[illegible]schaft:** H. Junker, Das von Seekatz 1762 gemalte Goethefamilienbi[illegible] F. Knörk, Die Reichssturmfahne; V. Valentin, Einiges zur K[illegible] Ergänzung der Laokoongruppe; J. Ziehen, Kunstgeschichtliche M[illegible] **Mathematik und Naturwissenschaften:** C. H. Müller, 1. Die M[illegible] zur absoluten Tonhöhebestimmung; 2. Über den Stühlerischen Perspektographen [illegible] Gg. Knieß, Die Kegelschnitte 2c. **Volkswirtschaft:** Fr. Wirth, Die [illegible] Bedeutung der internationalen Friedensbestrebungen; A. Koßmann, [illegible] Arbeitslosigkeit und ein neuer Vorschlag zu ihrer Bekämpfung. **Deu[illegible] Sprache und Litteratur.** A. Krüger, Stella und Mattabruna; A. Plun[illegible] Dr. Emil Reich, Ibsens Dramen; K. Rehorn, Der Mythus von [illegible] Valentin, Über die Lektüre der deutschen Klassiker in den oberen Kla[illegible] der höheren Schulen. **Geschichte:** L. Oelsner, Zur Textgeschichte des [illegible] schen Gesetzes; R. Schwemer, Die Frage über den Ursprung des [illegible] jährigen Krieges. **Litterarische Mitteilungen:** Neuere Goethe- und Schi[illegible] litteratur X und XI von M. Koch; Bruder Martin in Goethes [illegible] Martin Luther von V. Valentin.

* * *

Die Mitglieder erhalten die Berichte unentgeltlich zugesendet.

Der Preis für Nichtmitglieder beträgt pro Jahrgang Mk. 6.—, pro Heft Mk. 2.—, pro Doppelheft Mk. 3.—.

Anfragen betreffend den den Berichten (Auflage 1950) beigef[illegible] „Litterarischen Anzeiger“ sind zu richten:

An

die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes

(Frankfurt a. M., Goethehaus).

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.



Neue Folge. Zwölfter Band.

Jahrgang 1896. Heft 3/4.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.


G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK













